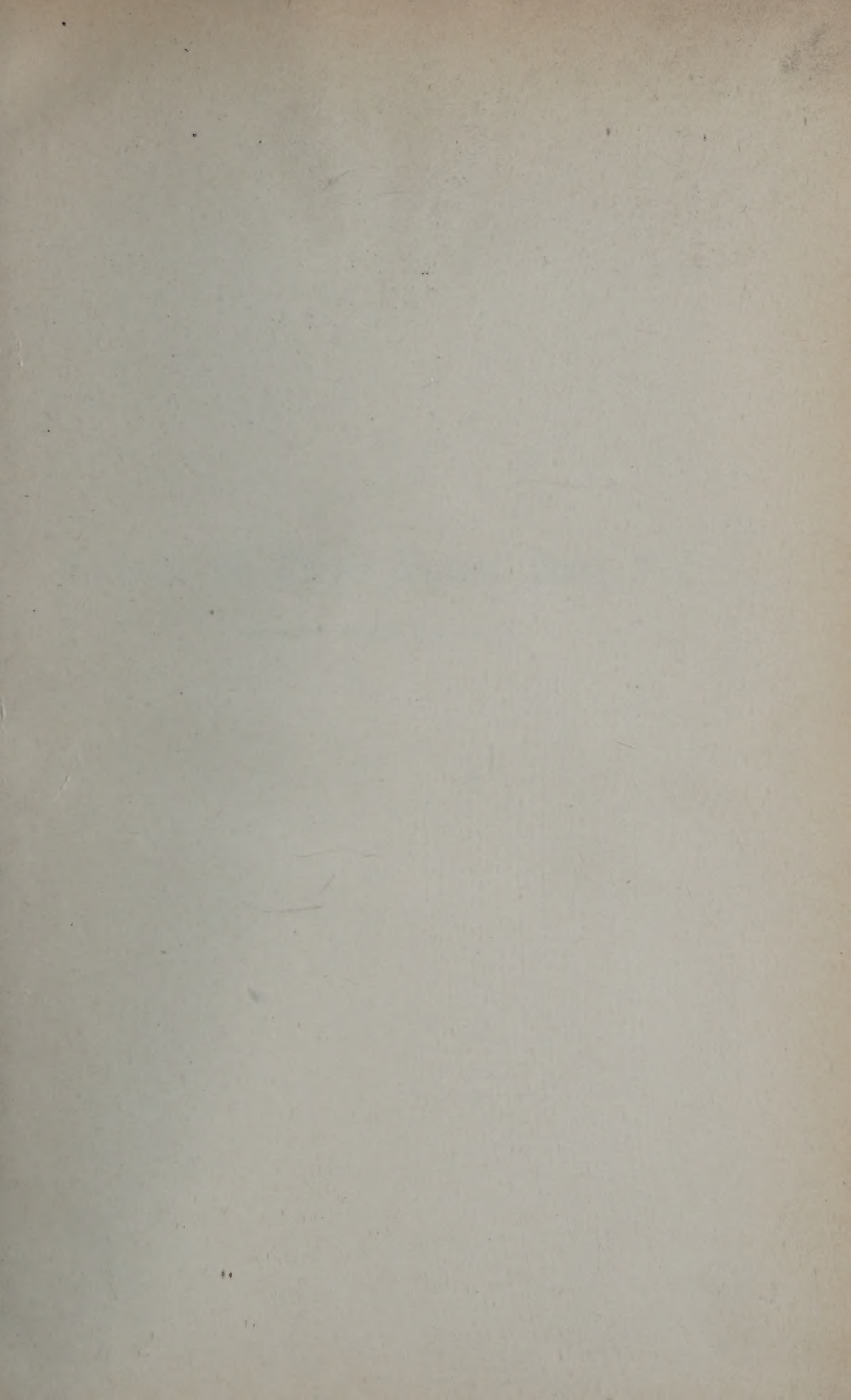




No. 4048.144
THE TRVSTEES OF THE
PVBLIC LIBRARY
LVX
OMNIVM
CIVIVM
OF THE CITY OF
BOSTON
1852 1878

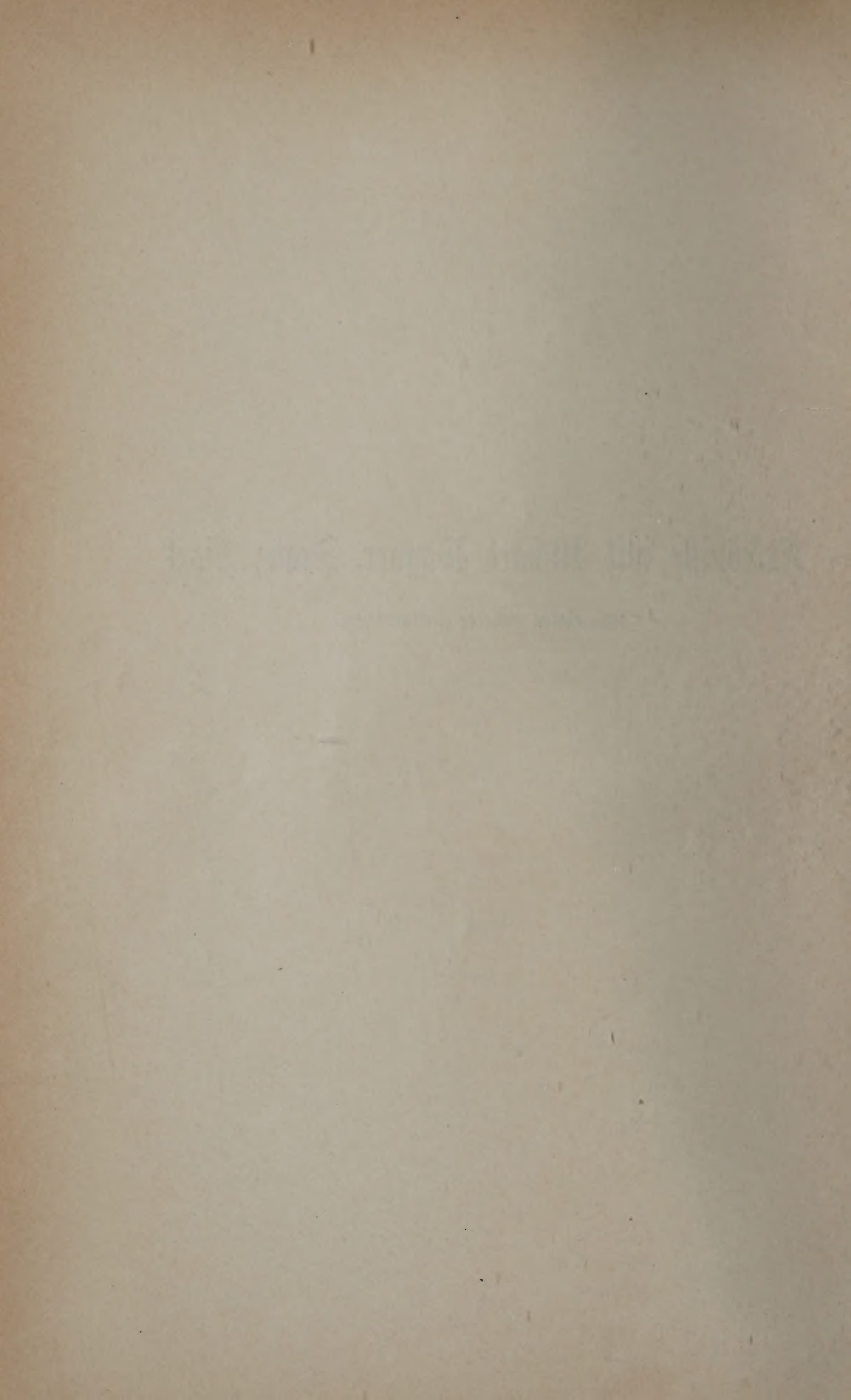






Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt

und vielen anderen Zeitgenossen.







W. Weißheimer.

Erlebnisse

mit

Richard Wagner, Franz Liszt

und vielen anderen Zeitgenossen

nebst deren Briefen.

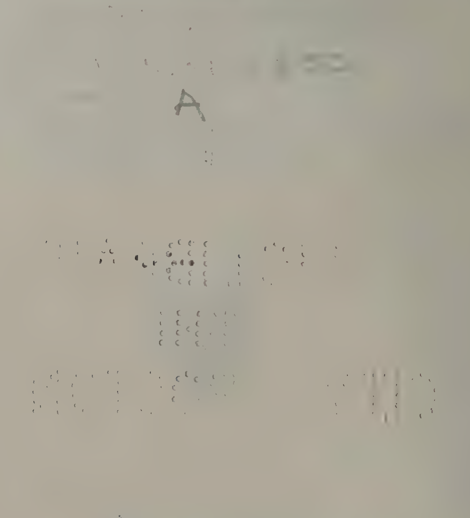
Von

W. Weißheimer.

Mit dem Bildnis des Verfassers und Faksimiles von Briefen Wagners, Liszts und Bülows.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort.

Zweck dieses Buches ist, die darin auftretenden Personen so zu schildern, wie sie mir im Umgang erschienen sind, damit sie jeder, der sie nicht kannte, womöglich lebend vor sich sehe. Es durfte daher an ihrem Bilde nichts „glorifiziert", nichts im günstigen Sinne hinzugefügt oder im gegenteiligen hinweggelassen werden. Wie sie waren und sich in meinem Erinnern abspiegelten — besonders die beiden Hauptpersonen —, so mußten sie bleiben. Bei dieser getreulichen Schilderung wurde ich, außer von einem sehr guten Gedächtnis, durch viele noch erhaltene Schriften und Aufzeichnungen unterstützt, welche mir es ermöglichten, die Betreffenden öfters in ihren wörtlichen Aeußerungen reden zu lassen. Was sich hierbei nicht ganz fest in meinem Gedächtnis eingegraben hatte oder nicht in gleich darauf Niedergeschriebenem festgestellt war, ließ ich lieber beiseite, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, jemand etwas in den Mund zu legen, was er nicht wirklich gesagt habe. Ich war in diesem Punkte äußerst skrupulös; denn genaue und wahrheitsgetreue Schilderung ist bei kunsthistorischen Schriften vor allem geboten, wollen sie über-

haupt Anspruch auf Wert erheben. Ich leugne nicht, daß ich so kühn bin, diesen zu beanspruchen, und hoffe, daß der freundliche Leser meiner Schilderung mit Interesse folgen möge, deren Hauptpersonen ihm vielleicht in einem teilweise ganz neuen, deshalb aber nicht weniger interessanten Lichte erscheinen werden.

Freiburg i. B., im Januar 1898.

Wendelin Weißheimer.

P. S. Bei Durchsicht der Reindruckbogen finde ich, daß der Relativsatz auf Seite 10, Zeile 3 von unten, mißverständlich so gedeutet werden könnte, als habe Mendelssohn zu der Zeit, aus der ich an jener Stelle erzähle (Mitte der fünfziger Jahre), noch gelebt. Ich ersuche deshalb den geneigten Leser, die Worte „welcher damals“ zu streichen und dafür „als er noch“ zu setzen.

D. O.

Vor meinem persönlichen Bekanntwerden mit Wagner.

Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmstadt.

Als ich in früher Jugendzeit in meinem Heimatsorte zuweilen von einem dort wohnenden Barbier Bach reden hörte, schlug dieser Name mit ganz anderm Klange an mein Ohr, als wenn etwa von Michel, Breth oder Kunz die Rede war. Jedesmal bemächtigte sich beim Hören des Namens „Bach" meiner Jugendphantasie eine Ahnung von etwas Großem, unendlich Erhabnem, ohne daß ich mir des Grundes bewußt wurde. Unmöglich konnte ich damals schon von dem fabelhaften Leipziger Kantor gehört haben, denn es stammt diese mir heute noch unerklärliche Erinnerung aus meiner allerfrühesten Jugendzeit, in der man von alledem nichts weiß oder sicherlich sich nichts davon merkt. Ganz ähnlich erging es mir, als ich in den schon etwas vorgeschrittenen Knabenjahren zum ersten Male den Namen Richard Wagner aussprechen hörte. Einer meiner Brüder, der damals in der Nähe von Wiesbaden lebte, kehrte in die Heimat zurück und erzählte unter anderm von der dortigen Aufführung des Tannhäuser und von seinem kühnen Autor, der alle Kunstregeln umstürzen wolle. „Tannhäuser",

„Richard Wagner", mit zauberischem Klange schlugen wiederum diese Worte an mein Ohr und ließen mich eine neue Welt ahnen! Was das lebhafte Interesse für Wagner in mir noch steigerte, war die Wahrnehmung, daß die damalige Tagespresse einmütig über ihn herfiel und ihn unbarmherzig verdammte. „Der muß etwas Großes sein," dachte ich unwillkürlich — und bald schon sollte sich dieser naive Glaube in sein besseres Teil, in Ueberzeugung verwandeln.

Mit meinem dreizehnten Jahre war ich nämlich aus meinem Geburtsorte Osthofen in Rheinhessen nach der Residenz Darmstadt übergesiedelt, um in der dortigen Realschule meine Studien fortzusetzen. An einem schönen Sommerabend des Jahres 1852 enthielt das Programm eines Militärkapellenkonzertes, das an einem benachbarten Vergnügungsorte statthatte, unter anderm auch den „Einzug der Gäste auf Wartburg" von R. Wagner. Natürlich eilte ich hinaus und vernahm mit unendlicher Spannung die ersten Tannhäuserklänge, die originelle Trompetenfanfare, die aufwirbelnden Triolenfiguren, die mich gleich mit in die Höhe nahmen, um, dann sanft wieder hinabgleitend, in das prachtvolle, feierlich-edle Hauptthema einzuleiten. Sofort erkannte ich, das sei kein Marsch wie andre Märsche, keine Musik wie andre Musik, und wenngleich mir auch das vollmelodiöse zweite Thema etwas „weberisch" erschien, so brachte der nun folgende kräftige und scharfrhythmische dritte Hauptgedanke, im besonderen dessen wundervoll graziöse Fortführung, sodann der imposante Abschluß mit den wieder aufwirbelnden Triolen und dazwischen schmetternden Trom-

petenfanfaren einen überwältigenden Eindruck in mir hervor, den ich mit nichts anderm vergleichen konnte. Und doch hatte ich nur das Arrangement einer, wenn auch vorzüglichen Militärkapelle gehört; ich kannte noch nicht den Originalklang dieser Musik, noch nicht jene intensive, entzückende Färbung, wie sie nur das wirkliche Orchester bieten kann. Bald sollte mir auch diese Gunst des Himmels zu teil werden.

An Stelle des verdienstvollen, bejahrten Hoftheaterkapellmeisters Mangold wurde der thatkräftige, jüngere Louis Schindelmeisser von Wiesbaden nach Darmstadt berufen, derselbe, der schon in der nassauischen Residenz, gleich nach Franz Liszt in Weimar, den Tannhäuser zur Aufführung gebracht und damit diesen Zündstoff auch in die rheinischen Gemüter geworfen hatte. In Darmstadt zögerte er gleichfalls nicht, damit vorzugehen, und mit Entzücken vernahm ich von meinem Klavierlehrer Wiese, der im Orchester das zweite Fagott blies, daß die Aufführung schon bald herrannahe. Ich bestürmte ihn, zu bewirken, daß ich die Hauptprobe hören könne, was ihm auch gelang. Klopfenden Herzens suchte ich in dem fast ganz dunklen Theater den Eingang zum Parterre. Als ich denselben umhertastend endlich gefunden und die Thür öffnete, kam mir aus dem vollbesetzten Orchester, bei herabgelassenem Vorhang, ein wahrer Tonschwall entgegen; ein jeder probierte emsig an irgend einer schwierigen Stelle, die ihm noch nicht recht geläufig sein mochte; die Geigen schwirrten, die Bässe donnerten, Hörner, Trompeten und Posaunen schmetterten und dröhnten, die Klarinetten und Hoboen krähten und ächzten — ein wahrer Höllenlärm, der jedoch plötzlich

verstummte, als Kapellmeister Schindelmeisser mit seinem des Schädels Blöße deckenden Sammetkäppchen am Pult erschien und den Taktstock ergriff, den er handhabte wie selten einer! Er sagte trocken in seinem Königsberger Dialekte: „Na, die Ouvertüre haben Sie bereits eijenmächtig ohne meine Leitung gespüllt, die schenke ich Ihnen jetzt; wir fangen jleich mit der ersten Scene ann.“ Nun kam der große Augenblick: im Schwirren der Töne stieg der Vorhang in die Höhe, eine prachtvolle Dekoration zeigte in rosigem Lichte die Venusgrotte, die Bacchantinnen begannen ihren wilden Reigen, und aus dem Orchester quoll eine Musik — so feenhaft schön, wie ich es nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch im stande sei, sie zu erfinden. Staunend folgte ich diesen Zauberklängen, die mich in eine solche Ekstase versetzten, daß ich gewaltsam an mich halten mußte, um nicht laut zu schreien oder gar von meinem Sitze in die Höhe zu schnellen. Wer könnte auch ruhig bleiben bei diesen bestrickenden Violinen, die in langgezogenen Tönen glühende Liebe singen, während die chromatisch aufsteigenden Violoncelle sie stürmisch zu umfangen trachten, bei den zuckenden Accorden der Flöten, Hoboen und Klarinetten, die im feurigen Glutofen des hochwirbelnden Tremolo gleichsam schmelzend in einzelnen schweren Tropfen herabfallen, bei dem süß-innigen Sirenenrufe: „Naht euch dem Strande,“ oder bei dem darauf erfolgenden wahnsinnig tollen und gellenden Wiederausbruche der stürmischen Leidenschaft bis zu ihrem Kulminationspunkte, von dem sie dann langsam ermattend herabsinkt und in wohligen Harfenklängen leise und sehnsüchtig verhallt — —! Nun wußte ich es:

Das ist eine völlig neue Kunst, eine Klangmischung, wie sie noch niemand gefunden, eine Färbung, die uroriginal „Wagner" ist, die man weder mit der Mozart-Beethovenschen noch der Weberschen verwechseln konnte, und die, wie ich dann später fand, über alle Wagnerschen Werke ausgebreitet ist, aber speziell im Tannhäuser am intentivsten hervorleuchtet, der auch als Bühnenstück wohl das flotteste von allen sein dürfte.

Die eigentümlich ineinander geschobenen Accordwindungen, die Tannhäuser zu Anfang der zweiten Scene aus dem Schlummer ziehen, ließen auch mich aus der Extase erwachen, in die mich die erste Scene versetzt hatte. Nüchterner, wenn auch mit stillem Entzücken, folgte ich dem interessanten Dialog zwischen Tannhäuser und der Venus, hörte das leise, von ihm so schmerzlich ersehnte Glockengeläute auf der wunderbaren Accordfolge, die Nachtigall, sein stolzes Minnelied, erbebte mit der aufschnellenden Venus und wußte sehr schnell den besonderen Wert des: „Hin zu zu den kalten Menschen flieh", mit dem schönen Violoncelleinsatz, zu würdigen. Was ich sonst noch alles empfand in dieser mir unvergeßlichen Probe, wollte ich es detailliert hier wiedergeben, so würde der Zweck und wohl auch der Raum dieses Buches bedeutend überschritten; — auch bedarf es jetzt keiner näheren Erörterung mehr, da, was ich damals mit nur wenigen erkannte, jetzt längst von Tausenden und Abertausenden gefühlt wird, ich also schwerlich damit etwas Neues sagen könnte. Es möge daher nur noch bemerkt sein, daß diese Tannhäuserprobe nebst der tags darauf folgenden ersten Aufführung, die sehr glücklich von

statten ging, eine große Umwandlung in mir hervorrief: die geahnte neue Welt war mir in der That aufgegangen! Zunächst studierte ich nun das große Werk genau. Mein Klavierlehrer Wiese wußte sich aus dem Theater den Klavierauszug zu verschaffen. Ich machte mich emsig darüber her und notierte mir gleich diejenigen Stellen, die mich zunächst ergriffen. Immer aber entdeckte ich wieder andres, Neues, das mich noch mehr entzückte, auch das mußte ich haben, und so schrieb ich denn und schrieb — bis ich richtig den ganzen Tannhäuser beisammen hatte! Dieses wunderliche Exemplar, das ich heute noch besitze, zeigte ich später einmal Meister Liszt, der voll Verwunderung darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Es war ganz von selber entstanden; das Schreiben war keine Arbeit, sondern gewährte mir den größten Genuß.

Kaum war mir der Tannhäuser ganz inne, da führte auch schon Schindelmeisser das zweite Hauptwerk Wagners, den Lohengrin, auf. Der brachte mich nun ganz aus Rand und Band! Mein Wachen und Träumen war Lohengrin — und mochten meine Mathematik- und Chemiestudien noch so sehr darunter leiden, ich konnte nicht anders, ich mußte diesen Weihetrank bis zur Neige lehren, eh' ich im stande war, wieder an was andres zu denken. Da ich in meiner Schulklasse noch zwei bis drei Gesinnungsgenossen vorfand, die nebenbei auch ganz passabel Geige spielten, und unser genialer Professor der Mathematik, Dr. Zehfuß, zugleich ein heimlicher Violoncellist war, so gelang es mir bald, dieses Quartett mit meinem Klavier zu verbinden. Ich arrangierte zu diesem Zwecke, den vorhan-

denen Kräften und Fähigkeiten entsprechend, die Hauptstücke aus Tannhäuser und Lohengrin, und jeden Sonn- und Feiertag kamen wir zusammen, um uns daran zu ergötzen. Das waren genußreiche Stunden.

Eines Tages las ich in einer Frankfurter Zeitung von der bevorstehenden Aufführung des „Fliegenden Holländer“ unter Leitung des Kapellmeisters Gustav Schmidt, der ebenfalls zu Wagners persönlichen Freunden zählte. Selbstverständlich fuhr ich zur Aufführung nach Frankfurt hinüber und hatte nun auch das dritte große Werk auf meinem „Repertoire“. Ich war in einem völligen Wagnerdelirium — — noch vermehrt durch die Lektüre des Wagnerschen Buches: „Oper und Drama“ und der Schrift: „Die Kunst und die Revolution“.

Mittlerweile waren die Jahre 1853—55 vergangen; im folgenden sollte ich meine Studien beenden und in das praktische Leben treten. Vorher wollte ich mich aber noch ein wenig in der Theorie der Musik umsehen und wandte mich zu diesem Behufe an Kapellmeister Schindelmeisser. Derselbe war so gütig, mich in den sogenannten Generalbaß und Kontrapunkt einzuführen. Es ging das so schnell von statten, daß er sich öfters wunderte, und als ich gar anfing, lustig drauf los zu komponieren, sagte er eines Tages zu mir: „Junger Freund, Sie haben vüll, vüll Talent, Sie dürfen nichts andres als Musiker werden!“ Ich bemerkte ihm, das ginge nicht an; mein Vater sei entschieden dagegen. Was that nun Schindelmeisser? Zu meiner Ueberraschung machte er sich sofort auf den damals noch recht unbequemen Weg nach Osthofen und bestürmte

meinen Vater so lange, bis dieser seine Einwilligung gab! Bei dieser Gelegenheit erzählte er auch viel von seinen Beziehungen zu Richard Wagner, den er schon seit seiner Jugendzeit kannte, und zu dem er sogar in einem weitläufigen verwandschaftlichen Verhältnis stand.

Vor seiner Rückkehr nach Darmstadt verehrte mir Schindelmeisser sein wohlgetroffenes Porträt und einen seiner vielen Originalbriefe Richard Wagners, womit er mir natürlich eine außerordentliche Freude bereitete. Wie einen Talisman bewahrte ich denselben und will nun auch mit ihm die Reihe meiner Wagnerbriefe eröffnen; sein wenn auch kurzer Wortlaut ist dennoch von hinreichendem Interesse und soll daher nicht verloren gehen. Er lautet:

Zürich, 5. Oktober 1854.

Liebster Freund!

Meine Frau ist gegenwärtig in Deutschland; sie reist über Frankfurt (wohin sie von Schmidt zur Aufführung einer meiner Opern eingeladen ist) zurück und wird ungefähr gegen den 20. d. M. dort sein. Nun würde aber sie und mich es außerordentlich freuen, wenn sie den Lohengrin in Darmstadt hören könnte. Ich bitte Dich daher, es doch ja möglich zu machen und deßhalb — wegen des Tages — Dich mit ihr in Rapport zu setzen. Sie soll Dir — von Weimar aus — genau melden, wann sie in Darmstadt sein kann; da erweise ihr dann die Freundlichkeit, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihr Wunsch erfüllt werde. —

Tausend Dank im Voraus!

Dein R. W.

Studienzeit in Leipzig.

Mit einem Empfehlungsschreiben Schindelmeissers an den berühmten Theoretiker Moritz Hauptmann zog ich Anfang Mai 1856 wohlgemut nach Leipzig und trat auf dessen Rat ins dortige Konservatorium der Musik ein, wo mir der Unterricht Hauptmanns und Richters im Kontrapunkt zu teil wurde. Tüchtig Klavier spielen lernte ich bei den Professoren J. Moscheles und L. Plaidy, und komponieren sollte ich lernen bei Julius Rietz, dem damals allgewaltigen Leiter der berühmten „Gewandhauskonzerte", dem Nachfolger Mendelssohn-Bartholdys. Rietz war bekanntlich entschiedener Gegner der Wagnerrichtung und führte den Krieg selbst in den Unterrichtsstunden. Natürlich hatte er bald heraus, daß ich auch „einer von denen" war. Ich brachte ihm eines schönen Tags eine Ballade von Schiller für Baryton und Orchester — da brach's los. Mit einem stechenden Blick sah er mich an: „Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Komposition total mißfällt. Gehen Sie damit nach Weimar; da wird man Ihnen schöne Worte sagen! Sie scheinen ein Anhänger Wagners zu sein, und das ist Ihr Verderben! Sehen Sie diese Wände an, in denen ich schon zehn Jahre unterrichte; diese haben noch nichts andres gehört als Warnungen über Warnungen — und von allen, die ich warnte, sind Sie der Schlimmste!" Man kann sich denken, wie verblüffend und geradezu niederschmetternd eine solche Anrede auf mich wirken mußte, — ich suchte meinen Kopf, und als ich den

wiedergefunden hatte, beschloß ich, keine Stunde mehr bei Rietz zu besuchen. Ich studierte des genauesten das große Kompositionslehrbuch von Adolf Bernhard Marx und — die Klassiker, hörte die Vorträge von Franz Brendel, dem Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“, des damaligen Wagnerblattes, und verbrachte die Abende in dem heiteren Klub „Aufschwung“ mit den Kollegen v. Bernuth, Riedel, Otto Singer, Felix Dräseke und Hermann Levi oder im Familienkreise des geistvollen Naturforschers Roßmäßler. Die meisten Mitglieder des „Aufschwung“ waren „Schumannianer“; trotzdem wurde mir der Zutritt nicht verwehrt, und ich spielte als „Wagnerianer“ häufig genug die Rolle des „Hechts im Karpfenteich“, in den entbrannten Meinungskämpfen nur von Dräseke sekundiert, der, wie ich von Rietz wußte, auch „einer von denen“ war, die er so oft vergeblich „gewarnt“ hatte. Trotz seiner Gegnerschaft führte übrigens Rietz in den Gewandhauskonzerten als gewissenhafter Kapellmeister sehr gut das erste Lohengrinfinale und Wagners Faustouvertüre auf!

Wie groß damals die Abneigung gegen Wagner in den tonangebenden höhern Gesellschaftskreisen war, mag folgendes Beispiel zeigen. Ich hatte vom Stuttgarter Hoftheaterintendanten Baron v. Gall ein Empfehlungsschreiben an Frau Livia Frege in Leipzig erhalten, die bekannte Verehrerin Mendelssohn-Bartholdys, in deren hochangesehenem Hause viel musiziert wurde, häufig auch in Gegenwart von Mendelssohn, ~~welcher damals~~ in Leipzig Kapellmeister war. Frau Frege galt als Protektorin aller guten Musik und aller guten Musiker — was Wunder,

wenn ich mir vornahm, sie auch mit Wagner bekannt zu machen, von dem sie so gut wie nichts zu kennen schien! Die Gelegenheit bot sich einmal nach Tisch, als sie mich aufforderte, ihr etwas vorzuspielen. Zuerst spielte ich eine Sonate von Beethoven, und dann, als sie noch mehr hören wollte, platzte ich mit dem Vorspiel aus „Lohengrin" heraus. Sie wußte erst nicht, woran sie war, wurde unruhig, rückte mit dem Stuhl, bis endlich die Frage kam: „Was spielen Sie denn da?" Als ich ihr antwortete, sprang sie auf, ging eilig in das nächste Gesellschaftszimmer und sagte den dort Anwesenden so laut, daß ich's hören mußte: „Nein, wagt dieser junge Mann mir meinen Salon mit Wagnerscher Musik zu entweihen!" — ich empfahl mich französisch. Als sie mich später nach Eröffnung der Konzertsaison unter den Zuhörern im Gewandhaussaal erblickte, lorgnettierte sie mich öfters und ziemlich auffällig aus ihrer Loge, in der sie rechts über dem Orchester thronte, wo der schöne Spruch zu lesen war: Res severa est verum gaudium. Ueber dem Spruch war ein großes Relief Mendelssohns, die Loge Freges dicht daneben. Ich sah ein, wie übel angebracht meine Wagnerpropaganda im Hause Frege gewesen.

Das musikalische Leipzig segelte damals durchweg in Mendelssohns Fahrwasser. Von den Neueren war nur Robert Schumann geduldet, „Neuweimar" aber gehaßt und bekämpft. Welchen Effekt es machte, als plötzlich Franz Liszt im res severa-Saale auftauchte und am 26. Februar 1857 darin ein Konzert dirigierte, kann man sich leicht vorstellen. Das Duett aus dem „Fliegenden

Holländer", von Herrn und Frau v. Milde aus Weimar wundervoll vorgetragen, errang kaum mehr als einen Achtungserfolg, Les Préludes und Mazeppa unter Liszts Leitung wurden ausgezischt. Es war ein förmlicher Kampf zwischen den paar Applaudierenden und der pfeifenden und hohnlachenden Menge, welche, von dem unglücklichen Beckenschlag Mazeppas aufgeschreckt, in eine schmähliche und langanhaltende Heiterkeit ausbrach.

Einige Tage darauf, Anfang März, dirigierte Liszt im Leipziger Stadttheater den Tannhäuser. Zu besserem Gelingen war wiederum das Ehepaar v. Milde berufen, das in den Partien des Wolfram und der Elisabeth wahrhaft excellierte. Besser hätte man jedoch den Tenoristen Caspari in Weimar gelassen, der dem Tannhäuser absolut nicht gewachsen war. Liszt wurde am Dirigentenpult jubelnd empfangen; mehrmals mußte er sich nach verschiedenen Richtungen hin verbeugen, wobei ihm die langen Haare, die schon fast weiß waren, über das Gesicht fielen, es auf Augenblicke ganz verdeckend. An den etwas sehr langsamen Tempi merkte man, daß er sich heute in andächtiger, feierlicher Stimmung befand, während er tags vorher in der Hauptprobe sehr aufgeräumt und zu Scherzen geneigt war, zum Beispiel, als er dem Paukenschläger empfahl, gegen das Ende der Ouvertüre eine gewisse Note schärfer zu accentuieren, so eine rechte „Pfundnote" zu machen, wie er ja eigentlich gar nicht anders könne. Stürmische Heiterkeit darob im Orchester, denn die Pauke wurde von dem damals sehr bekannten und originellen Pfund geschlagen. Zur Aufführung hatte ich mir mit Felix Dräseke,

welcher von Berlin herübergekommen war, einen Platz im zweiten Rang erobert. Vor Beginn der Vorstellung erzählte er mir, er sei bei Liszt im Hotel de Pologne gewesen und habe ihm seine Partitur zur Oper „Sigurd“ gebracht, zu deren Niederschrift er extrahohes Notenpapier liniieren lassen mußte, weil kein vorhandenes die „rechte Höhe“ hatte. Liszt sei beim äußeren Anblick dieser Partitur wahrhaft erstaunt gewesen, habe sie sogleich aufgeschlagen und, die Unmasse von engen Systemen erblickend, ausgerufen: „Die ist ja optisch unmöglich zu lesen,“ worüber sich Dräseke halb totlachen wollte. Unsre Unterhaltung verstummte natürlich beim Erscheinen Liszts und dem Beginn der Ouvertüre, welche auch in Leipzig ihre unwiderstehlich-zündende Macht bewährte. Jeder Versuch der Gegnerschaft wurde in brausendem Jubel erstickt; nicht so aber nach dem ersten Akt, wo sie durch Casparis ungenügende Leistung bedeutend Oberwasser erhalten hatte. Alle Beifallsversuche wurden energisch niedergezischt. Anfang des zweiten Aktes gelang es Frau v. Milde, in ihrer Begrüßung der „teuren Halle“ die Stimmung zu beleben; im darauf folgenden Duett mit Tannhäuser sank sie wieder bedeutend. So ging es bis zum Schluß der Oper fort — unter Beifall und Zischen. Das Ende war kaum abzusehen; denn Liszt wurde im dritten Akt immer „entrückter“, — langsam und langsamer. Von einem Sieg konnte keine Rede sein.

Der Aufenthalt in Leipzig war unter solchen Umständen für einen „Weimaraner“ nichts weniger als angenehm, und oft gedachte man der Worte eines bekannten Dichters: „Leipzig, Leipzig — arger Boden — Schmach für Unbill

schufest du" — Worte, deren Bedeutung selbstverständlich aus dem Politischen ins Musikalische übertragen wurde. Jede sich darbietende Gelegenheit, den düsteren Mauern zu entrinnen, wurde ergriffen. In Begleitung Otto Singers fuhr ich Anfang Februar 1857 zu einem Besuch Felix Dräsekes auf acht Tage nach Berlin, um dort der Aufführung von Beethovens missa solemnis beizuwohnen, welche der Sternsche Gesangverein mit unglaublicher Ausdauer vorbereitet und ermöglicht hatte. An andern Orten war dergleichen gar nicht zu hören, auch in Leipzig nicht, wo der Riedelsche Verein erst im Entstehen begriffen. Im September desselben Jahres (1857) lockten mich die Karl August-Feste nach Weimar, wo Liszt seine Faustsymphonie, die Kantate „An die Künstler" u. s. w. aufführte, und im November ging es wieder auf Einladung Dräsekes nach Dresden (wohin derselbe inzwischen übergesiedelt war), um dem großen Lisztkonzert im Königlichen Hoftheater beizuwohnen, in welchem die Prometheuschöre und die Dantesymphonie unter Liszts Leitung erklangen!

Nach solchen interessanten und erfrischenden Ausflügen schmeckte dann natürlich der Leipziger Kontrapunkt wieder viel besser; ich arbeitete nach Hauptmanns Anweisung Fugen über Fugen aus, einmal auf sein Verlangen auch eine mit Text, die mir aber beinahe schlecht bekommen wäre. Hauptmann sagte: „Wählen Sie sich irgend eine Stelle aus den Psalmen, aus der sich zwanglos ein Fugenthema bilden läßt, und führen Sie es vierstimmig durch." Eifrig lief ich nach Hause, schlug die Psalmen auf und hatte gleich eine Stelle

gefunden, aus der mir ein Fugenthema entgegenblinkte. Sofort ging ich an die Ausführung. Es begann der Baß: „Ich bin gelehrter als alle meine Lehrer, denn meine Zeugnisse sind meine Rede“; dann setzte der Tenor mit demselben Satz in der Quinte ein und so weiter in allen Stimmen, zuletzt in der Engführung. Immer fügte sich zwanglos und ungesucht diese zufällig gefundene Stelle aus den Psalmen. Die Fuge war in wenig Stunden beendet, und den andern Morgen brachte ich sie Hauptmann. Kaum hatte der außergewöhnlich sanfte und liebenswürdige Mann hineingesehen, als er sich plötzlich verwandelte und in förmliche Wut geriet. Er, dessen Stimme immer nur säuselte, wurde plötzlich so laut, daß ich und meine Kollegen darob förmlich erschraken. Was konnte er haben? Ich dachte nicht im entferntesten an jene unglückliche Psalterstelle. An meiner wirklich unschuldigen Miene mochte er plötzlich gemerkt haben, daß ihm sozusagen ein Lapsus passiert war. Sofort sprach er wieder wie sonst: „Lassen Sie sehen; das ist ja recht hübsch“ — korrigierte emsig, was zu korrigieren war, und verabschiedete mich in der liebenswürdigsten Weise.

Auch gelegentlich der Aufführung von Beethovens neunter Symphonie trug sich auf der Gewandhaustreppe eine heitere Episode zu. Der Andrang war groß, der Saal noch geschlossen. Es mochte wohl noch eine halbe Stunde dauern, bis geöffnet wurde, da fing ich, ganz oben stehend, mit lauter Stimme das dem Publikum nicht bekannt gegebene und für das Verständnis der „Neunten“ mir so wichtig dünkende Programm Wagners an vorzulesen, dem die Versammelten auf der großen Treppe, die bis

hinunter angefüllt war, mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende folgten. Es erscholl Beifall; da öffnete sich hinter mir die Flügelthüre, und heraus sah mit ironischem Blick — Julius Rietz. Nachdem er mich gemustert, sagte er: „Sie sind es, das dachte ich mir doch gleich," dann verschwand er, und die Thüre schloß sich wieder unter der Heiterkeit der Umstehenden.

Nach dem etwas verunglückten Tannhäuser war in dem damals sehr mittelmäßigen Leipziger Stadttheater von Wagner so gut wie keine Note zu hören. Als mir Kunde von einer Lohengrin-Aufführung in Weimar wurde, ging ich schnell entschlossen mit einigen Studiengenossen Anfang 1858 dorthin. Bei unsrer Ankunft fanden wir „Lohengrin" wegen Unpäßlichkeit des Herrn v. Milde abgesagt. Unser Leid war groß! Da kam aber ungeahnter Trost. Ein Herr mit langen Liszthaaren näherte sich uns, sicherlich angezogen von demselben Abzeichen, das er auch auf unsern Köpfen verschwenderisch prangen sah. Kein Zweifel, — auch wir mußten Anhänger der neuen Richtung sein, — drum sagte er: „Die Herren sind gewiß gekommen, um ‚Lohengrin' zu hören. Der ist leider abgesagt; ich will Sie dafür aber mitnehmen in die Sonntagsmatinee auf der Altenburg und Sie Herrn Doktor Liszt vorstellen." Dieser Vorschlag des freundlichen Herrn wurde natürlich jubelnd aufgenommen, und freudig folgten wir ihm, stiegen bei dem Tannengebüsch (um mit Schiller zu reden) „die dreimal dreißig Stufen" hinan und standen vor der sogenannten Altenburg, der Wohnung des Gewaltigen. Aus der oberen Etage dröhnten uns donnerähnlich rollende Klavierpassagen entgegen, — in höchster

Erwartung traten wir ein: Liszt saß am Flügel, inmitten einer Zahl entzückter Damen und Herren. Als er von unsrer mißglückten Lohengrinfahrt hörte, ging er sogleich auf uns zu, in seiner scharmanten Weise fragend, was er uns vorspielen könne, um uns einigermaßen zu entschädigen. Ich entsann mich der begeisterten Schilderung Wagners über Liszts Vortrag von Beethovens „Hammerklaviersonate" und schnell entschlossen gab ich zur Antwort: wenn uns der Herr Doktor mit Beethovens opus 106 erfreuen würde, wäre dies eine Gunst, welche wir nicht hoch genug schätzen könnten. Schmunzelnd willigte er sofort ein, setzte sich an den Flügel, postierte uns um sich und begann zu präludieren, zuerst in buntem Hin und Her, dann mehr und mehr Beethoven anklingend, bis zuletzt das pompöse Hauptthema des ersten Satzes erdröhnte und uns den Beginn des kolossalen Werkes markierte. In solcher Glorie mochte etwa vierzig Jahre vorher dieses hoheitsvolle, machtgebietende Thema dem Haupte des göttlichen Schöpfers selbst entsprungen sein, wie es jetzt die Wunderhände Franz Liszts vor uns Staunenden auftürmten. Wie säuselte dann das Piano nach der Fermate, und wie beredt ging es poco a poco crescendo wieder in das Forte, bis sich das gigantische Thema wie ein ragender Felsen zum zweiten Male erhob und den Flügel erbeben machte! Wie perlte die leichte und doch so vielsagende Achtelbewegung der beiden Hände, wie kam da alles heraus und versagte nicht das Kleinste! Wer wäre im stande, dies nur annähernd zu beschreiben! Wir hatten Unglaubliches gehört und — gesehen, denn auch Liszts Mienen interpretierten! Die

Noten hatte er nur pro forma aufgeschlagen; ich stand daneben und sollte die Blätter umwenden, vergaß es aber in der Ergriffenheit manchmal, was ihn nicht im mindesten inkommodierte: er wußte alles auswendig.

Das tiefsinnige Adagio, eins der längsten und ergreifendsten Beethovens, gestaltete sich in der Lisztschen Wiedergabe zu einer wahren Offenbarung. Der Anfang klang so feierlich wie von Blasinstrumenten vorgetragen. Beethoven entschloß sich bekanntlich, diesem wunderbar feierlichen Thema zur Einführung einen neuen Takt vorangehen zu lassen, als er bereits bei der Korrektur des Stiches angelangt war. Es schien ihm dieser nachträglich gefundene Einleitungstakt so wichtig, daß auf seinen Wunsch eine neue Platte gestochen werden mußte, da auf der alten dieser Takt nicht unterzubringen war. Derselbe bildet gleichsam einen Hinweis auf das folgende. Instrumentiert würde der neue Takt dem Streichquartett zufallen, während der zweite mit den Bläsern einsetzte. So mochte auch die Lisztsche Auffassung gewesen sein, denn zu Anfang des zweiten Taktes berührte er schnell die untere Oktave des Beethovenschen Grundtons, wie wenn hier erst der eingeschobene Einleitungstakt (in den Kontrabässen) zu Ende gelangt wäre. Ein ganzes Orchester war aus dem Lisztschen Vortrag dieses Adagios herauszuhören; z. B. beim Eintritt des 2. Themas in Dur die tiefsten Töne der Tuba und bei der Wiederkehr des ersten die ausdrucksvollen Violinpassagen in den Zweiunddreißigstelfiguren. Mit welchem Ausdruck er diese inhaltschwere Figuration wiedergab, ist ganz unsagbar — ebenso der kecke Uebermut, mit welchem er das Scherzo

spielte. Im eminentesten Sinne des Wortes „virtuos“ gelangen die springenden Triolen der linken Hand, und beim „Prestissimo“ ward die F-dur-Skala von unten bis oben in einem Augenblick über die ganze Klaviatur zurückgelegt — wie brausender Sturm und leuchtender Blitz!

Das die große Fuge des letzten Satzes wie ein Präludium einleitende Largo wurde durch Liszt zu einem unendlich wehmütigen, süß träumerischen und jäh aufjauchzenden Gedicht. Es war, als hätten beide, Beethoven und Liszt, alle Kräfte mobil gemacht zur Vollbringung der gigantischen Fugenthat, jener im Schaffen, dieser im Ueberwältigen der ungeheuren Schwierigkeiten. Hatte jener in seiner unaufhaltsamen Gedankenflucht fast ganz vergessen, daß er das Stück sozusagen für Klavier schrieb, dessen Rahmen damit zweifellos weit überschritten wurde, so schien auch Liszt bald zu vergessen, daß er es mit einem beschränkten Tasteninstrument zu thun habe: er spielte darauf wieder ein Orchester mit allen nur möglichen und ganz unglaublichen Verdoppelungen. So war er noch im stande, kurz vor dem Ende der zwölf Seiten langen Fuge, wo sonst den Gewöhnlich-Sterblichen die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur zu fallen drohen, den erstaunten Hörern statt der einfachen Triller hintereinander sechs Oktaventriller mit Nachschlag in beiden Händen vorzusetzen und noch mit so gewaltiger Kraft, als habe er soeben erst begonnen und stehe im Begriff, dem in allen Fugen erbebenden Flügel zum Dank den Garaus zu machen. Unwillkürlich fiel mir das treffende Wort Heinrich Heines ein, nach welchem alle Erardschen Flügel in Paris schon „zitterten“, wenn Liszt

nur dort ankam, um ein Konzert anzukündigen. Und doch that er selbst bei dämonischster Kraftentfaltung dem Instrument niemals weh; er wußte genau, wie weit er gehen konnte, und kam dann eine Pianostelle, so lispelte es unter seinen Händen so zart und duftig, — wie es eben nur Liszt hervorzaubern konnte. Man mußte unwillkürlich den Atem anhalten, als er die wunderbare Kantabilestelle in D-dur, welche das Figurenwerk der Fuge einen Augenblick unterbricht, wie ein stilles, unendlich inniges Gebet erklingen ließ — eine Stelle, die zum Sublimsten gehört, was Beethoven geschaffen hat, und welche wohl in der ganzen Musiklitteratur nur ein Seitenstück haben dürfte im 10. bis 25. Takt des Es-dur-Präludiums in Bachs wohltemperiertem Klavier I.

Berauscht von dem empfangenen Hochgenuß, empfahlen wir uns dankerfüllt von dem fürstlich freigebigen Meister, und berauscht langten wir wieder in Leipzig an, wo wir natürlich nicht versäumten, unsern Kollegen von dem freudigen Ereignis Mitteilung zu machen, ob dessen wir nicht wenig beneidet wurden. Auch meinem Lehrer Professor Moscheles erzählte ich davon, nachdem ich ihm die große Sonate op. 110 vorgespielt hatte. Er meinte, ich sei in das Verständnis Beethovens tief eingedrungen; gegen Abend solle ich ihn in seiner Wohnung besuchen, wo er mir den Originalbrief des großen Meisters zeigen wolle, den er ihm dereinst vor seinem Tod nach London geschrieben habe. Natürlich folgte ich der Einladung. In der Dresdener Straße sah ich einen kleinen beweglichen Mann gehen, der zugleich mit mir vor Moscheles' Wohnung anlangte und auch dort mit mir eintrat. Es war Hofkapellmeister Karl Reiß aus

Kassel. Moscheles stellte uns einander vor und holte den versprochenen Brief Beethovens, den wir wie eine kostbare Reliquie entgegennahmen und studierten. Solang es sich im Gespräch um die Klassiker handelte, ging es mit Reiß ganz gut; sobald aber Moscheles ihm sagte, ich sei auch ein feuriger Anhänger der neuesten Richtung, da war es plötzlich mit dem guten Einvernehmen aus. Im Nu befand ich mich mit Reiß in heftigem Wortwechsel. Moscheles suchte vergebens den Streit zu schlichten, den er wider Willen veranlaßt hatte. Was die neueste Schule in den Augen des Gegners nicht alles verbrochen haben sollte! Accorde mit drei und vier nebeneinanderliegenden Tönen und was noch mehr solcher Scheußlichkeiten! Da fuhr mir ein rettender Gedanke durch den Kopf; ich verwies auf die Klassiker, welche sich auch nicht gescheut hätten, solche „Scheußlichkeiten" zu schreiben. Beethoven habe sogar einmal nicht bloß vier nebeneinanderliegende Töne angeschlagen, sondern zu gleicher Zeit die ganze Skala! Das schlug dem Faß den Boden aus. Reiß sprang erregt auf, mit wegwerfender Miene auf mich, den „Konservatoristen" weisend, der ihn „Beethoven kennen lehren wolle, den er längst in- und auswendig kenne". Ruhig sagte ich, mich an Moscheles wendend: „Herr Professor! Sie haben doch gewiß die Partitur der neunten Symphonie zur Hand, bitte, geben Sie mir dieselbe gefälligst einmal her, damit der Herr sieht, was Beethoven geschrieben hat." Moscheles holte die Partitur herbei; ich schlug das Presto vor Eintritt des Barytonsolo auf und sagte: „Was steht denn da? In den Bratschen cis-e, im ersten und zweiten Horn daneben d-f, in den zweiten Violinen e-g,

in den Trompeten a und in den Flöten, Oboen, Klarinetten und ersten Geigen b, — also cis, d, e, f, g, a, b — die ganze D-moll-Skala fortissimo und noch obendrein zu Anfang einer neuen Periode!" — Herr Reiß stierte die verblüffende Stelle an und brachte kein Wort heraus. Die vom „Konservatoristen" erhaltene Lektion hatte ihm den Mund gestopft, und schnell empfahl er sich. Ich bat Professor Moscheles wegen der unliebsamen Scene um Entschuldigung, die lediglich durch die hochfahrende Art und Weise des Kasseler Hofkapellmeisters herbeigeführt worden sei. Einstimmend nickte er mit dem Kopfe, und ich empfahl mich nun auch meinerseits.

Ostern 1858 hatte ich meine Studien am Konservatorium beendet. Zunächst besuchte ich Schindelmeisser in Darmstadt, welcher mir zum Herbst eine Musikdirektorstelle am Stadttheater in Mainz ausgewirkt hatte. Trocken meinte er, ich hätte jetzt genug Theorie im Kopfe, ich müsse nun in die Praxis, in der ich noch zehnmal mehr lernen würde. Natürlich war ich mit seinem Vorschlag einverstanden, machte ihn aber auch mit meinem Plan bekannt, vorher in die Schweiz zu reisen, um Richard Wagner kennen zu lernen. Zur Ausführung dieses Längstersehnten böte sich gerade jetzt eine gute Gelegenheit, denn demnächst müsse ich mich als Militärpflichtiger in Worms stellen, hoffte aber vom Dienst frei zu werden wegen eines kleinen Defektes am rechten Handgelenk. Würde ich infolge dessen frei, so wäre auch dadurch die damals noch übliche Loskaufsumme im Betrag von mehreren hundert Gulden gespart, mit denen ich dann lustig in die Schweiz dampfen könnte. Für den

günstigen Fall erbat ich mir ein Empfehlungsschreiben Schindelmeissers an Wagner. Bei der Gestellung präsentierte ich mein fragliches Handgelenk, welches wohl nicht ganz normal befunden wurde, zu einer Dienstbefreiung jedoch als kein ausreichender Grund galt. Ich könne ja bekanntlich sehr gut Klavier spielen, da hätte ich doch Kraft dazu — „nicht aber die Kraft, mit einer schweren Flinte zu exerzieren," warf ich schnell ein, „und im Finger nicht die Kraft, loszudrücken." Man gab mir eine gespannte Pistole in die Hand mit der Aufforderung, loszudrücken. Ich nahm sie, setzte den Zeigefinger an, — der Hahn wollte aber nicht „schnappen" — ich war frei! Unten am Thor stand mein Vater mit der umgehängten Geldtasche, das Resultat erwartend. Ich rief ihm von der Treppe zu: „Vater, fahr heim, das Geld ist gespart; das können wir zu was Besserem verwenden."

Sogleich wurde Schindelmeisser von dem günstigen Resultat in Kenntnis gesetzt. Am 12. Juni kam er ganz unvermutet selbst nach Osthofen, mir einen dicken Brief an Wagner übergebend, der mir dort „alle Pforten öffnen würde". Ich war überglücklich. Sonntag den 13. Juni wurde früh musiziert. Sobald Schindelmeisser die Partituren von Liszts „Les Préludes" und „Mazeppa" auf dem Klavier liegen sah, mußte ich sie ihm vorspielen. Er wunderte sich nicht wenig darob. „Da muß ich nach Osthofen kommen, um Liszt kennen zu lernen! Ich will Ihnen was sagen, lieber Wendelin, da Liszt ein Mensch ist, und ihm daher wohlthun muß, von einer Anerkennung zu hören, wo er sie nicht vermutet hätte, so will ich ihm die ganze Ge-

schichte schreiben und ihm sagen, wie Sie seine Partituren spielten." „Les Préludes" beschloß er in Darmstadt aufzuführen.

Besuch bei Richard Wagner.

Am 13. Juli 1858 fuhr ich früh von Osthofen ab über Mannheim, Heidelberg, Bruchsal, Stuttgart, Ulm und Friedrichshafen an den Bodensee. Während der Ueberfahrt nach Romanshorn prächtige Aussicht auf die Appenzeller Berge. Am 14. Juli mit dem Dampfschiff über Konstanz nach Schaffhausen. Dann Rheinfall, Winterthur, Zürich, wo ich gegen Abend ankam und bei Albert Fäsy, einem Leipziger Studiengenossen, Wohnung nahm. Am 15. Juli, 9 Uhr morgens, durch die „Enge" und die Straße hinaus, dann rechts einen schmalen Weg in die Höhe, bis auf der rechten Seite ein Garten kam, in dessen offener Laube ein Herr beim Frühstück saß: — Richard Wagner! Ich erkannte ihn sogleich, ging weiter bis zum Garteneingang und dem linker Hand gelegenen Wohnhaus, da traten die erwarteten Hindernisse ein. Aus dem Hause rief es: „Herr Wagner ist nicht zu sprechen," und aus dem Kellerloch: „Er ist verreist!" Ich ließ mich von der gut oder schlecht abgerichteten Dienerschaft nicht irremachen und bestand darauf, daß ihm Schindelmeissers Brief in jene Laube gebracht werde, in welcher ich ihn „Thee trinken und frühstücken" gesehen. Das half. Sofort ließ er mir sagen, er sei eben im Begriff zu verreisen, um seine Frau im Bad abzuholen. Ich stand verdutzt — sicher hatte er den Brief noch nicht gelesen —,

wartete einen Augenblick, und richtig kam er mir entgegengelaufen, meine Hand ergreifend und seinem lebhaften Bedauern Ausdruck gebend, daß er gerade jetzt fort müsse, wo er sich so gern mit mir unterhalten hätte, ich möge *ja* morgen wiederkommen; morgen sei er bestimmt wieder hier. Ich versprach es und ging den Weg hinter seinem Hause weiter. Gegenüber lag die großartige Villa Wesendonck, deren fürstlich freigebigem Besitzer Wagner so unendlich viel zu danken hatte: hat er ihm doch viele Jahre hindurch Heim, Haus, Garten und *Ruhe* gewährt, ihm alle Lebensnöte ferngehalten! Was das einem Mann wie Wagner gegenüber sagen will, wurde erst viel später und auch da nur annähernd bekannt.

Ich ging den Weg weiter, kam schließlich auf den Uetliberg, lief dann bei schönster Aussicht auf See und Hochalpen in drei Stunden über die Albiskette bis zu der von Zug nach Zürich führenden Straße und gelangte auf dieser gegen Abend wieder in die schöne Stadt zurück.

Wollte ich Wagner allein treffen, so mußte ich beizeiten kommen; ich ging daher wieder am nächsten Vormittag hinaus. Schon in der „Enge" bemerkte ich vor mir eine feingekleidete Dame. Sie ging weiter und weiter und richtig zu Wagner. Das war mir nun sehr fatal. Ich wartete lange; sie kam nicht wieder heraus. Endlich schickte ich meine Karte hinein und ließ mich auf morgen anmelden. Es wurde mir eine der Nachmittagsstunden bezeichnet, in welcher ich Wagner ungestört sprechen könne. Als ich andern Tags (17. Juli) hinkam, war er noch nicht von seinem Nachmittagsspaziergang zurückgekehrt: *Frau Minna Wagner*,

geborene Planer, empfing mich statt seiner. Sie suchte mit angenehmer Plauderei mir die Zeit zu vertreiben, es beklagend, daß „Richard“ so schwer zu treffen sei; wenn er nicht arbeite, so laufe er, sich Bewegung zu machen, zumal heute, wo er den ganzen Vormittag mit Herrn Verleger Härtel aus Leipzig zu thun gehabt, welcher wegen „Tristan und Isolde“ mit ihm verhandelt und auch den ersten Akt dieser Oper gleich mitgenommen habe. Da der Ersehnte immer noch nicht kam, so machte ich Frau Wagner den Vorschlag, ich wolle ihm auf seinem gewohnten Spazierweg nach dem Sihlthal entgegengehen, wo ich ihn nicht verfehlen konnte. Richtig kam er mir schon bald in heller Sommerkleidung und mit aufgespanntem Sonnenschirm entgegen, mich einladend, mit ihm zurückzukehren. Auf dem Weg erkundigte er sich gleich nach Schindelmeissers Befinden, dessen wankende Gesundheit ihm Besorgnis einflößte. Ich gab ihm beruhigende Auskunft. Unterdessen waren wir im Garten angelangt.

An einem Punkt, der die herrlichste Aussicht über den See bot, standen Stühle um einen Tisch. Dort setzte er sich und hieß mich ebenfalls Platz nehmen, indem er sagte, er habe das Schreiben Schindelmeissers mit großem Interesse gelesen, und besonders das, was er ihm über mich geschrieben, habe ihm außerordentlich gefallen; auf die jüngere Generation baue er. Dann mußte ich ihm über die Aufführungen des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ in Darmstadt berichten, deren Premièren ich dort erlebt hatte, wobei er dem Direktionstalent Schindelmeissers das uneingeschränkteste Lob erteilte und sagte, er sei ihm großen Dank schuldig, ihm, der sich

seiner Sache immer so warm angenommen habe. Er könne sich überhaupt bei den gegenwärtigen Umständen nicht genug wundern, daß seine Opern „noch so viel“ Erfolg hätten! Als ich da auf den wunderbaren, geradezu fascinierenden Orchesterklang des „Lohengrin“ zu sprechen kam, sah er mich wehmütig an — hatte er doch selbst sein Werk noch nie gehört und auch keine Hoffnung es zu hören; das Ende seiner Verbannung war noch gar nicht abzusehen! Mit ernster Miene sah er vor sich hin. Schnell machte ich eine Wendung im Gespräch, erzählte ihm von Liszt, wie er uns so großmütig entschädigt habe, als wir vergeblich nach Weimar gefahren, um den „Lohengrin“ zu hören, und schilderte ihm die Leipziger Musikverhältnisse. Dabei kam auch die Rede auf die von Liszt geleitete Leipziger Tannhäuseraufführung. Alles wollte er wissen, sogar, ob Kürzungen an dem Werk vorgenommen waren. Als ich ihm sagte, daß offenbar aus lokalen Gründen das dreimalige Dazwischentreten der Elisabeth gegen die Verfolger Tannhäusers in ein einmaliges verwandelt war, und Liszt sicherlich seine guten Gründe dazu gehabt haben mochte, sagte er schnell: „Das hat er schlecht gemacht!“

Hier wurde unsre engere Unterhaltung abgebrochen. Aus dem Hause ertönte ein kurzer Gesang, und heraus traten Herr Tichatscheck und der junge Tausig, welche gerade zu Besuch waren und am Tische mit Platz nahmen. Frau Wagner brachte Erfrischungen. Das Gespräch bewegte sich in buntem Hin und Her. Tichatscheck sprach u. a. von einem „schrecklichen“ Leipziger Theaterkapellmeister, sagend: „Wenn ich meine Sünden abbüßen will, so gehe ich nach Leipzig

und singe eine Oper unter Riccius." Ich erzählte darauf meine Begegnisse mit Rietz im Konservatorium und auf der Gewandhaustreppe, worüber sich die Gesellschaft sehr amüsierte. Wagner bemerkte schmunzelnd: „Von Rietz habe ich noch wenig Gutes gehört." In diesem Augenblick machte sich vom Hause her ein Papagei äußerst vernehmlich mit der bekannten Schweizerbubenmelodie und Leporellos „Keine Ruh' bei Tag und Nacht", was er vollkommen deutlich herausbrachte. Frau Wagner sah mich an und sagte stolz: „Das ist mein Werk; das alles habe ich den Vogel gelehrt," worauf Wagner witzig zu mir bemerkte: „Wie Sie sehen, hat sich meine Frau auch ein Konservatorium angelegt."

Jetzt nahm die Unterhaltung eine ernste und sehr interessante Wendung, als Tichatscheck auf die Erstaufführung des „Rienzi" in Dresden zu sprechen kam, die bis spät in die Nacht gedauert, ohne daß das Publikum eine Spur von Ermüdung gezeigt. Wagner: „Das war nur dir zu danken, besonders da du an jenem Abend so brillant disponiert warst. Im andern Falle konnte das Wagnis leicht mißglücken. Es wurden daher zur zweiten Aufführung bedeutende Kürzungen gemacht." Tichatscheck: „Die ich aber vor Beginn der Vorstellung wieder entfernte." Wagner: „Allerdings, und zu meinem großen Aerger. Ich war geradezu konsterniert, als ich von den Musikern hörte, die eingefügten Papierstreifen seien aus den Stimmen wieder herausgenommen. Es konnte die größte Verwirrung entstehen!" Tichatscheck: „Bei unsrer famosen Dresdener Kapelle war so was nicht zu befürchten. Ich hatte dir ja

schon vorher gesagt: ‚Ich lass' mir nichts streichen, es ist zu himmlisch' — und dennoch ließest du die grausamsten Striche machen." Wagner: „Sie waren einmal verabredet und mußten unter allen Umständen bleiben. Entrüstet kam ich im ersten Zwischenakt auf die Bühne, um dich zur Rede zu stellen. Du wichest mir aus. Als ich dich endlich hatte und dir die unwillige Frage zurief: ‚Willst du denn, daß es auch heute nacht wieder bis halb zwei dauern soll,' kamst du immer wieder zurück auf dein: ‚Ich lass' mir nichts streichen, ich lass' mir nichts streichen, es ist zu himmlisch' — da stand ich entwaffnet, mein Zorn war verflogen, ich hätte dir um den Hals fallen mögen!" Tichatscheck: „Und hast's wohl auch nach der Aufführung gethan, nachdem du gesehen, daß ich doch recht hatte." Diese Rückerinnerung ging zwischen beiden in liebenswürdigster Weise und im schnellsten Tempo vor sich, wobei Wagner nicht versäumte, das Wort Orchester im damaligen Dresdener Dialekt auszusprechen, denn lachend fügte er zu mir gewendet hinzu: „In Dresden sagte man nicht Orkester, sondern Orschester!"

Dann gab er noch einige seiner vielen Anekdoten zum besten, die er so reizend vorzubringen wußte, daß die beabsichtigte Wirkung nie auszubleiben pflegte.

So kam in der heitersten Stimmung der Abend heran. Da ich am nächsten Morgen früh abreisen wollte, so empfahl ich mich der Gesellschaft. Wagner begleitete mich bis zur Gartenthür, sagte mir Dank für meinen Besuch und meine Mitteilungen, die ihn sehr interessiert hätten, wogegen ich ihm innigsten, nicht in Worte faßbaren Dank aussprach für den unendlichen Genuß, den er mir durch seine himm-

lischen Werke bereitet habe. Etwas ausweichend machte er eine Wendung, als habe die „Zeit“ diese Werke durch ihn hervorgebracht — worauf ich mit entschiedener Betonung erwiderte: „Sie haben sie gegeben, und Ihnen danke ich auch!“ Lange drückte er mir die Hand — in solchen Augenblicken spricht man nicht —, dann ging ich. Das bleiche, ausdrucksvolle Gesicht des damals Fünfundvierzigjährigen begleitete mich in die Stadt und auf allen Wegen.

Am nächsten Tag reiste ich von Zürich ab, um in Beckenried meinen Freund und Leipziger Studiengenossen Eusebius Käslin zu besuchen, der an jenem denkwürdigen Sonntagmorgen mit mir nach Weimar gekommen war, als Liszt Beethovens Hammerklaviersonate spielte. An den Vierwaldstätter See war es aber damals von Zürich noch eine rechte Reise — man mußte über Aarau und Olten! —, und als ich nachmittags gegen drei Uhr glücklich in Olten ankam, mußte ich bis abends sieben Uhr warten, um nach Luzern weiterbefördert zu werden. Was nun in der langen Zeit anfangen? Nachdem ich mir die Gegend um Olten hinlänglich betrachtet hatte, ging ich zur Bahnhofsrestauration zurück, ließ mir Papier und Feder geben und schrieb, inmitten von Bier und Biertrinkern, einen Bericht nach Hause über meinen Besuch bei Richard Wagner tags zuvor. Hätte ich das nicht gethan, so würden mir wohl schwerlich alle interessanten Einzelheiten davon so viele Jahre im Gedächtnis geblieben sein. Bei völligster Dunkelheit kam ich endlich nach Luzern und am nächsten Vormittag mit dem Dampfschiff zu meinem Freunde nach Beckenried.

Käslins Eltern hielten dort den bekannten Gasthof „zum Mond“. Auf meines Freundes Bitten blieb ich vierzehn Tage dort. Er war ein vorzüglicher Geiger, und oft vergnügten wir die vielen Gäste im Hause durch gemeinsame Musikvorträge.

Nachdem ich noch mit Käslin das Buchserhorn und den Rigi bestiegen hatte, trennte ich mich von meinem Freunde, ergriff in Flüelen den Wanderstab und zog die Gotthardstraße hinauf über Göschenen, Andermatt, Realp, Furca an den Rhônegletscher und durch das Haslithal nach Meiringen, von da über Rosenlaui, Scheideck auf das Faulhorn, über die Wengernalp, Lauterbrunnen nach Interlaken u. s. w. über Basel nach

Mainz.

In der „Praxis“ des Mainzer Stadttheaters wollte es mir zuerst gar nicht behagen. Es war mir, als sei ich aus allen meinen Himmeln gefallen. Mit „Idealen“, wie ich sie in mir trug, war da absolut nichts anzufangen. Die Direktion mußte so viel als nur möglich „Geld machen“; es wurden Possen über Possen und Vaudevilles gegeben, deren Leitung natürlich mir, dem Anfänger, zufiel, während Kapellmeister Schramek die Opern dirigierte. Er war ein abgesagter Feind der „Zukunftsmusik“; von Wagner durfte keine Rede sein, trotzdem sich Direktor Philipp Walburg Kramer als Wagners Freund gerierte und sich rühmte, während seiner Direktionsführung des Züricher Stadttheaters (anfangs der fünfziger Jahre) Richard Wagner

als ersten Kapellmeister besessen zu haben, welcher die Opern „Weiße Dame“, „Joseph und seine Brüder“ u. s. w. mit großem Erfolg einstudiert und dirigiert habe. (Welch ein Douchebad mußte es für Wagner gewesen sein, nach der Dresdener Oper die Züricher dirigieren zu müssen! Glücklicherweise wurde er bald durch die Großmut der Familie Wesendonck daraus erlöst.)

Schmeckte mir also das, was ich dirigierte, nur sehr wenig (mit Ausnahme der Weberschen „Preziosa“ und der Wagnerschen „Faustouvertüre“), so gewann ich mir doch mit ihm eine für meine jungen Jahre ganz artige Vertrautheit mit dem Taktstock. Bei der Schnelligkeit, mit der da alles „heraus“ muß, gewinnt man täglich an Uebung, Ueberblick, — Routine. Ich war daher Schindelmeisser wohl dankbar, denn „es führt kein andrer Weg nach Küßnacht“. Gestand mir doch einmal auch Hans v. Bülow, daß er auf Wagners Betreiben in Zürich Possen, wie: „Einen Jux will er sich machen“ und ähnliche Meisterwerke, dirigiert hatte! Warum sollte ich also in Mainz verzweifeln, dem geselligen und so lustigen „goldenen“ Mainz, wo ich einen reizenden Freundeskreis besaß, unter andern den jungen Wilhelm Heinefetter, Homberger, Dr. Lepenau, Wilhelm Harburger, die Familie Maier, v. Steinmetz und vor allem das gastfreundliche Haus Schott mit seinem würdigen Oberhaupte Franz und seiner liebenswürdigen, hochmusikalischen Gemahlin Betty Schott!

Gelegentlich der Aufführung der „Faustouvertüre“ machte ich in Mainz ganz unverhofft die Bekanntschaft des

Dichterkomponisten Peter Cornelius. Ich erzählte darüber später in der „Frankfurter Zeitung“ unter anderm folgendes:

... In jener Zeit machten durch einen großen Teil der deutschen Presse abfällige Bemerkungen und Citate aus dem Textbuch des Corneliusschen „Barbier von Bagdad“ die Runde, und der „arme Peter“ wurde weidlich mit Spott und Hohn übergossen, besonders nach dem bekannten Weimarer Theaterskandal gelegentlich der ersten, von Franz Liszt geleiteten Aufführung genannter Oper. Dieselbe galt allgemein für „durchgefallen“ und auf ewige Zeiten „begraben“. Die Musikzustände jener Zeit waren so betrübend, daß endlich auch der unermüdliche Liszt „müde“ wurde und infolge jener Niederlage den Taktstock niederlegte, trotzdem das deutsche Volk seiner thatkräftigen Initiative nichts Geringeres als den „Lohengrin“ zu danken hatte! Wie fast überall, so herrschte auch im lieben Mainz noch gründliche Unkenntnis der neuen Musikgroßthaten. Wagner, Schumann, ja selbst ein großer Teil der Beethovenschen Werke war noch „Zukunftsmusik“. Vergeblich drang ich in den damaligen Mainzer Theaterdirektor Ph. Walburg Kramer, doch wenigstens den „Tannhäuser“ aufzuführen, — er riskierte dies jedoch nicht. In der That war eine Wagner-Aufführung in damaliger Zeit ein Risiko, denn Sängerpersonal und Orchester wußten von diesen Dingen so gut als nichts — und das Publikum war blind dagegen eingenommen. Trotzdem gelang es mir im Frühjahr 1859, zu Goethes „Faust“ die Wagnersche Ouvertüre durchzusetzen. Ich übergehe die mannigfachen Hindernisse, die zu bekämpfen waren, bis das damalige Theaterorchester einigermaßen im stande war, dieses allerdings schwierige Werk öffentlich zu spielen, und wende mich gleich zur Aufführung und deren Erfolg. Als die letzten feierlich-verklärten Schlußaccorde verklungen waren, verharrte das Publikum in eisigem

Schweigen, und als ich wie begossen aus dem Orchester trat, fing plötzlich im Parterre ein einziger (wie demonstrativ) stark und beharrlich zu klatschen an, worauf das ganze Publikum in ein wieherndes Gelächter ausbrach. Oben auf dem Theater empfing mich Direktor Kramer mit den Worten: „Nun werden Sie sich doch wohl endlich überzeugt haben, daß in Mainz nichts mit Wagner zu machen ist!“ Niedergeschlagen saß ich am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) in meinem Zimmer. Da klopfte es, und herein trat ein Herr, der sich als Peter Cornelius vorstellte und mir zu meiner gestrigen mutigen That, welcher er im Theater beigewohnt habe, gratulierte. Blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf, und ich sagte: „Da waren Sie gewiß auch jener einzige hartnäckige Beifallklatscher von gestern abend?“ Cornelius: „Allerdings, der war ich, und meine guten Mainzer haben mich dafür tüchtig ausgelacht!“

Cornelius blieb noch kurze Zeit in Mainz. Da wir Gesinnungsgenossen waren, war auch bald das Freundschaftsbündnis geschlossen. Mit lebhaftem Interesse nahm er meine Kompositionen entgegen und meinte, ich sei ganz der Mann für Weimar; er wolle gleich an Liszt und die Frau Fürstin schreiben — einer vorzüglichen Aufnahme dürfe ich sicher sein. So geschah es.

Da in Mainz keine Wagnersche Oper zur Aufführung gelangte, ging ich mit meinem Freunde W. Heinefetter im Frühjahr 1859 nach Wiesbaden, um dort unter Hagens Leitung den „Lohengrin“ zu hören. Unter den Mainzer Musikern ist noch Heinrich Rupp zu nennen, mit dem ich schon auf dem Leipziger Konservatorium Freundschaft geschlossen, Kapellmeister Friedrich Lux und Nikolaus Soltans. Auch Kapellmeister Bernhard Scholz lernte

ich kennen; bei dessen erklärter Gegnerschaft zur „Zukunftsmusik“ war jedoch ein gutes Einvernehmen nicht möglich. Es waren erregte Zeiten; zwischen dem Pro und Kontra lag nur Zank und Streit.

Die erste Tonkünstlerversammlung in Leipzig.

Als die Mainzer Theatersaison zu Ende war, bot mir der Direktor eines süddeutschen Stadttheaters die Kapellmeisterstelle an, die ich jedoch ausschlug: Es zog mich mächtig zu den Idealen hin — zu Franz Liszt. Zunächst ging es im Mai nach Leipzig, wo die erste „Tonkünstlerversammlung“ von Dr. Franz Brendel in Scene gesetzt wurde, zu welcher etwa 600 Teilnehmer angemeldet waren. Um den 20. Mai wurde auch Liszt erwartet und Sonntags abends von den bereits in Leipzig Anwesenden auf dem Thüringer Bahnhof freudig in Empfang genommen. Er erinnerte sich meiner noch vom Jahr vorher in Weimar. Am Montag war Probe zur Graner Festmesse, seiner missa solemnis, und während derselben kam er zu mir, mich einzuladen, ihm baldigst einige meiner Kompositionen vorzuspielen. Damit ausgerüstet, ging ich am Vormittag des 24. Mai zu ihm ins Hotel de Pologne und traf ihn in heiterster Laune in Gesellschaft mit Hans v. Bronsart. Sogleich mußte ich mich an den Flügel setzen, ihm gerne die Wahl lassend zwischen Neuerem oder dem noch auf dem Konservatorium Komponierten — „dem ihm von Rietz Empfohlenen“. — Liszt, darob perplex, sagte: „Was! mir von Rietz

empfohlen?!" Ich, sehr gelassen und ruhig: „Ja, von Rietz. Er schickte mich damit zu Ihnen und meinte: Sie, Herr Doktor, würden mir darob schöne Worte sagen." Liszt gaudierte sich bei Anhörung dieser Mitteilung über die Maßen und sagte: „Sie machen mich wirklich neugierig auf das mir von Rietz Empfohlene. Lassen Sie das Entsetzliche nur gleich hören!" Ich spielte ihm also jene Kantate von Schiller (die Geschlechter), Uhlands „drei Lieder" [1]) und das empfindsame Geibelsche „Nachts". Schon während des Vortrags merkte ich an seinen Ausrufen und den lebhaften Gestikulationen mit dem hinter mir stehenden Herrn v. Bronsart, daß ihm meine Kompositionen nicht übel gefallen mochten; dann sagte er: [2]) „Mein verehrter Gegner, Kapellmeister Rietz, hat recht: Ich muß Ihnen wirklich schöne Worte sagen. Sie können sehr schön und edel empfinden, und mit Ihren Kompositionen muß ich daher sympathisieren." Zu Herrn v. Bronsart gewendet, ließ er einen seiner beliebten Superlative, etwa wie „Mordskerl", folgen und machte sich gleich daran, mit seinem erstaunlichen Ueberblick und Scharfsinn, an mehreren Stellen meiner Kompositionen Verbesserungen anzugeben und sie mir vorzuspielen. Schüchtern fragte ich, ob er mir gestatten wolle, mich einige Zeit in seiner Nähe in Weimar niederzulassen,

---

[1]) Später unter dem Titel „König Sifrid" bei Kahnt in Leipzig erschienen.

[2]) Diese und die folgenden wörtlichen Anführungen sind meistens den noch vorliegenden Familienbriefen entnommen, welche gewöhnlich gleich nach den betreffenden Vorgängen niedergeschrieben und von mir abgesendet wurden. D. V.

worauf er schnell sagte: „Mit Freuden! Es wird mir Vergnügen machen, Ihnen beistehen zu können." Am folgenden Tag mußte ich ihm auch meine Ballade: „Das Grab im Busento" von Platen bringen, welche ich für Baryton, Männerchor und Orchester bearbeitet hatte, die er sehr genau durchsah, und die ihm ganz besonders gefiel.

Unterdessen waren viele Tonkünstler in Leipzig eingetroffen; es entstand ein lebhaftes Treiben und, bei so vielen heterogenen Elementen, natürlich auch ein lebhafter Gedankenaustausch: Man hörte den Flügelschlag einer neuen Zeit. Alle waren von dem Geiste des Zusammenhaltens ergriffen. In diesem Sinne wurde ein sogenannter allgemeiner deutscher Tonkünstlerverein gegründet mit dem Zweck: hilfsbedürftige Musiker nach Kräften zu unterstützen, Werke von Vereinsmitgliedern, die vom Vereinsvorstand für gut befunden worden, zu drucken und öffentlich aufführen zu lassen und besonders einen Ausgleich des so schädlichen Parteihasses unter den Künstlern herbeizuführen. Dieser Antrag war von dem scharfsinnigen Louis Köhler aus Königsberg eingebracht und von Dr. Franz Liszt auf das kräftigste unterstützt worden, so daß er einstimmig angenommen wurde. Liszt sprach wahrhaft begeisternd in freier Improvisation, die ganze Versammlung mit sich fortreißend. Während des Festessens im Schützenhause feierte Dr. Ambros aus Prag Liszt als den „Beschützer und Erhalter der Kunst", Toast reihte sich an Toast, und die nach Hunderten zählenden Tafelgenossen kamen in die heiterste Laune, die sich einmal auch in schallendes Gelächter verwandelte, als ein wohl schon etwas angesäuselter Tischredner

im Uebereifer die schönen Worte hervorsächselte: „Eicha, verehrdeste Dongünstler, Laibzig is Sie bei Gott 'n scheenes — Land!“ Auch der mir gegenübersitzende Felix Dräseke brach in lautes Lachen aus. Im Uebermut rief ich ihm zu: „Der musikalische Fortschritt soll leben,“ worauf Dräseke ernst wurde und ein unvermutetes, fast störrisches „Nein“ hervorstieß. Ich, betroffen: „Warum sagst du nein?“ Dräseke, in seiner charakteristischen Redeweise: „Weil er lebt!“

Die künstlerischen Höhepunkte während dieser ersten Tonkünstlerversammlung bildeten die Aufführung von Liszts Graner Festmesse durch den Riedelschen Verein in der überfüllten Thomaskirche, die erstmalige Bekanntgebung der Einleitung zu Wagners „Tristan und Isolde“ im Konzert auf der Bühne des alten Stadttheaters, die Rezitation der Bürgerschen „Leonore“, Melodram von Liszt, und die erstmalige Wiedergabe der herrlichen „Lorelei“, im Saale des Schützenhauses. Allen Anwesenden wird wohl schwerlich die letztere Reproduktion jemals aus der Erinnerung geschwunden sein: Liszt am Flügel und vor ihm Fräulein Emilie Genast als Interpretin der Lorelei, eine der ausgezeichnetsten Liedersängerinnen damaliger Zeit!

Hiermit war das Programm der „ersten Tonkünstlerversammlung“ zu Ende, deren Erfolg ein vorzüglicher war und in der deutschen Presse ein lautes Echo fand. Der Einberufer, „Papa“ Brendel, schloß die Versammlung sichtlich befriedigt mit der ihm stets eignen behäbigen Würde, dabei mit der linken Hand die wohlgepflegte blonde Haar=

locke graziös streichend. Die „Tonkünstler“ stoben nach allen vier Winden auseinander, und am ersten Junisonntag fuhr ich im Coupé Liszts mit nach Weimar, da er mir noch abends vorher gesagt hatte, ich möge bald kommen, schmunzelnd hinzufügend: „Sie wissen ja, Sie haben schon Ihren Paß.“ Natürlich zog ich gleich mit hinüber.

Studienzeit bei Franz Liszt.

Bereits am folgenden Tag mußte ich zum Diner auf die Altenburg kommen, zu welchem auch Hans v. Bronsart und der bekannte Musikschriftsteller Graf Laurencin aus Wien geladen waren. Ihre Durchlaucht Frau Fürstin v. Sayn-Wittgenstein machte während der Tafel in liebenswürdigster Weise die Honneurs, und ihr Abgott Franz Liszt war in sprudelnder Laune. Nachdem endlich der Kammerdiener Otto den Champagner serviert hatte, wurde die Tafel aufgehoben, und man begab sich in die oberen Räume, — ins Rauchzimmer und den Musiksalon, welche beide einen einzigen Raum bildeten; denn Rauchen und Musizieren waren bei solchen Gelegenheiten für Liszt untrennbare Begriffe. Er hatte stets vorzügliche Havannazigarren von ungewöhnlicher Länge in Bereitschaft, die gleich von „Otto“ mit dem Mokka zusammen präsentiert wurden. Auch die Frau Fürstin war mit in die oberen Räume gefolgt. Als sich Liszt an einen der beiden Flügel setzte, schob sie einen Fauteuil dicht heran und ließ sich erwartungsvoll darauf nieder, ebenfalls eine der langen Havannas im Munde, die sie behaglich schmauchte. Wir

andern rückten in Liszts Nähe, welcher wieder, wie im vorigen Jahre, an seinem „Bösendorfer" saß und das Manuskript seiner „Faustsymphonie" vor sich aufgeschlagen hatte. Ich hatte dies (wohl sein bedeutendstes) Werk schon zwei Jahre vorher unter seiner Leitung mit Orchester bewundert und war entzückt, es diesmal von seinen Zauberhänden auf dem Klavier zu hören. Natürlich spielte er wieder das ganze Orchester, natürlich war abermals, wie er das machte, über allen Begriffen, und — natürlich gerieten wir Zuhörer in die äußerste Exaltation — Frau Fürstin sprang nach dem herrlichen „Gretchen" vom Fauteuil auf, ergriff Liszt und küßte ihn so innig, daß allgemeine Rührung eintrat. (Die Havanna war ihr vorher ausgegangen.) Nun ging es an den ebenso geistreichen als tollkühnen Mephistosatz, dessen vollendetster Wiedergabe wir staunend folgten. Beim Eintritt des Chorus mysticus markierte Liszt den Gesang erst allein, sah sich aber bald nach Unterstützung um, die Herr v. Bronsart und ich sofort eintreten ließen. So konnte er sich ganz dem Tenorsolo widmen, das er mit voller Stimme sang, während wir den Chor markierten, und als das Forte kam: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; das Unzugängliche, hier ward's Ereignis; das Unbeschreibliche, hier ist's gethan —", gaben wir die Rolle des Markierens völlig auf und sangen im Verein mit Liszt die hinreißende Stelle aus voller Kehle. Der Vortrag der Faustsymphonie war hier zu Ende, und — das Unbeschreibliche, hier war es gethan! —

In liberalster Weise widmete mir nun Liszt wöchentlich dreimal seine kostbaren Stunden. Was ich an Kompositionen

bereit hatte, wurde des genauesten durchgeprüft und sorgfältigst ausgefeilt. Gewöhnlich war noch einer der Klavierspieler, Bendel oder Pflughaupt, mit anwesend oder auch der blonde, rotbäckige Jungmann, welcher, gleich mir, hauptsächlich Kompositionszwecken oblag. Waren die betreffenden Kompositionen durchgeprüft, so kamen die Klavierspieler an die Reihe. Liszt hatte jetzt an dem zweiten Flügel Platz genommen, und jede Stelle oder Passage, welche auf dem ersten nicht nach seinem Geschmack herauskam, wurde sofort auf dem zweiten mit höchster Vollendung beantwortet. Der Schüler versuchte dann, es nachzumachen. Gelang es, so schwieg der zweite Flügel, gelang es nicht, so brauste es wieder von drüben herüber. So ging es öfters zwanzig- bis dreißigmal hin und her. Aergerte sich Liszt manchmal über Pflughaupt, so ließ er ihn gar nicht mehr zu Wort kommen, sondern spielte dann selbst das betreffende Stück bis zu Ende. Das war uns dann natürlich das liebste — selbst mit Einschluß Pflughaupts. Auf diese Weise hörten wir einen großen Teil der hervorragendsten Klavierstücke von Liszt selber gespielt, so das Webersche F-moll Konzert, die Beethovenschen Konzerte und Sonaten u. s. w. Aus einer Stunde waren dann gewöhnlich drei oder vier geworden, auf dem Tisch stand eine brennende Kerze, herum lagen Zigarren in flottester Auswahl, denen tüchtig zugesprochen werden mußte. Von „Stundenhonorar“ durfte selbstredend kein Wort gesprochen werden; Liszt hätte das als Beleidigung aufgefaßt.

In der Sommerzeit hielten sich auch Karl Tausig und der Böhme Smetana auf kurze Zeit bei Liszt auf.

Beide brachten Kompositionen mit, Tausig u. a. das später gedruckte „Gespensterschiff“, in welchem eine tolle Passage vorkam, an der selbst Liszt vergeblich herumprobierte. Es war ein chromatisches Glissando von unten bis oben, welches mit einem schrillen Ton auf einer Obertaste endigte! Nach vergeblichen Versuchen sagte endlich Liszt zu Tausig: „Junge, wie machst du das?“ Tausig setzte sich, strich mit dem Mittelfinger der rechten Hand über die weißen Tasten und wußte zugleich die fünf Finger der linken so geschickt über die Obertasten laufen zu lassen, daß genau eine chromatische Skala zu hören war, die blitzschnell über die ganze Tastatur flog und oben mit einem schrillen „Bipp“ endigte. Nun machte sich Liszt wieder dran, und nach sechs= bis achtmaligem Probieren gelang es endlich auch ihm, ohne Unfall das ersehnte hohe „Bipp“ zu erreichen. Im Gegensatz zu dem etwas zurückhaltenden und sarkastisch angelegten Tausig war Smetana mitteilsam und aufgeräumt. Nur konnte er es nicht leiden, wenn sein Name falsch prononziert wurde. Einmal passierte auch mir das Unglück, den damals noch fast gänzlich Unbekannten mit Smetàna zu traktieren. Sofort sang er mir das Thema der Fidelio=Ouvertüre mit den Worten: „Smètana, Smètana, Smètana sprich aus!“ Lächelnd dankte ich ihm für diese allerdings unvergeßliche Lektion und regalierte ihn dafür mit jenem Kontrabassisten, der dieses Thema zwar ohne Worte, nie aber anders als so gesungen habe: [musical notation] was nun seinerseits wieder die entsprechende Heiterkeit im Gefolge hatte.

Einen Hauptanziehungspunkt bildete die an jedem Sonntag auf der Altenburg stattfindende Matinee, bei welcher der neu engagierte junge Hofmusikdirektor Eduard Lassen, der Violinvirtuose und Hofkonzertmeister Edmund Singer und der hervorragende Geiger J. M. Grün selten zu fehlen pflegte. Die Fräulein Emilie Genast und Elvira Berghaus sangen gewöhnlich Lieder von Liszt und Lassen, während Liszt und Fräulein Ingeborg Starck aus Petersburg, eine damals bildhübsche Blondine, die gleichfalls bei ihm studierte, die Pianofortevorträge ausführten. Manchmal holte Liszt zum Vierhändigspielen auch mich herbei. Durchlaucht Frau Fürstin nebst Prinzessin Tochter wohnten der Matinee stets bei, in welcher u. a. Liszt auch seine Bearbeitungen der neu-italienischen Opern zum besten zu geben pflegte.[1]) Als einmal Karl Tausig die Berceuse von Chopin spielte, war die ganze Gesellschaft geradezu hingerissen, und Liszt rief ihm zu: „Junge, das spielt dir so in Europa niemand nach!" (Er war erst 18 Jahre alt und von kleiner Statur; deshalb hieß er fast immer nur der „kleine Tausig".)

Zu intimem Umgang hatte ich mir den brillanten Klavierspieler und phantastischen Menschen Franz Bendel gewonnen, dem sich oft der junge Maler Marschall, der famose Geiger Grün und der Schauspieler Wünzer zu-

[1]) Anfänglich konnte ich nicht recht begreifen, weshalb Liszt solche Sachen schrieb. Erst später wurde es mir bei einem sehr flotten Diner klar, als er in die Worte ausbrach: „Ja, wenn ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben hätte, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen mit Champagner in Eis vorsetzen."

gesellten. Es wurde viel zusammen musiziert und während mancher Abend-, sogar Nachtstunde miteinander durch den Park gestreift. Als Liszt plötzlich auf einige Wochen verreisen wollte, lud ich Bendel ein, mit mir unterdessen nach Osthofen zu gehen. Gern kam er mit mir, und da der Zufall es fügte, daß bei einem unsrer Verwandten in der sogenannten Eulenburg in Worms gerade eine glänzende Hochzeit gefeiert wurde, war für Bendel das denkbar günstigste Terrain vorhanden, sein brillantes Klavierspiel, sein glänzendes Erzählertalent und seinen blonden Lockenkopf, besonders bei dem weiblich-jüngeren Teil der Eingeladenen, im vollsten Glanze leuchten zu lassen.[1] Was in der inmitten der Weingärten der Liebfrauenkirche gelegenen alten Eulenburg während dieser drei Hochzeitstage an Musik, an Liebfrauenmilch und an allem sonstigen Köstlichen konsumiert worden ist, kann ich nicht einmal annähernd schildern. Und das sollte nun am nächsten Sonntag in Osthofen fortgesetzt werden, da auf diesen letzten Sonntag im August der Osthofer Markt zu fallen pflegt. Hier durfte Grün mit seiner herrlichen Geige nicht fehlen! Wir beriefen ihn telegraphisch — und Grün kam. Die noch andauernden Theaterferien hatten ihm das erlaubt.

Nachdem endlich der Markttrubel verrauscht war, und die Wormser und auch Mainzer Gäste wieder heimgefahren waren, begann das eigentliche Musikleben in Osthofen. Fast

---

[1] Der drollige Umstand, daß der Wormser Festgeber Bandel hieß, dem nun zur Ausschmückung noch ein Bendel angeheftet worden, spielte natürlich in den launigen Toasten seine gebührende Rolle.

allabendlich versammelten sich im Saale unsrer Steinmühle viele Zuhörer, welche das Dargebotene begierig aufnahmen. Zu Gehör kamen da sämtliche Beethovensche Klavier- und Violinsonaten, vor allem die unvergängliche Kreutzersonate, das Beethoven- und Mendelssohnsche Violinkonzert, die Weber-, Mendelssohn- und Wagnerschen Ouvertüren vierhändig, ebenso die Beethovenschen Symphonien und Liszts Goethemarsch. Bendel entzückte mit der bekanntesten Ungarischen Rhapsodie Nro. 2 von Liszt und seinem eignen neuesten Klavierstück „In Sentas Spinnstube". Für die guten Osthofer, denen so was noch nie geboten worden, war das ein wahres Musikfest, das den ganzen Monat September hindurch währte. Fest reihte sich an Fest in der Steinmühle und in andern befreundeten Häusern: überall gute Musik und — guter Wein. Oft währte das Gelage über Mitternacht, und wenn dann Grün, selbst in allerspätester Stunde, noch einmal zur Geige griff und die göttliche Chaconne von Bach auswendig vor sich hin spielte, da ruhten alle Gläser, und es herrschte die tiefste Andacht. Auch der schwerste Wein konnte Grün nichts anhaben; immer blieb ihm seine enorme Technik und sein riesiges Gedächtnis treu. Seine Ruhe war groß, sogar so groß, daß er beinah' einmal ein Leipziger Gewandhauskonzert, in dem er zu spielen hatte, — verschlafen hätte. Er sollte ein Konzert von Vieuxtemps spielen, und als diese Programmnummer in Sicht war, war Grün nirgends zu finden. Ein Wagen raste nach dem Hotel de Pologne, man stürzte hinauf in sein Zimmer, — da lag in seiner Konzerttoilette Grün, fest eingeschlafen, auf dem Sofa! Ich wohnte jenem

Konzert bei und konnte gar nicht begreifen, warum die Reihenfolge der Programmnummern so aus Rand und Band geraten war. Später teilte mir Grün den Grund lachend mit.

Wie schon gesagt, war Bendel neben seinen hervorragenden musikalischen Eigenschaften auch ein interessanter Erzähler und — Erfinder. Er konnte stundenlang seiner weitschweifenden Phantasie die Zügel schießen lassen, die abenteuerlichsten und gewagtesten Dinge aus seiner Jugendzeit in Böhmen vorbringen — stets behielt er die Herrschaft über seine Zuhörer und verstand es, ihnen auch das Unwahrscheinlichste glaubbar zu machen. Seine sprühenden Augen und die langen blonden Haare kamen ihm dabei trefflich zu statten. Sah er nur ein halbweg schönes Mädchen, so war er sofort entzündet, eine Eigenschaft, die auf der Wormser Hochzeit zu den drolligsten Scenen Veranlassung gab. Am ersten Tag hatte er sich bereits mit einer brünetten Wormserin verlobt und am zweiten mit ihrer allerdings noch schöneren Schwester. Armer Bendel! Da war Grün ein andrer! Außer Musik liebte der vor allem einen guten Trunk und eine reiche Mahlzeit. Ueber den bleichen, lethargischen Gesichtszügen hing die schwarze kurzwollige Haardecke und auf der großen Nase ein Pincenez. Unter einem Dutzend Weinproben fand er „den besten" sofort heraus. Diese Kunst bewährte er auch in einem Weinkeller in Oppenheim, der einem unsrer Osthofer Bewunderer gehörte, welcher uns dorthin eingeladen hatte. Unter den vielen Fässern hatte Grün im Nu den „feinsten" gefunden, leider aber auch den stärksten. Wir tranken uns fest, und als wir

endlich heraus ans Tageslicht kamen, da war „Holland in Not“. Der Felsenkeller Hermann Leists lag leider ganz oben in der Nähe der Katharinenkirche — und hinunter nach dem Bahnhof führte nur eine Menge steiler Treppen und holperiger Gäßchen! Man hörte schon unsern Zug von Nierstein kommen; es mußte also in dem Zustand heruntergaloppiert werden! Daß keiner mit zerschellten Gliedern unten ankam, ist mir heute noch ein wahres Rätsel.

Nun war der schöne September zu Ende. Grün mußte seinen „Dienst“ in Weimar wieder antreten; drum reiste er uns voraus, während Bendel und ich den Weg über Darmstadt nahmen, um Schindelmeisser einen Besuch abzustatten. Dieser väterliche Freund war nämlich anfänglich nicht sehr erbaut von meinem Weimaraufenthalt, da er fürchtete, er könne mir meine Laufbahn erschweren. Bendel und ich schilderten ihm nun Liszt als Lehrer, spielten ihm auch einiges vor, und bald war er der Sache freundlicher gesinnt und begriff, was uns zu dem „Liebling der Welt“, wie er sich ausdrückte, hinzöge. Ich möge einstweilen noch bei Liszt weiterstudieren, im nächsten Jahre aber wieder zurückkehren, denn es würde am Hoftheater eine Stelle frei, die er mir zugedacht habe. Ich dankte ihm herzlich für seine nie versiegende freundliche Fürsorge und verabschiedete mich mit Bendel von dem Guten.

Von Liszt wurden wir, Bendel und ich, sehr freundlich empfangen. Ueber meine Komposition des Goetheschen Sehnsuchtsliedes war er ganz erstaunt, und er meinte, „ich hätte sehr viel Stoff in meinem Kopfe, ich müsse durchaus an etwas Größeres heran“. Dann sagte er zu uns, wir

beide würden seine ausgedehnte Schülerreihe beschließen; er möchte den Schulmeister und auch den Kapellmeister nicht mehr abgeben. Wir beide machten aber eine Ausnahme von seinem Vorsatze. Er hätte uns gern um sich, wir erheiterten und belebten seinen Geist, und schloß: „Dann müßt ihr jungen Kräfte hinaus und es zu was bringen — ihr bringt es auch zu etwas!"

Zunächst arbeitete ich nun einen Symphoniesatz aus, zu dem mir der Schillersche „Ritter Toggenburg" die Anregung gab. Ich machte ein vierhändiges Arrangement, und sogleich spielte es Liszt mit mir in einer der Matineen, von den Zuhörern sehr gut aufgenommen. Zur Belohnung gab er mir seine Kopie der Partitur des Wagnerschen „Rheingoldes" mit, mit den etwas seltsamen Worten: „Hier haben Sie die moderne Zauberflöte." Beim Studium fand ich dann wohl die drei Damen, sonst aber nicht das geringste der Zauberflöte Aehnelnde, ja noch mehr: nicht einmal die geringste Aehnlichkeit mit Wagners eignen Werken, soweit sie gedruckt und der Welt lieb geworden waren. Mit größtem Eifer drang ich in diese Partitur des neuen Wagner, der plötzlich ein andrer geworden und sozusagen alle Brücken zu dem Herkömmlichen abgebrochen hatte. Wo sollte das hinaus? Da ich die Walküre noch nicht kannte, wurde mir doch etwas bange, so wenig ich mir das auch eingestehen mochte. Bald hatte ich die Partitur so genau im Kopfe, daß ich in einer Gesellschaft bei Musikdirektor Riedel in Leipzig ganze Scenen auswendig interpretieren konnte. Ich verbrachte nämlich das Weihnachtsfest in Leipzig, da Liszt die Festtage über in Berlin weilte, um dort Meyerbeer

einen Besuch abzustatten. Hätte ich von dem glänzenden Verlauf dieser Fahrt nur eine Vorahnung gehabt, so würde ich sicherlich nicht versäumt haben, Liszt dorthin zu begleiten, wie er es gewünscht und mir auch angeboten hatte. Aus einem kurzen Besuch wurde ein mehrtägiger Aufenthalt im Hause Meyerbeers, Fest reihte sich an Fest, und gelegentlich eines Diners beim Grafen v. Redern, dem vormaligen Königlichen Intendanten, hatte Liszt den Herzog von Gotha zur Rechten und Meyerbeer zur Linken sitzend, während ein Orchester Liszts symphonische Dichtung „Tasso" und Stücke vom Herzog und von Meyerbeer als Tafelmusik vortrug. Um diese prächtige Gelegenheit, die Bekanntschaft Meyerbeers zu machen, war ich thörichterweise gekommen! Ich hoffte, dieses mich äußerst schmerzende Versäumnis später noch gut machen zu können, doch nie bot sich wieder eine Möglichkeit: — „was du von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück."

Mitte Januar 1860 kam Peter Cornelius nach Weimar. Da demnächst das Erscheinen der Partitur von Wagners „Tristan und Isolde" zu erwarten stand, beschäftigte ich mich wieder eingehend mit dem Textbuch dieser Oper, von welcher nur den Teilnehmern der Leipziger Tonkünstlerversammlung die Instrumentaleinleitung bekannt geworden war. Mehr und mehr befreundete ich mich mit der Dichtung und wurde plötzlich von der Lust gepackt, die Anfangsscenen in Musik zu setzen. Wenn ich mir auch in jedem Augenblick sagen mußte, daß mir diese Arbeit nichts nützen könne, da ja die That bereits von dem Dichterkomponisten selbst gethan sei, und sie kein Mensch besser als er vollbringen

könne — es half nichts, ich mußte immer wieder am „Tristan" komponieren! Als ich da einmal mit Cornelius über die Not, ein gutes Opernbuch zu erhalten, sprach, sagte dieser ganz von selbst die mich nicht wenig überraschenden Worte: „Ihr in euren jungen Jahren könnt euch ja einmal am ‚Tristan' versuchen, wenigstens einige Scenen ausführen, um dann zu vergleichen, wie es der Meister selbst aufgefaßt, was zu gleicher Zeit höchst interessant und auch sehr lehrreich ist." Wie war da Freund Cornelius erstaunt, als ich die bereits fertigen Stücke hervorholte und sie ihm vorspielte! In der ersten Ueberraschung meinte er, ich müsse sie unbedingt — Wagner schicken, es würde ihn gewiß verwundern und erfreuen, vor allem sie aber Liszt zeigen. Ich hatte mich dessen noch nicht getraut, — leicht konnte er in diesem Beginnen eine Arroganz erblicken, und bei Wagner war das in noch viel höherem Maße zu befürchten. Ich blieb daher unschlüssig. Cornelius that nun das Seine: Einige Tage darauf kam er mit Liszt zu mir, dem ich nun auch meinen „Tristan" vorspielen mußte. Auch diesem gefiel das Pathos und der deklamatorische Schwung nicht wenig; er rief ein über das andre Mal „bravo", konstatierte einen „ganz großartigen dramatischen Zug" darin und meinte: schon der Originalität halber möchte ich diese Scenen Wagner schicken; vielleicht glückte es mir, von ihm einen Operntext zum Komponieren herauszulocken; es sei gar nicht unwahrscheinlich, daß sich Wagner mit mir einließe, denn er hätte so manches in seinem Kopfe, zu dessen Ausführung ihm die Zeit fehle, und gerade jetzt sei ein derartiges Vorhaben dadurch begünstigt, daß sich

Wagner wieder etwas in Geldkalamitäten befände und ihn die Aussicht auf einen sicheren Erlös vielleicht günstig stimme. Auf seine Zusage ginge ich dann am besten einige Zeit nach Paris, um mich näher mit ihm besprechen zu können.

Sogleich teilte ich diese Aeußerungen Liszts meinem Vater mit, welcher sich mit meiner eventuellen Parisreise einverstanden erklärte, mich aber bat, damit noch so lange zu warten, bis sich der tolle Aufruhr und die Sturmflut etwas gelegt habe, in die ganz Paris durch die Wagnerkonzerte plötzlich geraten war. Dem Briefe lagen Zeitungsausschnitte bei (Didaskalia u. a. m.), die den lebhaften Zorn der Pariser Presse über das künstlerische und persönliche Auftreten Wagners in Paris in allergrellsten Farben dokumentierten. In dieser Hetzjagd hatte sicherlich Wagner andres zu thun, als sich friedlich mit mir über die Wahl eines Opernstoffes zu beraten. Unterdessen traf aber auch bei Liszt ein Korrekturabzug des ersten Tristanaktes ein, den er mir sofort zustellen ließ, — man kann sich denken, mit welchem neugierigen Ungestüm ich darüber herfiel, und mit welchem Heißhunger es über das Wagnersche Werk herging! Bald folgten der zweite und letzte Akt: — das vollsaftige, von Musik strotzende und förmlich triefende Werk zog völlig in mir ein, und — meine Tristanscenen waren vergessen.

Zur Erholung diente damals der „Neuweimarklub“ im Stadthaus am Markte, wo Liszt, gewöhnlich mit nur wenigen Herren, einige Abende kartenspielend oder plaudernd verbrachte und die Freundlichkeit hatte, mich einzuführen. Hier lernte ich auch den Hoftheaterintendanten Franz

v. Dingelstedt, den Dichter Hoffmann v. Fallersleben, den würdigen Schauspielerveteran Genast, seinerzeit noch von Goethe engagirt, Musikdirektor Sontag und andre kennen. Auch Gutzkow war einmal anwesend, öfters dagegen der Maler Genelli, der ebenfalls in Weimar wohnte. Besonders ergötzlich war der gemütliche Hoffmann v. Fallersleben, dem ich seine „Deutsche Philisterei" für Männerchor komponierte. Daß fortwährend der zweite Baß die ironischen Worte „auf der Bierbank" einzuwerfen hatte, gefiel ihm über die Maßen. Zu diesen geselligen Abenden pflegte Liszt einen vorzüglichen Cognac mitzubringen, der dann als Punsch oder auch pur getrunken wurde und die Gemüter äußerst anregte. Für die damalige nervöse Gemütsverfassung Liszts war jedoch dieses Lieblingsgetränk gerade am wenigsten geeignet, besonders wenn eine erregte Debatte erfolgte, wie zum Beispiel eines Abends mit dem Theaterintendanten v. Dingelstedt, mit dem der Friede infolge von Liszts Rücktritt vom Dirigentenpult immer noch nicht völlig hergestellt war. Ein Wort folgte dem andern und ebenso ein Glas dem andern. Es ließ sich nicht leugnen — Liszt hatte einen „Spitz". Er schien es selbst zu merken, denn er brach plötzlich auf. Ich folgte ihm, ihn nach Hause zu begleiten. Gern nahm er das an. Als die Treppen im Tannengebüsch langsam erstiegen waren, und wir vor der Altenburg angelangt waren, wollte ich mich empfehlen. Da sagte aber Liszt energisch „Nein! Sie haben mich bis hierher gebracht, jetzt bringe ich Sie nach Haus!" Alle Widerrede, daß es bis zum Wielanddenkmal, wo ich wohnte, eine halbe Stunde und dunkle Nacht sei, half nichts. Er blieb dabei, mich

heimzubringen. So wurde denn der weite Weg in Gottes Namen angetreten. Als wir bei mir zu Hause anlangten, ward es erst recht klar, daß ich Liszt unmöglich allein zurückkehren lassen konnte, und ich sagte: „So, Herr Doktor, wir sind da; jetzt bringe ich Sie wieder nach Haus!“ Es wurde lachend Kehrt gemacht, wieder am Goethehaus vorbeigeschritten, die Stadt durchquert, an der Mühle vorbei, die Treppen durch das Tannengebüsch hinaufgeturnt — und wieder standen wir vor der Altenburg, — da holte Liszt tief Atem und sagte: „Wie wohl thut mir die frische Luft! Aller guten Dinge sind drei; jetzt bring' ich Sie wieder nach Haus!“ Ich: „Um Gottes willen, Herr Doktor, es ist Mitternacht vorbei, — Sie bedürfen der Ruhe!“ Er: „Ich bedarf der Luft; aller guten Dinge sind drei; kommen Sie nur!“ Nun ging es vorsichtshalber statt der gefährlichen Treppen die im Bogen um das Tannengebüsch ziehende Landstraße hinunter, wieder an der Mühle vorbei durch die Stadt, bis zum Goethehaus — da blieb Liszt einen Augenblick stehen, mich fragend: „Was würde der alte Herr sagen, wenn er uns jetzt sehen könnte?“ „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“ war meine schnelle Antwort, und lachend gelangten wir an meine Wohnung. Obwohl sich Liszt jetzt bedeutend besser befand, ließ ich mir's doch nicht nehmen, ihn nun zum dritten- und letztenmal nach Haus zu bringen, wo diesmal der Hausschlüssel auch richtig seines Amtes waltete, und ein herzlicher Gutenachtkuß die fast dreistündige nächtliche Wanderung zum Abschluß brachte.

Anfang März 1860 beabsichtigte Bendel ein Konzert mit Orchester zu veranstalten und lud mich ein, darin meinen

Toggenburgsatz zu dirigieren. Liszt protegierte das Vorhaben und entwarf selbst das Programm. Bendel schien aber bald seine Offerte, die er mir gemacht, wieder leid geworden zu sein; er ließ ab und zu die Bemerkung fallen, mein Toggenburg könne seinem ebenfalls aufzuführenden „Lisztmarsch“ Abbruch thun, und rückte endlich mit der Erklärung heraus, er wolle mein Stück nicht aufführen. Lisz kannte seinen Bendel (den „errlosen Brendel“, wie er sich ausdrückte) viel zu gut, als daß er sich weiter darüber gewundert hätte, strich mein Stück vom Programm, setzte dafür aber den Toggenburg sofort auf das Programm des nächsten Hofkonzerts! Obwohl ich darin Liszts wahrhaft große Güte erkannte, glaubte ich ihm dennoch davon abraten zu sollen, weil der Hof sicherlich eine seiner symphonischen Dichtungen lieber hören würde als das Werk eines Unbekannten. Er blieb aber dabei, und sobald die Orchesterstimmen ausgeschrieben waren, hielt er die erste Probe. Ich hatte zuvor die Vorsicht gebraucht, die Stimmen genau durchzusehen; unterläßt man solches, so setzt man sich bei neuen Werken sehr unliebsamen Ueberraschungen aus. Statt des erhofften Wohlklanges kommt da unversehens das gerade Gegenteil heraus, im Orchester giebt es lange Gesichter, allgemeine Unsicherheit greift Platz, und um den Genuß des erstmaligen Hörens ist es gethan. Während der Probe rief mich nun Liszt zu sich ans Pult, mich bei dem geringsten Ritardando oder irgend einer Nüance fragend anblickend, sichtlich bemüht, mir alles recht zu machen: er, der feinfühligste Interpret und größte Reproduzent der Welt, hielt das nicht unter seiner Würde! Ich staunte, wie dieser Heros Probe halten

und einstudieren konnte. Dabei führte er mit dem Orchester eine fast brüderliche Sprache, und wenn er wollte, wickelte er dessen Mitglieder sozusagen um den kleinen Finger. Wie war da von ihm zu lernen! Als ich mein Werk unter solcher Leitung zum erstenmal hörte — es war überhaupt das erste Mal, daß ich etwas von mir mit Orchester hörte —, überkam mich ein seltsames, unbeschreibliches Gefühl. Wurde zuvor auf dem Papier alles auch noch so fein ausgeklügelt, immer bringt der Totaleffekt des lebendig gewordenen Klanges wahre Ueberraschungen mit sich.

Nach der Probe ging Liszt mit mir in ein benachbartes Lokal, schrieb noch einige praktische Bemerkungen in meine Partitur und meinte, ich möchte noch zehn bis zwölf solcher Symphonien schreiben; das Zeug hätte ich dazu. Am Aufführungstage (13. März) machte er noch eine Probe, die einen ganz vorzüglichen Verlauf nahm. Gern hätte ich nun aber auch der Aufführung am Abend beigewohnt; doch schien das nicht so leicht erreichbar, da diesem Konzert im großherzoglichen Schloß nur Hof und Adel anwohnten, bürgerliche Personen daher ausgeschlossen waren. Auch in dieser Verlegenheit wußte der geradezu unerschöpflich liebenswürdige Liszt Rat. Er sagte: „Stecken Sie sich heute abend in Frack und weiße Kravatte, nehmen eine Geige, stellen sich zu den Violinisten und thun so, als ob Sie mitspielten.“ Gesagt, gethan! Zum ersten- und letztenmal in meinem Leben zog ich „als Geiger“ in ein Orchester.

Liszt erschien am Pult; sein Frack war über und über mit Orden bedeckt. Am ersten Violinpult Konzertmeister Singer und Grün, ich in der Mitte des Streicherchors.

Liszt dirigierte mit enormem Feuer und Schwung, dabei mich immer ansehend, und das vorzügliche Orchester erzielte eine brillante Wirkung. Am Ende erhob sich der Großherzog, der in der ersten Reihe saß, ging auf Liszt zu, einige Worte mit ihm wechselnd. Liszt deutete mit einer Armbewegung meine Anwesenheit an, kam herauf und sagte, der Großherzog wünsche mich zu sprechen. Schnell gab er mir seinen Cylinderhut in die Hand, da ich keinen mitführte, raunte mir noch vorsorglich die Worte „Königliche Hoheit“ nach, und ich stand vor Großherzog Karl Alexander, welcher sich huldreich erkundigte, wo ich seither meinen Musikunterricht genossen, was ich für ein Landsmann sei, und gnädig hinzufügte, meine Komposition habe ihm gefallen; sie habe „viel Feuer“. Als ich mich wieder zurückziehen wollte, holte mich Liszt abermals und führte mich zu Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche mir „für die schöne halbe Stunde, die ich ihr durch mein Werk bereitet“ hätte, dankte. Ihre Königliche Hoheit erkundigte sich genau um meinen Ideengang darin, weil das Programm ihr mit „Instrumentaleinleitung zu Schillers Ritter Toggenburg“ zu wenig gedeutet habe. Nachdem dies eingehend erfolgt war, wurde ich in Gnaden entlassen. Großherzog Karl Alexander war ein schlanker, junger Herr, mit sprechenden Augen, glattem Gesicht und kurzem, schwarzem Haar, während seine Gemahlin, geborene Prinzessin der Niederlande, mittlere Statur und etwas rundliche Formen zeigte. Gleich dem großherzoglichen Paare schienen auch die zahlreich vertretenen Hofkreise meine Komposition gut aufgenommen zu haben. Nur der französische Gesandte habe seinen

Nachbar gefragt: „Ist das schön?“ (Derselbe, welcher kurz vorher in Goethes „Torquato Tasso“ an einer Stelle, wo alle andächtig lauschten, plötzlich so laut gähnte, daß das ganze Theaterpublikum in Gelächter ausbrach.) Sonst hörte ich von allen Seiten nur Günstiges über die Aufnahme meines Stückes, und ein Bekannter sagte mir, ich könne mich bei Bendel dafür sehr bedanken, daß er meine Komposition vernachlässigt habe; der würde jetzt vor Aerger platzen, wenn er meinen Succeß erführe. Diesen — wenn unter solchen Umständen überhaupt von einem Succeß die Rede sein konnte — hatte ich natürlich nur der großmütigen Initiative Liszts zu danken, und zu diesem zog es mich am folgenden Tage, ihm meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal seine Tochter Cosima, erst vor etwa zwei Jahren mit Hans v. Bülow verheiratet. Sie war jung, blond, bleich, schlank, sogar hager, bis zum Aeußersten abgemagert. Als sie wie ein Schatten durch das Zimmer geschlichen, sagte mir Liszt, sie bliebe nur kurze Zeit hier, dann kehre sie wohl wieder zu ihrem Manne nach Berlin zurück; er habe große Sorge um sie, denn sie wolle nicht essen.

Am Palmsonntag begleitete ich Liszt nach Leipzig, wo der Riedelsche Verein Beethovens große Messe in der Thomaskirche aufführte. Während dieser interessanten Aufführung folgten wir dem grandiosen Werk mit der Partitur vor Augen. Liszt geriet öfters in große Bewegung und Ergriffenheit. Die Blicke der ganzen Umgebung waren auf ihn gerichtet.

In Leipzig hielt ich mich noch etwas länger auf. Ich

war mit dem Schriftsteller Peter Lohmann bekannt geworden und hoffte von diesem einen Operntext erhalten zu können. Im Versifizieren war er außerordentlich gewandt. Wir gaben uns große Mühe, einen geeigneten Stoff zu finden. Geschichtliches behagte ihm nicht, und die Sage schien durch Wagner erschöpft! Endlich brachte er mir „Die Brüder", ein anscheinend wohlkomponierbares Textbuch. Zugleich wurde ich von Dr. Brendel ausersehen, eine Reihe von Artikeln über „Tristan und Isolde" in die „Neue Zeitschrift für Musik" zu schreiben, da neben der Partitur nun auch der meisterhafte Klavierauszug Hans v. Bülows erschienen war. Ich hatte somit Arbeit genug. Zu deren gemächlichen Erledigung ging ich während der Sommermonate nach Osthofen. Meine Tristanartikel gefielen nun vornehmlich der Partei und auch Wagner, der sie las; im gegnerischen Lager jedoch machte ich mir viele Feinde dadurch. In jenen Zeiten ging es fürchterlich leidenschaftlich zu. Dräsekes Ballade „Helges Treue" und mein Liszt gewidmeter „König Sifrid", welche fast gleichzeitig erschienen, wurden von den gegnerischen Blättern mit gierigem Grimm zerfleischt. Wer es wagte, sich in den Dienst der neuen Sache zu stellen, der hatte einen schweren Stand.

Im Spätherbst ging ich wieder nach Leipzig, um im Verein mit H. v. Bronsart die Konzerte des Musikvereins „Euterpe" im großen Saale der Buchhändlerbörse zu leiten. Den Herren Dr. Brendel, C. F. Kahnt und Julius Schuberth war es gelungen, in den Vereinsvorstand zu gelangen, und damit zog, zum großen Verdruß der Gegner, die neue Richtung in die Konzerte dieser zweitgrößten Musik-

gesellschaft Leipzigs ein. Vorsichtshalber brachten wir in den ersten Konzerten fast nur klassische Musik, gingen dann aber bald zur neuen über. Berlioz' herrliche „Gefangene" kam und später dessen „Fest bei Capulet". Im achten Konzert sollten die Dirigenten ihre Visitenkarten als Komponisten abgeben. H. v. Bronsart wählte zu diesem Behuf seine „Frühlingsphantasie" und ich mein „Grab im Busento", vom Bassisten Wallenreiter und dem akademischen Gesangverein „Arion" vorzüglich vorgetragen. Meine Ballade wurde in der denkbar günstigsten Weise aufgenommen, während v. Bronsart mit seinem reinen Orchesterstück natürlich einen schwierigeren Stand hatte. In welch unanständiger Weise damals, trotz der brausenden Beifallssalven des Auditoriums, öffentlich Kritik geübt wurde, mag folgendes ergötzliche Pröbchen zeigen. E. Bernsdorf schrieb in der „Deutschen Allgemeinen", der sehr vielgelesenen Brockhausschen Zeitung, unterm 6. Februar 1861:

„Der Musikverein ‚Euterpe' hat gestern sein achtes Konzert gegeben und damit wiederum ein Scherflein zur Propagierung weimarischer Kunstmaximen beigetragen, indem ‚Das Grab im Busento', Ballade von Platen, für Baßsolo, Männerchor und Orchester komponiert von W. Weißheimer, und ‚Frühlingsphantasie' für Orchester (in fünf zusammenhängenden Sätzen: Winteröde, Frühlingsnahen, Liebestraum, Lebensstürme, Aufschwung zum ewigen Frühling), komponiert von H. v. Bronsart, vorgeführt wurden. Eine Kritik dieser Werke zu geben, halten wir für überflüssig, denn erstens gilt von ihnen alles das, was wir schon seit Jahren über die Hervorbringungen Liszts (dessen bloße Kopisten die genannten Herren sind, auch sogar darin, daß sie, wie er, ihren Pinsel mitunter stark in den Wagner-Berliozschen Farbentopf tauchen) gesagt haben, und zweitens

vertragen sie gar keine eigentlich musikalische Sondierung, denn vom musikalischen Kunstwerk haben sie weiter nichts als das Material, die Töne, mit denen sie es aber auch nicht einmal bis zur Definition jenes Philosophen bringen, der die Musik nur als ‚angenehmes Geräusch‘ erklärte. Die Bronsartsche ‚Frühlingsphantasie‘ ist uns übrigens nicht neu; wir hörten sie vor einigen Jahren schon, und unsre entschiedene Verurteilung des Werkes von damals her wird vielleicht einigen Lesern dieses Blattes noch in der Erinnerung sein. Daß unsre Ansichten noch ganz dieselben sind, geht aus Obengesagtem hervor. Die übrigen, wirklich musikalischen Bestandteile des Konzerts waren“ ꝛc. ꝛc.

Diese Suada war für mich um so ergötzlicher, als mein „Grab im Busento“ bereits aus dem Jahre 1856 stammte, während ich erst im folgenden Jahre die erste Bekanntschaft mit Werken von Liszt machte. Welch merkwürdiger „Kopist“ muß ich da gewesen sein! Womöglich totgemacht sollte ich dann noch in den weitverbreiteten Leipziger „Signalen“ werden; auch wurde dieses gehässige Urteil in der „Niederrheinischen Musikzeitung“ abgedruckt, während die Leipziger Lokalpresse voll des Lobes über meine Komposition war.

Zu diesen Konzerten der „Euterpe“ kam Liszt öfters von Weimar herüber und gab dann gewöhnlich einige Tage zu. Einmal spielte er da bei Dr. Brendel seine „Dantesymphonie“. Vor dem Schluß überraschten wir ihn durch das unerwartete Eintreten eines kleinen Damenchores, den ich zu diesem Zweck zusammengebracht und einstudiert hatte. Ein andermal, nachdem bis nach Mitternacht getafelt worden und natürlich auch der Wein in Strömen geflossen, zog er

plötzlich seinen Rock aus, setzte sich an den Flügel und spielte in Hemdsärmeln hintereinander mehrere seiner allerschwierigsten Klavierstücke, darunter die Sonambula- und seine Don Juan-Phantasie. Diese Glanzstücke aus seiner Virtuosenzeit waren jetzt nur äußerst selten von ihm zu hören; war er aber einmal „dran" zu bringen, so sperrten die respektiven Zuhörer sozusagen bald Mund und Nase auf, denn was es da an technischen Wundern zu erleben gab, schien wahrhaftig über das Menschenmögliche zu gehen. Stets wohnte er in Leipzig in dem in der Hainstraße gelegenen Hotel de Pologne. Hier war es auch, wo er nach einem glänzenden Diner die schon citierten Worte sprach: „Hätte ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen und Champagner in Eis vorsetzen."

Liszts Prometheus. Besuch in Weimar und Lohengrin in Mannheim.

Auch F. Dräseke war zu den Konzerten einigemal von Dresden gekommen und bei mir abgestiegen. Er brachte einen Germaniamarsch und seine Ballade „Helges Treue" in Partitur mit. Wie gern hätte ich das hochinteressante op. 1 in der „Euterpe" aufgeführt! Leider konnte ich damit im Vereinsvorstand nicht durchdringen; man sagte mir, man dürfe jetzt nicht noch mehr wagen. Erst müsse Liszts „Prometheus" heraus! — Um diese Zeit wird es wohl

auch gewesen sein, als ersterer mit gesunkenem Mute Liszt besuchte, welcher ihn teilnehmend fragte: „Nun, Dräseke, wie geht's?" worauf ihm die köstliche Antwort wurde: „Herr Doktor, ich schwinge die Palme der Erfolglosigkeit!" Dieser unbezahlbare Einfall Dräsekes fand bei Liszt die denkbar günstigste Aufnahme, und noch nach Jahren teilte er andern diese köstliche „Palme der Erfolglosigkeit" lachend mit.

Das vorletzte, neunte Konzert hatte einen überaus glänzenden Erfolg: Liszts „Prometheus" schlug entschieden durch. Die prachtvollen Chöre und das brillante Orchester verfehlten nicht, einen begeisterten Beifallssturm zu erwecken. Man wollte durchaus Liszt sehen, dessen Anwesenheit bekannt geworden war. Lang erscholl das Rufen und der Beifall vergeblich — Liszt kam nicht. Niemand vermochte den Erfolg im entferntesten nur zu ahnen; drum zog es der Meister vor, lieber im Hotel zu bleiben, als sich möglicherweise gemeinen Demonstrationen auszusetzen! Gewisse Leipziger Biedermänner hatten nämlich schon vorher versucht, in einigen Blättern das Publikum gegen dieses Werk aufzuhetzen, nannten den „Prometheus" eine „Katzenmusik" und verglichen ihn mit „Rindskaldaunen". Das Publikum kam natürlich nicht ohne schlimmes Vorurteil herein, aber schon nach dem Schnitter- und Bacchuschor war dieses in sein Gegenteil verwandelt, und der zündende Schluß „Heil der Menschheit" brachte den entscheidenden Sieg. Liszt war beim Anhören dieser Freudenbotschaft hocherfreut. Es hatte sich bald ein großer Kreis Bewunderer und Verehrer um ihn versammelt. Nach einem auf ihn ausgebrachten Toast machte er mit seinem Glas die

Runde, und als er mit mir und Kollegen v. Bronsart, dem heutigen Dirigenten, anstieß, bat er uns, angesichts der auch ihm drohenden Zeitungsangriffe, ihn „in den Bund als dritten der Vermöbelten“ aufnehmen zu wollen. Am andern Morgen brachte ihn eine zahlreiche Gesellschaft zur Bahn.

Nun ließ ich in der „Neuen Zeitschrift“ noch eine zweite Artikelserie über „Tristan und Isolde“ folgen und vereinbarte mit Peter Lohmann, Esaias Tegnérs „Frithjofsage“ als Oper zu bearbeiten. Ich versprach mir von dieser Dichtung mehr als von den andern, mir bereits von Lohmann verfaßten Textbüchern. Dem Verleger Kahnt übergab ich zum Druck mein „Grab im Busento“. Gleich darauf kam J. Schuberth mit demselben Ansinnen. Ich sagte ihm, sein größeres Verlagsgeschäft wäre mir bei weitem lieber gewesen als dasjenige Kahnts; leider sei es jetzt zu spät. Zum Dank für meine Gewissenhaftigkeit ließ mich Kahnt sitzen. Das Werk, obwohl mehr als ein dutzendmal mit entschiedenstem Erfolg aufgeführt, blieb vorläufig ungedruckt. Damals machte ich aber den originellen Schuberth auf die ebenfalls noch ungedruckte Faustsymphonie Liszts aufmerksam, und er biß an!

Unterdessen war auch das letzte Euterpekonzert vorübergegangen. Ich verabschiedete mich in Leipzig und fuhr mit Dr. Brendel nach Weimar zu Meister Liszt, wo eine Vorbesprechung der für Ende Juli in Weimar geplanten zweiten Tonkünstlerversammlung stattfand. Auf Liszts Wunsch blieb ich noch einige Tage bei ihm zu Gast. Er war wieder die Liebenswürdigkeit selber, brachte mich abends zu Bett und holte mich andern morgens sehr früh wieder heraus. Die

Tage verliefen in angenehmstem gegenseitigen Verkehr. Liszt ging gerade noch einmal die Prometheuspartitur durch und machte auch ein vierhändiges Klavierarrangement fertig, welches er mit mir durchspielte. Offen fragte er nach meiner Meinung über einige kleine Abänderungen, die er hier und da in der Partitur vorgenommen. Ich war darüber sehr froh; denn bei der Leipziger Aufführung waren mir einige solcher Veränderungen aufgefallen, die ich keineswegs für glücklich angebracht hielt. Vor allem hatte er die mir in der Dresdener Aufführung 1857 als äußerst schwungvoll erschienene Stelle „Heil der Menschheit" fast umgekehrt. Ich fragte, ob die Melodie in Dresden nicht so gelautet habe, wie ich ihm spielen würde (Sopran: as, des, as, ges; statt des, ges, wie jetzt geschrieben stand), und sofort gab er mir das zu, nicht wenig erstaunt, daß mir diese Stelle fast vier Jahre im Gedächtnis geblieben war. Natürlich plädierte ich eifrig für das hohe as (statt des) und hatte die Freude, es bald wieder an seiner Stelle zu erblicken. So gab er auch an verschiedenen andern Stellen meiner Ansicht Gehör, worüber ich nicht wenig erstaunt war, und worauf er sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß ich sehr viel auf Sie halte? Sie bemerkten doch gewiß, daß ich Sie stets anders behandelte wie die andern. Hier nehmen Sie zum Andenken meine geschriebene Prometheuspartitur, deren ich nun nach dem erfolgten Druck nicht mehr bedarf." Mit einem herzlichen Kuß übergab er mir das interessante Buch. Es war eine Kopie, die aber an vielen Stellen überklebt und mit seiner eignen Schrift bedeckt war. Ich hob es natürlich gut auf und besitze es heute noch. Vermutlich war es auch

bei der Wiener Aufführung gebraucht worden, denn zu Anfang steht mit Blaustift von Liszts Hand geschrieben: „Ich bitte Freund Herbeck, bei den Proben auf das Kolorit der Instrumentierung der Chöre 1 und 3 die größte Sorgfalt zu verwenden“, und bei dem Hornsolo: „Das Horn ist nicht als Wald- und Jagdhorn in dieser Nummer (1) zu behandeln!“ Bei der Stelle: „Wo Winde wehen und Segel fliegen“ steht mit Rotstift die charakteristische Bemerkung: „Im Chor gut aussprechen und rhythmisch markieren — nicht murmelnd!“ Die umkomponierte und neu instrumentierte Stelle „mit Perlen umwinden wir einst dein Haupt“ enthält wieder mit Blaustift die Bemerkung: „Diese Stelle möchte ich nicht verkapellmeistert hören! —“ Bei dem Dryadenchor (Nr. 3): „Dieser Chor müßte einen sibyllinischen Schauer erregen!“ und bei dem Altsolo „verödet stehn im alten Hain der Götter Altäre“ die Worte: „Die Singstimme mit tragischem Pathos. (Frau Kapellmeister Krebs sang dieses Solo prächtig in Dresden.)“ Beim Schnitterchor: „Es muß Sorge getragen werden, daß die Hörner und Fagotte sich keine falschen Bindungen erlauben; rhythmisch richtig, aber zart (nicht plump!)“, beim Soloquartett „der heil'gen Göttin flehn dir alle“ steht in Tintenschrift: „NB. Tichatschek, Mitterwurzer rc. in Dresden sangen diese Stelle wundervoll.“ Es würde zu weit führen, wollte ich mich hier auf weitere Details einlassen.

Diese Tage des herzlichen Einvernehmens mit dem genialen Manne werden mir unvergeßlich bleiben. Gern hätte er mich ganz in Weimar behalten, wozu damals einige Aussicht vorhanden war. Musikdirektor Lassen hatte

nämlich Chancen, als Kapellmeister nach Brüssel zu kommen. Für diesen Fall wollte mich Liszt beim Großherzog als Nachfolger Lassens empfehlen. Aus der Sache ist nichts geworden, da Lassen in Weimar blieb. Dessen Lieder begannen schon damals sich einzubürgern. Einmal begleitete ich einige derselben Fräulein Elvira Berghaus in einem Konzert in Erfurt. Abends kam auch Lassen hinüber und fuhr dann mit uns zurück. Stets war er charmant mit jungen Damen. Auch Liszt war diese Ritterlichkeit Lassens bekannt, und als ich da bei passender Gelegenheit einmal etwas ironisch die Worte Loges im „Rheingold" anstimmte: „Lassen will nichts von Lieb und Weib", konnte Liszt sich nicht des Lachens erwehren.

Am letzten Abend lobte er noch mit Nachdruck Grün, daß er den „Mut" gehabt, in der „Euterpe" zu spielen (ich hatte ihm das Beethovensche Violinkonzert dirigiert), hinzufügend, außer ihm habe nur noch Leopold Damrosch aus Breslau den gleichen Mut besessen (auch diesem hatte ich sein eignes und sehr wirksames Violinkonzert dirigiert). Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von Liszt, ihm für die mir erwiesene Gastfreundschaft herzlich dankend. Er sagte: „Kommen Sie bald wieder," dann vertraulich: „Ich mag Euch gern; Ihr seid eine biedere, wahre Natur, Ihr meint es ehrlich mit mir! Bekäme ich doch die vielen eigennützigen Schmeichler nicht mehr zu sehen, welche mich belagern!" Mit dem üblichen Kuß entließ er mich, mir noch ein Kistchen mit herrlichen Cigarren auf den Weg gebend. —

Liszt ging bald darauf nach Paris, und vor meiner Abreise

hatte er mir versprochen, mich auf dem Rückwege in Osthofen zu besuchen, wohin ich reiste. In der Steinmühle waren darob große Vorbereitungen getroffen. Leider war er veranlaßt, seinen Rückweg über Köln zu nehmen, wie er mir aus Paris schrieb. Seinen liebenswürdigen, ausführlichen Brief kann ich leider hier nicht wiedergeben, da er abhanden gekommen ist.

Damals beschäftigte ich mich mit der Komposition des Lohmannschen Textbuches „Frithjof" und komponierte auch einige gemischte Chöre für die Osthofener „Liedertafel". Auf Wunsch des Vorstandes hielt ich die Proben selber und brachte ein Konzert zu stande, an das die guten Osthofener noch heute denken. Mein Chor mit Soli: „O lieb, solang du lieben kannst" gefiel ihnen über die Maßen und rührte sie zu Thränen, und als eines schönen Sonntags in Kähnen über den Rhein gesetzt worden, und sich im sogenannten Steinerwald ein reizendes Fest entwickelte, erschollen bei Wein und Gerstensaft meine Lieder aus voller Kehle. Nur allzuschnell verliefen jene schönen Tage in Osthofen. Der Sommer war da, ich mußte fort, denn ich hatte meine Mitwirkung in einem der Weimarer Tonkünstlerkonzerte zugesagt. Kurz vorher hörte ich noch mit Mutter und Schwester in Mannheim den „Lohengrin".

Am dortigen Theater begegnete mir der Violloncellist Heinefetter, Mitglied des Orchesters. Auf meine Frage, wie es gehe, sagte er: „Ach, vor lauter Lohengrinproben sind wir alle ganz lohengrün angelaufen. Den Wagner soll der Teufel holen!" Das Publikum war andrer Meinung. Vincenz Lachner nahm zwar die Einleitung und andres

viel zu schnell, doch sang Ander aus Wien den Lohengrin herrlich, und das Ensemble war so gut, daß das Auditorium nebst Mutter und Schwester förmlich elektrisiert wurden.

Die Tonkünstlerversammlung in Weimar 1861.

Als ich im August in Weimar eingetroffen war, fand ich schon Dräseke, Leopold Damrosch, Peter Cornelius, Carl Tausig und viele andre anwesend — vor allem auch Hans v. Bülow, der mit den Proben zu Liszts Faust=symphonie beschäftigt war, und den ich nun auch genauer kennen lernen sollte. Liszt hatte uns nämlich samt und sonders bei sich auf der Altenburg einqartiert. Als immer mehr „Tonkünstler" einrückten, reichten die Betten schließlich nicht aus. In einem Saale des Seitengebäudes wurde ein ganzes Heulager mit großen Tüchern darüber ausgebreitet, und darauf, halb entkleidet, schlief die lustige Gesellschaft die wenigen Stunden, die der Ruhe gewidmet waren — wenn überhaupt von Schlafen die Rede sein konnte. Liszt ließ es sich nicht nehmen, bei uns in der Mitte zu liegen. Erst gegen Morgen war so viel Ruhe eingekehrt, daß sich die Augen schließen konnten. Einmal hatte sich Liszt zuerst vom Lager erhoben und jene Pianopizzicatostelle der Bässe im ersten Faustsatze vor sich hin markiert, die sich jedem Hörer einprägt und auf der letzten Probe öfters wiederholt worden war: — sofort setzten wir die Hände wie Schalltrichter an den Mund und bliesen im Chor die nach dem Pizzicato

einfallenden Hörner in F (Partitur S. 108). Das amüsierte Liszt so, daß er sagte: „Noch einmal!“ Wieder fing er das Oktavenpizzicato an mit seinem „bimbim, bam, bum, bam, bim“ — und wieder fiel unser Hornchor mit einem langgehaltenen „bäbäh“ im Händeschalltrichter ein. Unter solchen Späßen wurde Toilette gemacht und dann an der langen Frühstückstafel im Vorderhause Platz genommen. Diese mußte stets vergrößert werden. Unter den Neuangekommenen befand sich auch der damals berühmteste Pariser Jurist Emil Ollivier nebst Gemahlin, der Schwester Cosimas v. Bülow. Frau Ollivier war kleiner als ihre Schwester, brünett und von etwas rundlichen Formen; ihr Gemahl mitteluntersetzt, bleich von Gesichtsfarbe, mit dunklem Haar, schwarzen, sprechenden Augen, die ein goldnes Lorgnon unterstützte. Neben Liszt bildete er den Mittelpunkt des Interesses aller. Hätte man da erst gewußt, daß derselbe Mann neun Jahre später sich an der Spitze der französischen Regierung befinden würde, daß er dem drohenden fürchterlichen Kriege „leichten Herzens“ entgegenzugehen so verwegen wäre! Mit welchen Augen hätten wir ihn da erst betrachtet! — Ob sich 1861 unter den Gästen auch Frau Cosima v. Bülow befunden, dessen kann ich mich nicht erinnern. Sicher fehlte jedoch die Prinzessin Marie, welche schon vor einem Jahr einem der Fürsten Hohenlohe in Wien ihre Hand gereicht hatte. Zum Polterabend war ich damals auf der Altenburg zugegen, und Liszt spielte da mit mir seinen vierhändigen Goethemarsch auf einem noch gut erhaltenen Flügel, der Beethovens Eigentum gewesen. Ihn zierte ein massiv-silbernes Notenpult in Flügel-

breite. In der Mitte desselben erschienen, etwas erhaben, die Gesichtszüge des Unsterblichen. —

Nach dem Frühstück brachen alle zu den diversen Proben auf. Von Dräseke war ein sehr kühner Germaniamarsch in Sicht, von Cornelius das reizende Terzett aus seinem „Barbier von Bagdad“, ein Stück von Otto Singer und mein „Grab im Busento“. Die bedeutend verstärkte Hofkapelle probierte emsig an Liszts Faustsymphonie. Einmal war zu dieser die Partitur vergessen worden und auf der Altenburg liegen geblieben. Liszt probierte trotzdem das „Gretchen“ auswendig. Als er an die rhythmisch etwas komplizierte Stelle kam, welcher man die Worte unterlegen kann: „Er liebt mich — liebt mich nicht“ u. s. w., wollte diese Blumensprache dem Orchester durchaus nicht gelingen. Frugen Flöten und Klarinette, so gaben die vier Soloviolinen keine richtige Antwort, und wurden die Fragen lebhafter, so entstand bei dem Accelerando eine kleine Konfusion, die das artige Blumenspiel in ein nichts weniger als graziöses Instrumentenspiel verwandelte. Als es nach einigem Probieren immer noch nicht zusammengehen wollte, sagte Liszt zu Bülow: „Hans, wie dirigierst du diese Stelle?“ Bülow kam herbei, nahm den Taktstock, lehnte den linken Arm an den Rücken, streckte sich, soviel es gehen wollte, um von allen gesehen zu werden, und zeichnete mit seiner hocherhobenen Rechten die komplizierte Bewegungsfigur dieser Stelle so klar und deutlich in die Luft, daß sie die Musiker sofort richtig wiedergaben.

Als hierauf v. Bülow den Taktstock Liszt wieder einhändigen wollte, sagte dieser: „Schwinge du nur das Zepter

weiter; es ist bei dir in guten Händen!" — und Bülow dirigierte auswendig weiter. Er hatte nicht nur alle Noten im Kopfe, sondern auch die hier und da zu leichterer Orientierung beigefügten Buchstaben. So konnte er sich den Luxus gestatten, einzelne schwierigere Stellen außer der Reihe vorzunehmen, das Leichtere übergehend. In der That konnte er sein eminentes Gedächtnis in kein glänzenderes Licht setzen, als wenn er einmal siebenzehn Takte vor Buchstaben B, neunundzwanzig vor Buchstaben Y u. s. w. wieder anfangen ließ und den Hornisten zurief, bei Buchstaben Ee (Mephisto) besonders scharf zu rhythmisieren.

Leider konnte ich nicht der ganzen Probe beiwohnen, denn Liszt kam, mich zu bitten, doch lieber vorsichtshalber die vergessene Partitur herbeizuholen. Er meinte, sie müsse oben im Musikzimmer irgendwo liegen. Ich eilte zur Altenburg und fand sie auf dem Spinett, welches zwischen zwei Fenstern an der Wand lehnte. Es war ehmals im Besitze Mozarts gewesen. Andächtig hatte ich schon öfters die schwarzen Unter- und weißen Obertasten berührt, welche dem Göttlichen einst zum Gebrauche gedient. Auf diesem zugeklappten Mozartklavier lag nun (les extrêmes se touchent) Liszts Faustsymphonie, mit welcher ich mich sofort wieder auf den Weg machte. Ich war aber noch keine zwanzig Schritte vom Hause weg, als mir eine ganz außerordentliche Ueberraschung wurde: Wie ich mich den hinunterführenden Treppen im Tannengebüsch näherte, sah ich erst einen Kopf und gleich darauf die ganze Figur eines Herrn zum Vorschein kommen, der die Stufen heraufschritt und fast schon oben angelangt war. Ich sah ihm ins

Gesicht und war auf das freudigste überrascht, als ich keinen Geringeren als **Richard Wagner** vor mir sah! Er war ganz unvermutet gekommen, um Liszt seinen ersten Besuch in dem ihm endlich wieder offenstehenden deutschen Vaterland zu machen, das ihn über elf Jahre von sich gestoßen hatte. Napoleon III. soll im Jahr vorher, während des Fürstenkongresses in Baden-Baden, den König Johann von Sachsen in einer Fensternische gebeten und bewogen haben, Deutschlands großen Sohn dem Vaterlande wiederzugeben!

Nun war er also wirklich da — und frei! Kein dienstbeflissener Späher durfte seine Schritte behelligen und sich seiner Person bemächtigen. Im „Fall Wagner" hatte endlich — wenn auch viel zu spät — die Vernunft gesiegt.

Nach der ersten Ueberraschung begrüßte ich ihn des lebhaftesten. Sofort erkannte er mich wieder und frug, ob er Liszt im Hause fände. Ich sagte, im Hause sei niemand; alle weilten in der Probe zum Festkonzert. Nach einem Augenblick der Ueberlegung fragte ich ihn, ob er nicht Lust habe, mir dorthin zu folgen; es wäre dies ein reizendes Zusammentreffen mit Liszt und allen. Gleich willigte er ein, stieg mit mir die Treppen wieder hinunter und folgte mir durch die Stadt. In meiner Phantasie konnte ich mir den nun kommenden Moment nicht schön genug ausmalen. Bei der Probelokalität angekommen, bat ich ihn, einen Augenblick zu verweilen und mich erst hineingehen zu lassen. Lächelnd blieb er stehn. Ich stürmte die Treppe hinauf in den Saal, direkt zu Liszt mit den Worten; „**Wagner ist da!**" Sofort kommandierte Liszt dem Orchester: „Halt! Eh' wir weiter probieren, bereitet einen ordentlichen Tusch vor!" Alle sahen

erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche ich bereits wieder verschwunden war. Im nächsten Augenblick stand Wagner am Eingang des Saales. Bei seinem Anblick brach ein unbeschreiblicher Jubel aus. Das Orchester schmetterte aus Leibeskräften, Liszt stürzte auf Wagner zu und beide lagen sich lang in den Armen. In manchem Freundesauge zeigten sich Thränen der Freude und der Rührung. Es hatte sich um die sich herzlich Küssenden und Umarmenden eine dichte Gruppe gebildet. Jeder bemühte sich, einen Kuß oder wenigstens einen Händedruck von dem großen Meister zu erhalten. Des Umarmens schien kein Ende zu sein mit Bülow, Cornelius, Tausig und vielen, vielen andern.

Als sich der große Freudentaumel einigermaßen gelegt hatte, konnte die Probe wieder fortgesetzt werden. Es wurde jetzt Dräsekes kühner Germaniamarsch probiert, dessen gewagte Harmoniefolgen nicht wenig frappierten und auch das Orchester etwas stutzig machten. Ich befand mich mit Dräseke in Wagners Nähe. Auch ihn frappierte das grell-harmonische und heißblütig-patriotische Stück Dräsekes. Wenige Wochen vorher hatte gerade ein gewisser Oskar Becker in Baden-Baden (wohl in patriotischer Verblendung) ein Attentat gegen den König von Preußen verübt. Bei Anhörung dieses Germaniamarsches mochte nun Wagner jenes Attentat in Baden-Baden in Erinnerung gekommen sein, denn er sagte plötzlich, als es gerade im Orchester wieder äußerst stürmisch und gepfeffert herging, zu dem etwas betroffenen Dräseke: „Potztausend, Sie sind ja ein zweiter Oskar Becker!“ Alle Umstehenden mußten ob dieses witzigen Einfalls herzlich lachen, der auch Dräseke aus

seiner Beklommenheit befreite und ihn schließlich mitzulachen zwang.

Nach der Probe war kleines Diner von zwölf Gedecken in den Räumen der Fürstin v. Sayn-Wittgenstein auf der Altenburg. Außer den bereits Eingeladenen brachte Liszt natürlich auch Wagner mit. Die Damen gewahrten die Unglückszahl dreizehn mit Schrecken — infolgedessen verschwand einer der Geladenen zur Beruhigung der Betreffenden. Am nächsten Tage waren wieder zwölf geladen, und wieder kam ein unvermuteter Dreizehnter mit. Diesmal mußte Cornelius verschwinden, weil ich mich erst gestern davongeschlichen hatte. Da es der Zufall noch einmal so fügte, erklärte Wagner: „Jetzt soll keiner mehr verschwinden! Ein für allemal will ich der Dreizehnte sein!“ Da aber trotzdem die Falten auf dem Antlitz der Frauen sich nicht glätteten, zog es doch wieder ein andrer vor, heimlich von der Tafel zu verschwinden. Lächerliche Dreizehnerfurcht! Wie hast du nicht schon die vornehme Welt geplagt, und wie lange wird sie sich diesem Unsinn nicht noch sklavisch unterwerfen!

Die Aufführung der Faustsymphonie unter Bülows Leitung fand, wie auch das folgende Konzert, im großherzoglichen Hoftheater statt. Sie ging excellent von statten — trotzdem machte sich eine kleine Opposition bemerklich. Liszt saß mit Wagner in einer Loge rechts vom Orchester. Nach dem Schlußchor erscholl langanhaltender, brausender Beifall. Hans v. Bülow machte mehrere Verbeugungen; der Beifall legte sich aber nicht, man rief Liszt. Dieser war aus der Loge verschwunden, und jeder glaubte, er würde auf

der offenen Bühne erscheinen. Immer wurde weiter geklatscht und gerufen, doch Liszt kam nicht. Offenbar war er durch das Gebaren der Gegner verstimmt. Es war dies dieselbe Opposition, welcher Cornelius' „Barbier von Bagdad" zum Opfer fiel, und die auch den „Lohengrin" seinerzeit bedrohte. Es wurden mehrere Familien genannt (wenn ich nicht irre, unter andern Voigt und Marschall), die sich mit dem verabschiedeten Hofkapellmeister Chelard verbunden hatten und ihre Opposition so lange fortsetzten, bis Liszt den Taktstock niederlegte. Liszt erzählte öfters heitere Episoden aus der Zeit der Lohengrinproben. Einmal sei Chelard zu ihm gekommen und habe gesagt: „Soviel Sie sich auch für Ihren Freund Wagner abmühen, so ist es doch diesmal gewiß vergebens, denn diese Oper ist einfach unmöglich und wird mit Pauken und Trompeten durchfallen." Liszt kannte aber seine Leute und hatte sich vorgesehen. Die Schikanen und Intriguen, welche an keiner Bühne fehlen, wußte er dadurch am besten zu beseitigen, daß er die Pausen nach den Aktschlüssen während der Theaterproben möglichst lang ausdehnte. Auf der Bühne erschienen gedeckte Tische, an denen vom Chor- und Orchesterpersonal Platz nehmen konnte, wer wollte, und essen und trinken, solange man Lust hatte. Mit den Solisten war unterdessen Liszt zur „Erholung von den Lohengrinstrapazen" in ein nahegelegenes Hotel gegangen. Wenn dann auch die Fortsetzung der Probe „etwas animierter" als gewöhnlich vor sich ging, so hatte doch Liszt dadurch erreicht, daß der gute Wille wieder flott geworden war, und der — schlechte etwaiger Aufgehetzten weit versöhnlicher wurde und we-

nigstens keine absichtlichen Störungen machte. Außerdem hatte Liszt die Vorsicht gebraucht, sich von der Intendantur schriftlich geben zu lassen, daß „Lohengrin" dreimal kurz hintereinander aufgeführt werde, einerlei, ob das Haus vollbesetzt oder leer sei. Er that sehr wohl daran; denn während der ersten Aufführung (1850) entvölkerte sich der Zuschauerraum bedenklich, in der zweiten liefen ganze Scharen demonstrativ während des zweiten Aktes davon und erst in der dritten ging den Zuhörern ein Licht auf von der wunderbaren Schönheit dieses Werkes. So oft ich Chelard begegnete, sah ich mir mit Vergnügen diesen falschen Propheten an. Einmal hörte ich auch im Theater seine Oper „Macbeth", und zwar „unter persönlicher Leitung des Komponisten". Eindruck machte sie durchaus nicht auf mich, und von ihm selbst ist mir nur noch sein Kürbiskopf mit einem mächtigen, schneeweißen „Titus" über der Stirn in Erinnerung geblieben. —

Dieser Lisztopposition gegenüber hatten natürlich auch die „Jungen" der neuen Richtung, welche im zweiten Konzert vorgeführt wurden, einen schweren Stand. Den Reigen eröffnete Dräseke mit seinem Germaniamarsch, welcher auf entschiedenen Widerstand stieß. Dann kam Otto Singer mit einem Stück, welches ausgezischt wurde. Unter diesen mißlichen Umständen mußte ich als dritter mit dem „Grab im Busento" heraus. Ich hatte außer der famosen Hofkapelle einen vortrefflichen Baßbaryton als Solisten zu Gebot, und den Schlußchor: „Schlaf in deinen Heldenehren" hatte der akademische Männerchor der Jenaer Studenten übernommen. Mit diesen Kräften errang ich einen

vollen Sieg. Die Zischlaute waren verschwunden, und lang-anhaltender, brausender Beifall erscholl. Das Eis war gebrochen, und die Bahn war frei für die lange Reihe der nach mir Kommenden. Wagner und Bülow machten mir schöne Worte, und Liszt freute sich, sein früheres günstiges Urteil über diese Komposition von der Menge bestätigt zu sehen. Abends waren sämtliche Komponisten, die in diesem Konzerte thätig waren, zu einem Souper bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog geladen. Während des Mahles unterhielt Serenissimus sich abwechselnd mit jedem von uns, — ließ aber jede Schüssel unberührt. Vielleicht geschah dies in Rücksicht auf die fortlaufende Unterhaltung, in welcher ja Seine Königliche Hoheit sehr gnädig war.

Erwähnenswert ist noch das Bankett im alten Stadthaus am Markt und besonders die Versammlung in den Räumen des Schießhauses, wo in langen Reihen Hunderte tafelten und meist dem Gerstensaft zusprachen. Dr. Brendel hatte das Fazit der Weimarer Begegnung gezogen, worauf Liszt dem „wiederheimgekehrten" Freunde ein donnerndes Hoch ausbrachte, welchem Wagner nun eine längere, aus dem Stegreif gehaltene Rede folgen ließ, in welcher er schließlich die Anwesenden aufforderte, „treu bei der Fahne zu bleiben und dies sowohl ihm wie seinem hehren Freunde Liszt mit Herz und Hand zu geloben". Man kann sich kaum den Jubel vorstellen, mit dem diese Worte aufgenommen wurden. Des Umarmens und Händeschüttelns war kein Ende. Die beiden Gefeierten liefen Gefahr, von den massenhaft Anstürmenden aus Liebe fast erdrückt zu werden — — glücklicherweise war damit der Höhepunkt und zugleich das

Ende der Weimarer Tonkünstlerversammlung erreicht. Die Gäste zerstoben, und nach herzlichstem Abschied kehrte auch auf der Altenburg wieder die gewohnte Ruhe ein.

Nochmals Musikdirektor in Mainz.

Die Mainzer Theaterleitung befand sich seit zwei Jahren in den Händen von Reinhold Hallwachs, aus angesehener Familie in Darmstadt stammend. Sein Kapellmeister war der tüchtige, aber öfters leidende Friedrich Marpurg, dem als Musik- und Chordirektor der später als Komponist bekannt gewordene Langert aus Koburg zur Seite stehen sollte. Dieser erwies sich jedoch in praktischer Hinsicht zu wenig erfahren; drum zog er vor, die Stellung aufzugeben. Direktor Hallwachs bot dieselbe nun mir an, und ich ging in Hinsicht auf den kränkelnden Zustand Marpurgs darauf ein. Um mich willig zu erhalten, wurden mir Opern wie „Nachtlager", „Waffenschmied", „Czar und Zimmermann" 2c. zu dirigieren übertragen und — worauf es Hallwachs am meisten ankam — der damals neue und Epoche machende „Orpheus in der Unterwelt." Er war (für Mainz) prächtig ausgestattet, mit den ersten Kräften der Oper und des Schauspiels besetzt und zog die lieben Mainzer ganz gewaltig an, besonders wenn der beliebte Komiker Ewald Grobecker aus Wiesbaden herüber kam und den „Jupiter" sang und spielte. Einmal ließ er sich zu einer politischen Anspielung hinreißen, die ihm schlecht bekam. Bei der

Krönung König Wilhelms I. in Königsberg nahm dieser die Krone vom „Altar des Herrn" und setzte sie sich selbst auf das Haupt, anstatt dies vom funktionierenden Priester geschehen zu lassen. Diese Thatsache war damals viel kommentiert worden. Grobecker gedachte daraus Vorteil zu schlagen. Als er im zweiten Akte nach seinen „Attributen" schrie, wurde ihm unter anderm auch eine Krone gebracht, die ihm aufgesetzt werden sollte. Grobecker wies sie heftig zurück mit den Worten: „Die Krone nehme ich vom Altar der Götter und setze sie mir selbst aufs Haupt," — nahm sie und stülpte sich das Messingding triumphierend über die Ohren. Hierauf erscholl minutenlanger donnernder Applaus, während dessen Grobecker schmunzelnd stehen blieb und das sich ausschüttende Publikum mehrmals durch Abnehmen und Wiederaufsetzen dieser merkwürdigen Kopfbedeckung dankend grüßte. Unter den Zuschauern befand sich aber auch zum Unglück für Grobecker der preußische Festungsgouverneur, welcher augenblicklich das fällige Spielhonorar des „Gastes" in Beschlag nehmen ließ und ihm außerdem noch eine Buße auferlegte, die Grobecker vor seinem nächsten Gastspiel bezahlt haben mußte. Dies geschah, und Grobecker trat wieder als Jupiter auf. Das Haus war natürlich so vollbesetzt, daß „kein Apfel zur Erde konnte", und alle waren neugierig, wie sich Grobecker diesmal mit der kritischen Szene abfinden würde. Ihre Neugier sollte endlich befriedigt werden. Als ihm die Krone gebracht wurde, kniete er reumütig nieder und ließ sie sich geduldig aufsetzen, während er sich gleichzeitig Papagenos Schloß vor den Mund setzte, sich erhob und mit jämmerlicher Gebärde,

darauf hinweisend, kopfschüttelnd davonlief. Großes Gelächter und demonstrativer Applaus holten ihn natürlich wieder heraus. Von neuem schüttelte er den Kopf und sprang mit großen Sätzen abermals davon, — was sich so lang wiederholte, bis ihm einer der „Götter" das Zauberschloß wegnahm und ihn bedeutete, in Zukunft „hübsch brav" zu sein. Er gelobte es, und die Vorstellung konnte weitergehen.

Neben Offenbachs „Orpheus" und „Verlobung bei der Laterne" bildete in der Oper Gounods „Faust und Margarete" den Hauptanziehungspunkt. In Frankreich vermochte Gounod bekanntlich damit nicht durchzudringen; er wußte jedoch den Großherzog Ludwig III. von Hessen dafür zu interessieren, dem er die Oper auch widmete. So kam es, daß das von den Franzosen vernachlässigte Werk in Darmstadt unter Schindelmeisser seine Auferstehung feierte und sich von da aus in der ganzen musikalischen Welt einbürgern konnte. Auf die Darmstädter Aufführung folgte gleich die Mainzer. Zu meinem Leidwesen war hier keine Oper Wagners zur Aufführung zu bringen, nicht einmal, als er selbst dort öfters anwesend war.

Ende November 1861 verließ er nämlich Wien, wohin er von Weimar gegangen war, da wegen Anders Erkrankung die Aufführung seines „Tristan" in der Donaustadt unmöglich geworden war. Er wandte sich zunächst nach Mainz, um sich mit Verleger Schott in betreff der nunmehr fest beschlossenen Ausführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg" ins Einvernehmen zu setzen. Am 1. Dezember kam er ganz unvermutet an.

Sonntags dirigierte ich im Theater. Dorthin sandte mir Frau Betty Schott die freudige Nachricht mit der Bitte, gleich nach Schluß der Vorstellung hinzukommen. Wie war es mir peinlich, nicht gleich fort zu können! Es waren noch zwei Akte durchzumachen, — ich zählte die Partiturseiten, die noch abtaktiert werden mußten, — die Tempi wurden hiebei vielleicht etwas schneller, als es recht war. Endlich kam die letzte! Noch eh' der Vorhang herunter, war ich schon vom Pult verschwunden. Im Galopp ging es nach dem Weihergarten und in Wagners Arme. Wie war ich erfreut, als ich nun von dem Meistersingerprojekt hörte und seinen schon vollständig ausgearbeiteten Prosa-Entwurf sah, in den sich schon so manches Verslein mit eingeschlichen hatte! Und gar, als er den Entwurf dann vorlas und Scene für Scene der neuen Oper enthüllte! „Was wird das für ein herrliches Werk geben!" ertönte es wie aus Einem Munde, als er mit der Lektüre zu Ende war. —

Nun wollte er sich gleich an die Ausarbeitung des Gedichtes machen und zu diesem Behufe auf einige Wochen nach — Paris gehen, wo ihm Fürst Metternich eine stille Wohnung im Garten der österreichischen Botschaft zur Verfügung gestellt hatte. Wagner blieb daher nur drei Tage in Mainz. Er hatte ein Zimmer in einem sehr bescheidenen Gasthof in der Nähe des alten Bahnhofs genommen (Stadt Köln), war aber tagsüber stets im Hause Schott zu Gast. Zu jedem Mittag- und Abendessen hatte Frau Betty Schott die besondere Liebenswürdigkeit mich ebenfalls einzuladen. Die Stimmung war natürlich eine gehobene und gegen

Ende der Mahlzeiten auch sehr lustige, da Wagner aus seinem köstlichen Anekdotenschatz öfters zum besten gab, und dadurch die Anwesenden bei seiner komischen Erzählungsweise nicht aus dem Lachen kamen. Manches Gewagte lief sogar mitunter — was konnte ein Wagner nicht alles wagen! Ganz ruhig führte er zum Beispiel den wegen seiner immer mehr anwachsenden Familie besorgten Judenvater vor, der seiner Frau zugerufen: „Wärest du doch so geschickt wie die Hühner, dann könnte ich dir wenigstens sagen: Edde, backe mir diesmal einen Eierkuchen," — oder er erzählte die schöne Geschichte aus Königsberg, wo Kant zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen war. Der glückliche Bräutigam war in den Siebzigern, während die Braut noch nicht zwanzig zählte. Beim Hochzeitsmahl habe plötzlich eine etwas betagte Dame sich über den Tisch geneigt und Kant leise die Frage vorgelegt: „Herr Professor, was glauben Sie? — werden wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu erwarten sein?" Kant hätte trocken erwidert: „Weniger zu erwarten als zu befürchten!" Nach solchen Späßen ging es dann an den Flügel. Frau Betty Schott, bekanntlich eine vortreffliche Pianistin, spielte da Beethovens D-moll-Sonate zu Wagners vollster Befriedigung. Dann kam das kürzlich erschienene „Rheingold" an die Reihe, aus welchem Wagner unter anderm den Anfang der zweiten Scene und den Auftritt der Riesen sang. Leider konnten wir nicht das ganze „Rheingold" durchgehen, denn schon seit Wochen hatte ich einen schlimmen Finger, den ich durchaus nicht in Gebrauch nehmen konnte, der mich im Theater sogar nötigte, mit der linken Hand zu dirigieren. Ich behalf mich daher,

so gut es gehen wollte, mit nur neun Fingern bei den Rheingoldscenen, und da ich die Partitur genau kannte, vermochte ich Wagners Gesang dennoch ganz passabel zu begleiten — ich spielte eben Partitur und nicht den überladenen Klindworthschen Klavierauszug, zu dessen Bewältigung auch keine zehn Finger ausreichen. Klindworth selbst sei, wie Wagner erzählte, kaum damit zu stande gekommen; nur bei viel langsameren Tempi sei es ihm einigermaßen möglich gewesen. Das konnte aber Wagner natürlich nicht passen; darum habe er ihm gesagt: „Zur Strafe der falschen Tempo-Auffassung müssen Sie mir jetzt einmal die erste Scene im richtigen Tempo spielen.“ Er habe es ihm angegeben, — bald hätte ihm aber Klindworth schweißgebadet eingestanden, so könne er nicht weiter, an ein solches Tempo habe er nicht gedacht, darum sei er gezwungen, die Waffen zu strecken.

Am nächsten Tag (nach meinen Notizen am zweiten Dezember) fand im Theater wieder eine Aufführung des „Orpheus in der Unterwelt“ statt, welcher Wagner beiwohnen wollte. Er kannte noch nichts von Offenbach und wollte mich auch einmal „links“ dirigieren sehen. Ich plazierte ihn in der Fremdenloge, damals in der Mitte des ersten Ranges. Wider Erwarten hielt er drei Akte aus, dann traf ich ihn, der Verabredung gemäß, drüben im „Café Paris“. Die „Frechheiten“ Offenbachs hatten ihn erbost, wenn er auch dessen witzige Einfälle nicht verkannte. Lachend erzählte er mir, Direktor Hallwachs habe sich während der Vorstellung zu ihm gesetzt (was ich vom Pult aus wohl bemerkt hatte) und habe ihm umständliche Aufzählung

aller Anstrengungen gemacht, denen er obliegen mußte, um diesen Orpheuserfolg zu erreichen: Er habe diese „Oper“ glänzend ausgestattet, sie mit den besten Kräften besetzt, selbst die Regie übernommen und extra mich dafür als Dirigenten gewonnen ꝛc. ꝛc. Das war nun allerdings zum Lachen, denn ich hatte bei meinem Engagementantritt noch keine Note von Offenbach gekannt; ich durfte also Wagners „herzliche Gratulation zum gesuchten Offenbach-dirigenten“ ebenso heiter entgegennehmen, als sie mir von ihm dargebracht wurde — umsomehr, als damals an die jetzt sich breit machende Spezies der „Wagnerdirigenten“ noch nicht zu denken war. Seine Heiterkeit nahm auch nicht ab, als ich ihm erzählte, wie es mir vor drei Jahren mit seiner Faustouvertüre hier ergangen sei, und wie Peter Cornelius als einziger Claqueur dabei mitgewirkt habe. Da ich Cornelius genannt hatte, sagte er plötzlich: „Apropos, haben Sie denn noch Ihre Tristanscenen, von denen mir im Sommer der gute Peter erzählte? Es würde mich sehr interessieren, dieselben kennen zu lernen.“ Er wußte also darum, und da er es wünschte, versprach ich, sie ihm den andern Morgen ins Hotel zu bringen. Den Vormittag hatte ich Probe, und erst bei Tisch traf ich Wagner wieder im Hause Schott. Er hatte meine Stücke mitgebracht und schon bei Tisch einige der Gesellschaft unverständliche Anspielungen auf einen „zweiten Tristankomponisten“ fallen lassen, die mich schon etwas besorgt machten. Als er aber nach dem Kaffee den Anwesenden weitere Aufschlüsse über die Art der Entstehung meiner Tristanfragmente gab und hinzufügte: „wie es ihn gefreut habe, als er meine Tristan-

arbeit durchgegangen und da gesehen hätte, wie ich selbst das Allerinnerste darin offen dargelegt habe", da mußte ich an den Flügel und die Scenen, so gut es ging, interpretieren. Sie machten auch hier denselben Eindruck wie seiner Zeit auf Liszt und Cornelius, und Wagner „dankte mir" (wie es in einem Brief an meine Mutter heißt) „für die Bethätigung meiner Gesinnung „ganz merkwürdig verbindlich". —

Gegen Abend erweiterte sich die Gesellschaft. Die Anwesenheit Wagners war bekannt geworden, und gar mancher, der Einlaß im Hause Schott hatte, kam, sich den merkwürdigen Mann anzusehen. Besonders hatten von dieser Gunst Damen Gebrauch gemacht. Sie saßen in „schönem Kranz" auf längs den Wänden des Salons hinlaufenden Fauteuils. In der Mitte desselben hatte Frau Schott ein Lesepult aufstellen lassen. Darauf lag das erste Manuskript des Meistersingerentwurfs, und auf inständiges Bitten der Anwesenden fand sich Wagner zu abermaligem Vorlesen desselben bereit. Trotz der Prosa riß ihr poetischer Inhalt die Versammlung bald mit sich fort. Gar possierlich nahmen sich schon David und der Merker aus, während Eva, Sachs und der Ritter von Stolzing, der noch Konrad hieß, bereits in dem ihnen eignen lieblichen Lichte glänzten.

Als diese interessante Vorlesung endigte, war aber auch die Stunde der Abreise herangekommen. Wagner verabschiedete sich von der Gesellschaft, die er so schnell bezaubert hatte (einigen Damen stürzten bereits beim Abschied die Thränen aus den Augen!). Wir nahmen eilig noch ein kleines Souper entre nous im gastfreundlichen Hause ein, dann ließ „Franz" den Wagen anspannen, und nach einem

herzlichen Abschied von Frau Betty fuhr Wagner in Herrn Schotts und meiner Begleitung nach dem Bahnhof, wohin schon sein Gepäck gebracht war. Als der Pariser Zug sich in Bewegung setzte, rief er uns noch zu: „In wenigen Wochen auf Wiedersehen mit dem fertigen Meistersingergedicht!“

Eh' ich weiter erzähle, hat hier noch eines andern wunderlichen Zusammentreffens Erwähnung zu geschehen, das mir einige Wochen vor dem Eintreffen Wagners begegnete. Eines Abends schlenderte ich ziellos durch die Mainzer Straßen. Ich kam zur Rheinbrücke und hatte ein Gefühl, als müsse ich unbedingt ans jenseitige Ufer hinüber. Dort angekommen, trieb es mich wieder mit demselben mir unerklärlichen Gefühl in das „Hotel Barth“, wo ich niemals vorher eingekehrt war. Wie ich da in den Speisesaal komme, sehe ich zu meiner größten Ueberraschung Liszt am Tisch sitzen! Liszt, der keine Ahnung von meinem Mainzer Aufenthalt hatte, war natürlich ebenso erstaunt wie ich und rief: „Weißheimer, Weißheimer, wo kommt Ihr her!“ Ich sagte ihm, ein unbestimmtes, unerklärliches Gefühl habe mich über die Schiffbrücke nach Castel und hier in den Saal getrieben, — welch ein Magnet mich angezogen, hätte ich nicht gewußt, aber lebhaft gefühlt, daß es ein starker sein müsse — und nun sei es gar einer der stärksten gewesen. Lachend erwiderte er: „Reizend, wirklich ganz reizend! Vor einer Stunde bin ich hier angekommen und finde gleich Ihre Gesellschaft! Wären Sie nur eine Viertelstunde später gekommen, so war ich schon zu Bett, da ich morgen in der Früh' weiter reise. Jetzt trinken wir aber

noch eine Flasche Rüdesheimer zusammen!“ Unter lebhaftem Gedankenaustausch wurde dieselbe geleert; dann empfahl ich mich wieder, da es schon spät war und Liszt der Ruhe bedurfte. Leider sollte ich ihn erst nach sechs Jahren wiedersehen. Er war nach Rom gezogen und hatte dort auf längere Zeit Wohnung genommen. Wie man weiß, stand er in näherer Beziehung zu Papst Pius IX., mit welchem er häufig in den vatikanischen Gärten lustwandelte, und welcher einmal, nachdem ihm Liszt seine Psalmen gespielt, ausgerufen haben soll, jetzt habe er bereits auf Erden die himmlischen Sphärenklänge vernommen. Liszt erhielt von ihm die sogenannten „niederen Weihen“ und trug von da an immer nur des Priesters Rock. Auch Frau Fürstin v. Wittgenstein sollte in Rom in ein Kloster gegangen sein, worin sie später gestorben. —

Von Rom kehre ich nun wieder nach dem lustigen, katholischen Mainz zurück.

Im Stadttheater war indessen wirklich eingetreten, was man längst erwartet hatte. Mit der beginnenden Winternässe nahm Kapellmeister Marpurgs Gichtleiden derartig zu, daß er seine Funktionen einstellen mußte. Es war nun Direktor Hallwachs an der Reihe, das mir bei Uebernahme meiner Stellung für diesen Fall gegebene Versprechen zu halten und mich an Marpurgs Stelle rücken zu lassen. Aber — quod non! — Der gute Mann stand vor dem Bankerott und brauchte, behufs Abwendung dessen, eher noch einen Dirigenten mehr als einen weniger, und da gerade in Frankfurt Kapellmeister G u s t a v S c h m i d t frei war, holte er diesen für den Rest der Saison herüber. Da

Hallwachs mit meiner seitherigen Wirksamkeit sehr zufrieden gewesen, war dies schlecht von ihm gehandelt, — es brachte ihm in der That auch keinen Segen; denn als er dennoch bald darauf zahlungsunfähig wurde, ließen ihn seine Gläubiger in Schuldarrest nehmen und unsern Direktor sahen wir nicht wieder. Schmidt suchte sich nun vor allem mit mir in gutes Einvernehmen zu setzen, mir beteuernd, daß er nicht nach Mainz gekommen wäre, hätte er nur eine Ahnung von dem mir gegebenen Versprechen gehabt. Da ihn keine Schuld traf, konnte ich ihm natürlich nicht grollen, so sehr ich auch durch sein Erscheinen geschädigt war; denn am Theater ist es sehr schwer, sich vom zweiten zum ersten Dirigenten aufzuschwingen, und um diese gute Gelegenheit war ich nun gebracht worden!

Der mir dadurch gewordene Aerger verflog jedoch bald, — bereits zum 31. Januar 1862 hatte Wagner aus Paris sein Wiedererscheinen mit dem fertigen Meistersingergedicht im Hause Schott angemeldet. Pünktlich traf er ein und nahm diesmal auch im Weihergarten Wohnung. Die Dichtung hatte er innerhalb der wenigen Wochen vollendet und fix und fertig mitgebracht. Gleich zum ersten Abend war deren Vorlesung geplant und von den dazu Eingeladenen mit größter Spannung erwartet. Wir hatten alle schon Platz genommen, während Wagner noch im Salon auf und ab ging, von Zeit zu Zeit unruhig nach der Thüre und dann wieder auf seine Uhr sehend. Endlich erklärte er: „Wir müssen noch ein wenig warten, denn Cornelius ist noch nicht da!“ Ich sagte: „Der ist ja jetzt in Wien!“ worauf Wagner replizierte: „Nein, in jeder Minute muß er hier zur Thür

hereinkommen!" Gleich darauf klopfte es, und Peter Cornelius schritt in den Salon! Mitten im Winter war er von Wien nach Mainz gefahren, um der ersten Vorlesung des Meistersingertextes beizuwohnen! Er hätte schon vor einer Stunde da sein müssen; da jedoch der Rhein heftig mit Eis ging und die Schiffbrücke abgefahren war, mußte er in Castel so lange warten, bis der Dampfer kam, welcher den Verkehr zwischen den beiden Ufern vermittelte. „Das nenn' ich Treue!" rief Wagner, Cornelius freudestrahlend in die Arme schließend und ihn stürmisch küssend, während wir, die wir erst starr vor Erstaunen dagesessen, nun auch aufsprangen, den lieben Freund zu begrüßen, den wir so fern gewähnt, und der wie in einem Zaubermärchen nun plötzlich in unsrer Mitte erschienen. Als er die lange Reihe grüßend und meist küssend abgeschritten und sich dann mit uns setzte, begann endlich Wagner seine Vorlesung, die sicherlich keiner der Anwesenden während seines Lebens vergessen haben wird. Die Modulationsfähigkeit seiner Stimme war so groß, daß er bald nicht mehr nötig hatte, die Namen der handelnden Personen einzeln zu nennen. Jeder wußte gleich: das ist jetzt Eva, Stolzing, Sachs oder Pogner, die da reden, und gar erst bei David und Beckmesser war in seinem Stimmklang jede Verwechslung mit den andern absolut ausgeschlossen. Selbst in dem lebhaften Durcheinandergerede der Meistersinger hob sich jeder von dem andern so deutlich ab, daß man schon ein förmliches Ensemble zu hören glaubte, das die Zuhörer mit sich fortriß und sie zu stürmischen Kundgebungen veranlaßte. Mehrmals mußte er warten, bis diese sich wieder gelegt hatten, eh' er in seiner rheto-

rischen Virtuosenleistung (denn eine solche war es im eminentesten Sinne des Worts!) wieder fortfahren konnte. — Soll ich noch sagen, wie bezaubernd er im zweiten Akt Stellen: „Wie duftet doch der Flieder" oder im dritten die Anspielung Sachsens auf Tristan und Isolde las, und wie innig die Worte Evas während des einzigen Quintetts ihm von den Lippen flossen? Jedem der Anwesenden war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduktion klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden, und vergnügt lächelte sein glücklicher Inhaber, Herr Franz Schott, vor sich hin, dem viele Worte zu machen einmal nicht vergönnt war.

Am folgenden Tag war Wagner damit beschäftigt, Frau Betty Schott jenes „Albumblatt" zu schreiben, welches später veröffentlicht wurde. Er saß während der Arbeit in Frau Schotts Salon, wo er den Flügel zu Rat ziehen konnte. Zur größeren Sicherheit machte er vorher eine kleine Skizze, eh' er die Reinschrift dem schönen Stammbuch einverleibte.

Die nächsten Tage galten nun der Suche nach einem passenden Unterkommen, wo Wagner, von der Außenwelt ungestört, die Komposition der „Meistersinger" beginnen konnte. Von dem geräuschvollen Mainz wurde Abstand genommen und auch von Wiesbaden, das ihm wegen seiner Badehautevolée nicht sympathisch war. Dafür gefiel ihm eine kleine Wohnung in Biebrich, welche unterhalb des herzoglichen Schlosses dicht am Rhein lag. Sie enthielt nur drei Zimmer im ersten Stock des Hauses, wovon das erste (Salon) in den Garten und nach dem Schloß sah, während

das zweite und kleinere dritte, welches er als Schlafzimmer zu benützen gedachte, direkt über dem Rhein lagen. Hier mietete er sich ein, ließ von einem Tapezier die Fenster mit Vorhängen und die Thüren mit Portieren versehen und erwartete von Paris die Ankunft seiner Möbel. Bis Mitte Februar hoffte er mit allem fertig zu sein und ans Werk gehen zu können. Bis dahin verblieb er teils in Mainz, teils in Biebrich im „Europäischen Hof", dem Bahnhof gegenüber.

Eh' er definitiv nach Biebrich zog, veranstaltete die Familie Schott noch eine größere Festlichkeit zu seinen Ehren, wobei den wohl hundert Geladenen wieder die Meistersinger-dichtung gelesen und auch etwas musiziert werden sollte. Zu diesem Behufe bat mich Frau Schott, ein kleines Programm zusammenzustellen und womöglich dazu eines ihrer Lieblingsgedichte, die Heinesche „Wallfahrt nach Kevlaar", melodramatisch in Musik zu setzen und von dem beliebten Mainzer Schauspieler Becker deklamieren zu lassen. Da nur noch drei Tage Zeit waren, machte ich mich gleich an die Arbeit und wurde damit noch rechtzeitig fertig.

Unter den Geladenen befanden sich auch meine Freunde Dr. Friedrich Städel aus Darmstadt und Wilhelm Harburger in Mainz. Letzterer war schon längst ein glühender Verehrer Wagners und bat mich, ihn vorher mit ihm bekannt zu machen. Ich bezeichnete ihm die Stunde, in welcher ich mit Wagner den Weihergarten passieren würde. Dort hatte Harburger pünktlich Aufstellung genommen und war dann während seiner Vorstellung so ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Wie-

ein Wunder starrte er Wagner an und drückte seine Rechte.

Hier muß ich auch wieder der Familie Maier gedenken, welche während meiner Kindheit in Osthofen wohnte und dann nach Mainz gezogen war. Ich besuchte sie öfters und fand bei Fräulein Mathilde Maier ein lebhaftes Interesse für Richard Wagner. Sie hatte Arthur Schopenhauer persönlich gekannt, mochte nun gern auch dessen großen Gesinnungsgenossen kennen lernen und bat mich, dies vermitteln zu wollen. Sie erhielt Einladung zum bevorstehenden Fest, und im voraus machte ich Wagner auf ihr Erscheinen aufmerksam. Als sie kam, saß er in einer der mit schweren Vorhängen versehenen Seitennischen des Salons. Dorthin führte ich sie, öffnete ein wenig und sagte: „Herr Wagner — Fräulein Maier," schob Schönmathildchen hinein und schloß wieder den Vorhang. So konnten sie sich, von den vielen im Salon auf- und abwogenden Gästen ungesehen, bekannt machen und sich ungestört aussprechen. Er rühmte mir dann ihr „gescheites Gesichtchen" und ihren feinen Takt. Im übrigen verlief die ganze Veranstaltung des glänzendsten, und auch ich konnte mich nicht über die Aufnahme beklagen, welche mein Melodram bei Wagner sowohl als bei allen übrigen fand. Schauspieler Becker sprach das herrliche Gedicht Heines ganz vorzüglich und rührte damit die Anwesenden zu Thränen. Wagner schüttelte ihm beide Hände und lobte dann an meiner Musik besonders, daß sie sich nirgends vordränge, dem Gedicht freien Lauf ließe und nur in Gefühlsmomenten eingreife, dadurch aber auch die Wirkung der Deklamation erheblich steigere. Eine öfters wiederkehrende

kurze Melodie erinnerte ihn an etwas, auf das er sich nicht gleich besinnen konnte. Ich sagte ihm, die Stelle sei dem katholischen Ritus nachgebildet, wie er mir öfters in den Ohren geklungen. Ob an jenem Abend bei der Fülle der Gäste Wagner zu der geplanten zweiten Verlesung des Meistersingergedichts bereit war, oder ob dazu ein anderer Abend anberaumt wurde, weiß ich nicht mehr.

Wagner in Biebrich.

Solange seine Möbel, seine Bücher und sein Erard-flügel noch nicht angelangt waren, fühlte sich Wagner in der neuen Wohnung nicht heimisch. Er wohnte und speiste so lang im „Europäischen Hof". Nachmittags kam er ge-wöhnlich nach Mainz, wo ich ihn im „Café Paris" traf. Nach einem Besuch im Weihergarten oder auch bei Familie Maier begleitete ich ihn nach der Rheinbrücke, wo das Bieb-richer Lokalboot anzulegen pflegte, oder, falls dasselbe schon abgefahren war, hinüber nach dem Casteler Bahnhof.

Während dieser Februartage gärte und summte es gewaltig in seinem Kopfe, und zu seinem größten Leidwesen war er immer noch am Niederschreiben dessen verhindert, was ihn so sehr bewegte. Als ich wieder mit ihm abends über die Rheinbrücke ging, summte er mehrmals ein Motiv vor sich hin, das sich dann als Anfangstakt der „Meister-singer" entpuppte. Da ich seine Intention noch nicht kannte, er immer aber nur die ersten vier Noten markierte

und dann schweigend nachsann, fragte ich endlich, was ihm denn plötzlich der grimmige „Robert der Teufel“ angethan habe, den er gar nicht loslassen wolle. Erstaunt rief er: „Robert der Teufel?“ „Nun ja,“ sagte ich. „Sie markierten doch mehrmals den Anfang des Paukensolos,“ und zur Klarstellung beeilte ich mich gleich, die nächsten Takte folgen zu lassen. Sobald er diese ausschlaggebenden sechs Töne hörte, brach er in lautes Lachen aus und rief: „Das wird gut; gleich nach der Geburt des ersten Taktes der Meistersinger ein komisches Intermezzo! Kommen Sie morgen nach Biebrich, dann werden Sie sehen, wie das anders weitergeht!“

Schon gegen den folgenden Mittag konnte ich bei ihm sein. Da zeigte er mir auf einem Blatt die breite Fortsetzung des ersten Motivs, und unten stand auch schon das zweite in E und die charakteristische Trompetenstelle der „Meistersinger“. Er schrieb also die Einleitung zuerst, noch eh' er eine Note mit Text komponiert hatte! Frei aus dem Kopf schuf er die Motive, und was bei dem zweiten, das zuerst in E auftrat, am meisten überraschte, war der glückliche Zufall, daß später die Worte in Walthers Preislied genau auf diese wundervolle Melodie des zweiten Themas paßten! Sicherlich dachte er bei der Konzeption der Einleitung noch nicht im entferntesten an jenes Preislied im dritten Akt.

Am folgenden Tag fand ich ihn im „Europäischen Hof“ bereits bei Tisch. Auf seinen Wunsch war ihm in

einem Zimmer neben dem Speisesaal gedeckt, wo ihn ein junger Kellner bediente, welcher, wenn Wagner bei guter Laune war, manchen guten Witz von ihm zu hören bekam; denn er liebte es, bei Tisch zu scherzen, und der gutmütig lächelnde „Karl" war stets bereit, diesen harmlosen Scherzen als gefügiges Objekt zu dienen. Heute machte er mit Karl aber keine Späße. Seufzend wies er vor das Fenster, wo eine ganze Wagenburg aufgefahren stand. Erstaunt rief ich: „Das sind doch nicht alles Ihre Sachen?" Er: „Sie sind es, und mit dieser Masse Zeug muß ich in der Welt herumfahren!" Ich: „Das geht aber nicht zur Hälfte in Ihre Wohnung." Er: „Was nicht hineingeht, muß draußen bleiben und sonstwo untergebracht werden." Ich ging zum Wirt, um zu beratschlagen, was da zu thun sei. Leider war im Hotel kein Platz für die überflüssigen Kisten und Kasten; in der Nähe sei aber vor einem Keller ein geräumiges Kelterhaus, so meinte der Wirt, bei dessen Besitzer er die Erlaubnis zur Unterbringung der Sachen einholen wolle. Er ging und kam bald mit guter Nachricht zurück. Nun wurde die Wagenreihe nach jenem Kelterhaus in Bewegung gesetzt und dorthinein alles abgeladen, während der Flügel gleich in die Wohnung transportiert und im zweiten Zimmer aufgestellt wurde, welches die Aussicht nach dem Rhein hatte. Mit den Arbeitern zurückgekehrt, ließ nun Wagner diejenigen Kisten aufmachen, in welchen er dies oder jenes zu seinen Arbeiten Unentbehrliche eingeschlossen wähnte, worauf er sie entließ. Es gab dann ein recht langes und recht unerquickliches Suchen, bei dem ich ihm so viel als möglich behilflich war. Kam etwas zum Vorschein, das er nicht

brauchte, so warf er es unwillig auf die Seite, wo sich schon ein hübsches Häuflein angesammelt hatte. Unglücklicherweise kam ihm, als er sich schon in eine merkliche Wut hineingearbeitet hatte, sein eignes, schönes und sehr ähnliches Gipsmedaillon in die Hand, welches er gerade unwillig fortschleudern wollte, als ich rettend dazwischenfuhr und es auf die Kelter lehnte. Während nun Wagner eifrig nach einigen Büchern suchte, die er durchaus nötig hatte, kam ein Mann ins Kelterhaus, auf den die hier sich abspielende Scene sichtlich Eindruck machte. Verwundert blieb er stehen, und als ihm auf der Kelter das Medaillon ins Auge fiel, ging er hin, es sich zu besehen. Er nahm es, hielt es gegen das Licht und las die unter dem Kopf hinlaufenden Worte: Richard Wagner. Offenbar hatte dieser Mann von Wagners Anwesenheit in Biebrich noch keine Ahnung, denn er sagte mir: „Ich gäbe was darum, wenn ich den Wagner einmal in Wirklichkeit sehen könnte." Darauf versetzte ich: „Was würden Sie denn dafür geben?" Er: „Von meinem besten Johannisberger, den ich hier in meinem Keller habe." Ich: „So! Ihnen kann geholfen werden!" Dann wendete ich mich nach dem eifrig Suchenden, der gerade in einer großen Kiste fast verschwunden war, mit den Worten: „Herr Wagner, hier ist ein Verehrer, der Sie leibhaftig sehen will und Sie dafür mit seinem besten Johannisberger erquicken wird." Wagner streckte seinen Kopf heraus. Der Kellerbesitzer, sein Gesicht sehend, schnell einen prüfenden Blick auf das Medaillon werfend und in die Worte ausbrechend: „Wahrhaftig, er ist's!" lief eilig davon, den Kellerschlüssel zu holen. Im Nu war er wieder da, schloß auf und brachte die vor-

züglichsten Proben zum Vorschein, sagend: „Welcher Ihnen, meine Herren, am besten schmeckt, von dem trinken wir, wenn es Ihnen recht ist, so lange fort, bis wir nicht mehr ‚grad‘ zum Kelterhaus hinaus können.“ Wagner, dem diese würzige Unterbrechung des peinlichen Suchens nicht unangenehm erschien, setzte prüfend die Gläser an, ließ sie weiter wandern, und bald hatten wir den „Allerbesten“ herausgefunden. Von diesem holte der freundliche Mann Flasche auf Flasche, ein gedeckter Tisch mit Wurst und Schinken wurde hereingetragen, und vergessen war dann alle Mühsal. Wer niemals echten Johannisberger zu trinken das Glück hatte, kann sich von der Herrlichkeit und dem Werte dieses Weines kaum eine Vorstellung machen und somit auch nicht ermessen, wie generös diese Einladung in der That gewesen ist. Vergnügt rieb sich bei unserm Wohlbehagen der gemütliche Rheinländer die Hände und rief ein über das andre Mal Wagner zu: „Ich kann's gar net sage, wie ich mich freu', den Mann leibhaftig vor mir zu sehe, der den ‚Tannhäuser und den Lohengrin‘ geschriwwe!“ Man kann sich denken, wie durch solche Reden und solchen Wein die Stimmung warm und wärmer wurde. Lang ging es so fort: Am Abend schwankten drei Gestalten zum Kelterhaus hinaus.

Die nächsten zwei Tage gingen noch darauf, bis Wagners Häuslichkeit so weit in Ordnung war, daß er daran denken konnte, ernstlich die Feder anzusetzen. Am Flügel sitzend, schrieb er vor allem nun die Einleitung der ‚Meistersinger‘ in Form einer sehr genauen Skizze auf, welche wie ein Klavierauszug aussah, aber schon alle Verdoppelungen und Füllstimmen enthielt, wie er sie für Orchester auszuführen

beabsichtigte. Er sagte: „Je genauer die Skizze, desto leichter und sicherer die Instrumentation.“ „Die Jugend begeht sehr häufig den Fehler, daß sie zu flüchtig arbeitet.“ „Eigentlich sollte man, um recht genau zu sein, jedem der Blasinstrumente ein eignes System geben.“ „Das Zusammenschreiben von je zwei Holzblasinstrumenten auf ein System ist für die freie Entfaltung der Stimmenführung oft sehr nachteilig.“ — Um nun eine möglichst genaue Skizze zu erhalten, zog er bei Anfertigung derselben stets das Klavier zu Rat: der wirkliche Klang war einzig für ihn ausschlaggebend, nicht der gedachte. Drum brachte er keine Accordverdoppelung oder Modulation eher zu Papier, als bis er sie gehörig geprüft und sich von ihrem Wohlklang überzeugt hatte. Er mußte also beim Entwurf in nächster Nähe des Instrumentes sein. Um dies am bequemsten zu erreichen, ließ er den Deckel seines Flügels bis vorn über die Tasten hinaus zugeklappt, so daß er bequem auf ihm schreiben konnte, während er darunter mit der linken Hand einzelne Accorde anschlug oder auch mit beiden Händen so lange probierte, bis er mit der fraglichen Wendung im reinen war, die er dann sofort zu Papier brachte, ohne erst aufstehen und sich an einen Tisch setzen zu müssen. Infolge dieser bedächtigen Art des Entwerfens rückte er naturgemäß nicht allzuschnell von der Stelle. Was aber einmal aufgeschrieben stand, stand fest, sogar so fest, daß er selten mehr eine Aenderung vorzunehmen hatte. Und kam er dann zum Instrumentieren, so ging ihm dies um so leichter und schneller von der Hand. Wie er mir sagte, brachte er da ohne sonderliche Anstrengung täglich etwa sechs Partiturseiten fertig.

Nach der Einleitung, welche er trotz ihrer kontrapunktlichen und polyphonen Kompliziertheiten in fünf Tagen aufs Papier zwingen konnte, ging er wieder streng der Reihe nach an den ersten Akt. Die kurze Unterredung der Eva, Magdalenas und des Ritters war ihm schnell (und wie reizend!) aus der Feder geflossen, während ihm David dann schon mehr zu thun gab. Die Aufzählung und Erledigung der vielen Weisen war keine leichte Sache. Sein sprudelnder Humor half ihm aber auch darüber weg. Königlich amüsierte er sich über die herumtanzenden Lehrbuben, und höchst ergötzlich war es, ihn den lustigen Reigen mit grotesken Sprüngen in seinem Zimmer ausführen zu sehen, wobei er im flottesten Falsett den Gesang der Lehrbuben intonierte mit den Worten:

„Das Blumenkränzlein aus Seiden fein
Wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?“

Während der Produktion war er, so ruhig er auch äußerlich erschien, innerlich furchtbar erregt. Befand er sich gerade bei der Ausarbeitung des schon Skizzierten, so genierte ihn meine Anwesenheit nicht im mindesten; war er aber dabei, Neues zu erfinden, da mußte man ihn durchaus allein lassen. Zweimal kam ich ihm durch sein eignes Verschulden in solchen schaffensfreudigen Momenten dazwischen, da er mich zu einer gewissen Stunde schriftlich von Mainz zu sich gerufen hatte. Als ich kam und an seiner verschlossenen Thüre klopfte, öffnete er nicht, so daß ich glaubte, er sei schon zum Essen ins Hotel gegangen. Da ich schon im Begriff war, ihn dort aufzusuchen, hörte ich drinnen ein Geräusch. Nun klopfte ich nochmals. Endlich öffnete er,

mit gänzlich veränderten, fast verstörten Gesichtszügen. „Ich bin mitten drin," rief er und lief scheu davon, indem er bis ins Schlafzimmer retirierte, wo er sich so lang verbarg, bis er vollkommen ruhig war. Ich sprach ihm mein Bedauern aus, ihn in einem so wichtigen Moment gestört zu haben — er sei ja davon gelaufen, als habe er eine schlechte That begangen. Da lachte er nun wieder und zeigte mir die Blätter auf dem Flügel mit den Worten: „Hier sehen Sie meine schlechte That!" Ich sah hin: es war die Anrede Pogners, die er auf einem Blatt für sich skizziert hatte! War er dann wieder ganz bei sich, so sah er es sogar gern, wenn man gerade dazu kam; denn da schob er den Flügeldeckel zurück, um das eben Niedergeschriebene zu spielen und zu sehen, welchen Eindruck es auf einen andern mache. So reizend und verlockend ein solches Hinzukommen auch war, so beschloß ich, künftighin darin doch vorsichtiger zu sein. Als er mir bald wieder einmal schrieb, zu angegebener Stunde bei ihm zu sein und mir beim Klopfen nicht gleich geöffnet wurde, kehrte ich sofort um, ihn am andern Ort zu erwarten. Kaum war ich wieder unten auf der Chaussee, als er oben die Balkonthür aufriß und mir in voller Ekstase zurief: „Stören Sie mich jetzt nicht — — ich bin in Brunst!" Nach einer Stunde kam er dann in den „Europäischen Hof". Seine Erregung mochte noch nicht ganz gewichen sein, denn er verschluckte die Speisen fast ungekaut, trotzdem er sich gerade vor so hastigem Essen besonders hüten mußte. Nach der Mahlzeit, die gewöhnlich zwischen 2 und 4 Uhr stattfand, arbeitete er nichts mehr. Es wurden dann Spaziergänge gemacht, bei welchen er äußerst gesprächig war.

Mitten in dieser erregten Produktionszeit wurde er durch den Besuch seiner Frau überrascht. Die „gute Minna“ wollte ihm eine Freude machen und kam ganz unvermutet aus Dresden an, wo er sie seit einiger Zeit bei Tichatschecks untergebracht hatte. So sehr ihn dieser gutgemeinte Ueberfall auch rührte, so verhehlte er mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Beider Individualitäten waren leider allzusehr verschieden: Sie, die bescheidene bürgerliche Frau, welche die Güte und Hingebung selber gewesen — und Er, das himmelstürmende Genie, das keine Grenzen kannte! Es war mir ergötzlich, zu sehen, wie er sich zusammennahm und sichtlich sich bemühte, als liebevoller Gatte und gemütlicher Hausvater zu erscheinen. Er ließ kalte Speisen aus dem Hotel bringen, bereitete selbst den Thee und sott ein halbdutzend Eier dazu, denn auch ich mußte mitessen und hernach der Vorlesung des Meistersingergedichts beiwohnen, welches seine Frau noch nicht kannte. Mit Behagen schlüpfte er in einen seiner berühmten Sammetschlafröcke und zog ein dazu passendes Barett über den Kopf, worauf die Vorlesung begann. Der erste Akt verlief ohne Unfall, obwohl Frau Minna hier und da einige Fragen einwarf, die ihn zu eigentlich überflüssigen Erläuterungen nötigten. Vor Beginn des zweiten gab er ihr eine Beschreibung der erforderlichen Dekorationen: „Rechts der Schusterladen des Hans Sachs, links das Haus Pogners, und nach dem Hintergrund läuft eine etwas gebogene Straße“ — „Und hier sitzt das Publikum,“ schaltete Frau Minna ein, während ein von ihr gedrehtes Brotkügelchen über Wagners Manuskript rollte — die Vorlesung war aus. Es entstand eine peinliche Pause. Da ich

die Zeit gekommen erachtete, nach Mainz zurückzukehren, wollte ich aufbrechen; Wagner bestürmte mich jedoch zu bleiben. Sehr nachdrücklich und mich festhaltend sagte er: „Bleiben Sie um Gottes willen nur diesen Abend da!“ Ich blieb und bemühte mich nach Kräften, wieder eine bessere Stimmung herbeizuführen. Leichter, als ich mir's dachte, gelang es; denn ich fing von Gustav Schmidts neuester Oper „Die Weiber von Weinsberg“ zu erzählen an, welche demnächst in Mainz zur Aufführung gelangen sollte. Aus den Proben hatte ich manches im Kopf behalten und vervollständigte daher meinen Bericht am Flügel durch Wiedergabe der schönsten Stilblüten der Schmidtschen Muse, welche nicht verfehlten, eine Heiterkeit zu erwecken, die größer war, als sie Schmidt lieb gewesen, falls er davon eine Ahnung gehabt hätte. „Ich will nur sehen, ob sich Schmidt beikommen läßt, mich zur Aufführung einzuladen,“ sagte Wagner, „er benimmt sich immer so scheu und verlegen, wenn er mich sieht,“ worauf ich meinte: „Zu seiner Strafe sollten Sie eigentlich der Vorstellung beiwohnen.“ Als wir einige Tage darauf Schmidt in Mainz begegneten und Wagner eine Anspielung bezüglich der Aufführung machte, sagte Schmidt in richtiger Würdigung seines Werkes: „Kommen Sie lieber nicht — das ist nichts für Sie!“ Dafür reiste aber Wagner mit Minna nach Darmstadt, wo Schindelmeisser zu seinen Ehren eine Aufführung des „Rienzi“ veranstaltet hatte. Als das Ehepaar Wagner wieder von Darmstadt nach Mainz kam, traf ich beide im „Café Paris“. Frau Minna schwelgte noch in Erinnerung der schönen Tage in Dresden, als Rienzi dort neu war; immer habe sie bedauert, daß „Richard“ nicht

noch „ein paar solcher Opern“ geschrieben habe, während ihr Gemahl mir bemerkte, die Oper sei ihm fast so fremd vorgekommen, als wäre sie das Werk eines andern. Diese anscheinende Geringschätzung des „Rienzi“ seinerseits war mir sehr auffallend. Steht dieser auch nicht auf der Höhe des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, so birgt er doch eine Fülle des Großen und Gewaltigen; im Anfang des zweiten Aktes ist bereits der ganze Wagner in aller Schönheit aufgegangen, und im Durchführungsteil der Ouvertüre bringt er so kühne und überraschende Harmoniefolgen wie kaum in irgend einem seiner andern Werke. War auch „Rienzi“ noch nicht auf der neuesten Theorie aufgebaut, so war dies durchaus kein Grund, ihn über die Achsel anzusehen; denn Theorien wechseln, und über ihren wahren Wert läßt sich streiten. Immer schien es mir, als sei diese Minderachtung des ersten erfolgreichen Werkes seitens seines Autors eine etwas gemachte, mehr äußerlich zur Schau getragene gewesen, und die Antwort, welche er später einem seiner ihn belagernden Hyperbeflissenen gegeben haben soll, scheint dies zu bestätigen. Wie mir von durchaus glaubhafter Seite berichtet wurde, soll einmal ein solcher in seiner Gegenwart es für opportun gehalten haben, sich etwas despektierlich über „Rienzi“ zu äußern. Schnell habe sich in Wagner das Vatergefühl geregt und schneidig zur Antwort gegeben: „Machen Sie mal einen!“

Was bei der großen Verschiedenartigkeit beider Ehehälften vorauszusehen war, erfolgte: Schon nach Verlauf einer Woche reiste Frau Minna Wagner wieder von Biebrich nach Dresden. Von da an kamen wieder häufiger jene kleinen Bestellzettel Wagners nach Mainz, meist nur zwei

oder drei Zeilen enthaltend, die leider verloren gingen, da ich bei meinem bald darauf erfolgenden Umzug nicht persönlich anwesend sein konnte, und andere jenen Billetchen keine sonderliche Bedeutung beilegten. War ich durch Geschäfte gezwungen, einen oder zwei Tage fern zu bleiben, so konnte ich sicher sein, am dritten ein Schreiben von ihm zu erhalten. Fand ich ihn schon bei Tisch, so leistete ich ihm während des Essens Gesellschaft und ging dann mit ihm spazieren. So kamen wir einmal während der schönen Frühlingstage an den herzoglichen Schloßgarten, den zu besehen Wagner Lust zeigte. Da mir von keinem Rauchverbot bekannt war, nahm ich keinen Anstand, mit meiner kurz vorher angezündeten Zigarre einzutreten. Dies sah eine Schildwache am Thor, welche auf mich zulief und mich anschrie: „Die Zigarre weg!“ Wagner bedeutete den Mann: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, so können Sie das anständiger sagen!“ Ich löschte meine Zigarre aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir einen Offizier uns entgegenkommen, welcher in vollem Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner: „Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Zigarre an und geben mir Feuer, daß auch ich mir eine anzünde!“ Gesagt, gethan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Offizier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Zigarre nach der andern Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!

Hatten wir die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchstreift, so wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als wir ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß ich den Kutscher bezahlte; er beeilte sich, demselben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter gehen wollte, sagte ich ihm: „Der Mann hat doch höchstens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben.“ Wagner sagte lachend: „Soll ich mir von dem Mann herausgeben lassen, soll ich ihm etwa die Hand hinhalten?“ — — und ging mit mir davon. Jetzt wurde mir Verschiedenes klar. Darauf wendeten wir uns nach den Spielsälen und sahen dem dortigen Treiben zu. Die blanken Goldstücke flogen hin und her, als wären es nur rötliche Blechstückchen. Da sagte Wagner: „Mich erfaßt ja niemals die Lust zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin, daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zum Setzen verführen ließe. Einem andern könnte ich jedoch gut raten. Jetzt sind schon mehrmals die Nummern herausgekommen, welche ich mir vorher gedacht hatte.“ Ich schlug ihm vor, ich wolle probeweise einige Male den kleinsten zulässigen Einsatz auf die Nummern setzen, welche er mir angeben würde, und im Gewinnfall denselben gleich einziehen. So geschah es, und in der That kamen die von ihm bezeichneten Nummern viermal hintereinander heraus! Da jedesmal der fünfunddreißigfache Betrag des Einsatzes ausbezahlt wurde, und dieser auch einige Male erhöht worden war, konnte ich ihm schon nach wenigen Minuten das Sümmchen von einigen hundert Gulden einhändigen. Am Weiterspiel verhinderte

er mich dann mit den Worten: „Genug! Von jetzt an würden wir, dessen bin ich sicher, verlieren!“ und zog mich hinaus, wo wir unter den Kolonnaden auf- und abspazierten und den Klängen der Kurkapelle lauschten, auf deren Programmen schon ab und zu Stücke aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ auftauchten.

In Mainz war ich gerade mit dem Einstudieren von Schenks komischer Oper „Der Dorfbarbier“ beschäftigt, die auch Wagner während seiner Kapellmeisterzeit öfters dirigiert hatte. Er hatte sie noch sehr gut im Gedächtnis und amüsierte sich viel über deren naive Komik, sowie über die lustigen Reime „Luft — Schuft.“ Er verfehlte nicht, der Aufführung beizuwohnen, und nach der Vorstellung begleitete ich ihn nach Biebrich. Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, das „Schiffchen“ und der letzte Zug waren schon abgefahren, somit gingen wir dem rechten Rheinufer entlang zu Fuß nach Biebrich. Ein herzliches Wort folgte dem andern und ein Gefühlsaustausch dem andern. Es war Mitternacht, als wir am „Europäischen Hof“ anlangten. Hier gedachte ich zu übernachten und früh mit dem ersten Zug nach Castel zu fahren. Er litt das jedoch nicht, sondern nahm mich mit in sein „Bibernest“, wo ich auf dem Sofa schlafen mußte, nachdem er mich mit einem feinen Eiderdaunenplümeau schön zugedeckt hatte. Als ich mich am Morgen verabschiedete, sagte er: „Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute nacht, als wir vor dem „Europäischen Hof“ standen, gesagt habe. Es war kein Scherz!“ Ich sagte: „Sicherlich nicht! Sobald Sie die Einleitung zum dritten Akt geschrieben haben, werde ich begierig sein,

zu erforschen, was Sie mir heute nacht verkündeten.“ Er wollte nämlich im dritten Meistersingervorspiel irgendwie meiner gedenken. Da er mir jedoch verschwieg, auf welche Weise er das zu thun gedachte, so war ich natürlich desto gespannter, endlich zu sehen, wie er das gemeint hatte. Gesprächsweise und auch schriftlich kam er wiederholt auf jene Prophezeiung zurück, deren Lösung jetzt nicht erfolgen konnte, da er noch bei der Komposition des ersten Aktes war. —

Zu dem Osterkonzert des Darmstädter Hoftheaters hatte Schindelmeisser unter anderm auch mein „Grab im Busento“ auf das Programm gesetzt. Ich fuhr zur Probe hinüber und kehrte, der Einladung des Großherzoglichen Regierungsrates Städel folgend, in dessen Behausung (Hügelstraße, dem botanischen Garten gegenüber) ein. Als Herr Städel noch Kreisrat von Worms gewesen, kam er in seiner amtlichen Eigenschaft öfters mit meinem Vater in Berührung, welcher in den dreißiger und anfangs der vierziger Jahre Bürgermeister der Gemeinde Osthofen war. Beide befreundeten sich, und diesem Beispiel folgten auch ihre Familienangehörigen. Selbst nachdem Städel als Regierungsrat nach Darmstadt berufen wurde, dauerte dieses Freundschaftsverhältnis fort. Sein Sohn, Friedrich Städel, fungierte als Rechtspraktikant in Mainz. Ich war sehr intim mit ihm und machte ihn auch mit Wagner bekannt, welcher gern mit ihm verkehrte, da der junge Städel über eine präzise Dialektik verfügte und überhaupt ein sehr fähiger Kopf war. So erklärt es sich, wie ich zwei oder drei Tage während der Aufführung meines Busentograbes in

Darmstadt im befreundeten Hause Städel zubringen sollte. Bei der Abreise hatte ich mich in Mainz etwas verspätet und mußte mich sehr eilen, noch das Schiff zu erreichen, welches die Reisenden nach der Gustavsburg, oberhalb der Mainmündung, zu bringen hatte, weil damals noch keine feststehende Rheinbrücke existierte. Erst von der sogenannten Gustavsburg konnte man per Bahn nach Darmstadt fahren. Erhitzt kam ich auf das Schiff und holte mir während der zugigen Ueberfahrt eine Erkältung. In Darmstadt konnte ich zwar noch der Probe, nicht aber der Aufführung beiwohnen, welche am folgenden Tag unter sehr beifälliger Aufnahme stattfand. Fieber und Schüttelfrost hatten mich bereits ans Bett gefesselt.

Mein ältester Bruder Jean hatte der Aufführung beigewohnt und war gegen Abend wieder nach Osthofen zurückgekehrt, da ich mich gerade etwas besser fühlte, und er meinen Zustand für nicht sonderlich bedenklich hielt. Unterm 22. April richtete jedoch Regierungsrat Städel an meinen Vater folgendes Telegramm: „Wendelin seit gestern kränker. Lungenentzündung — nicht transportabel, jemand baldigst hierherkommen.“ Sofort kam meine Mutter, das Nötige mitbringend, dann abwechselnd meine drei Schwestern Lenchen, Gretchen und Marie, die, obwohl alle verheiratet, ihre Häuslichkeiten im Stich ließen und in rührender Bereitwilligkeit zu meiner Pflege nach Darmstadt reisten. Eine Woche rang ich mit dem Tode; dann besserte sich mein Zustand langsam. Als ich eines Tages aus dem Fieber erwachte, saß Wagner vor meinem Bett, hielt teilnahmsvoll meine Rechte in der seinen, sah mir besorgt in das abge-

magerte Gesicht und sagte mir herrliche, tröstende Worte. Friedrich Städel mußte ihm vorher täglich von meinem Befinden Nachricht geben, und sobald es mein Zustand erlaubte, fuhr er von Biebrich nach Darmstadt, mich zu besuchen. Auch Schindelmeisser und Professor Külp, Direktor der Real- und Gewerbeschule, bei welchem ich früher gewohnt hatte, kamen und erfreuten mich durch ihren Besuch. Aus den beabsichtigten drei Tagen, die ich bei Städels zu bleiben gedachte, waren über drei Wochen geworden! Unsre Freundschaftsbande schlossen sich angesichts so aufopfernder, wahrhaft großartiger Bethätigung selbstredend noch viel enger, als sie seither gewesen. Mit Dankesschuld beladen, konnte ich etwa gegen Mitte Mai nach Osthofen gebracht worden. Die Fahrt mußte in unserm Wagen zurückgelegt werden, welcher von Osthofen mich abzuholen kam und dann über Pfungstadt, Gernsheim, Eich wieder heimfuhr. Meine Mutter und älteste Schwester begleiteten mich auf dieser beängstigenden Reise, denn ich war noch äußerst schwach. Dennoch fühlte ich mich während der nächsten Tage schon im stande, an Regierungsrat Städel und Wagner zu schreiben. Von Wagner lief gleich darauf folgende Antwort ein:

Liebster armer Wendelin!

Es war mir sehr tröstlich, so ein bestimmtes Zeugniß Ihrer Besserung vor Augen zu bekommen, wie Ihren Brief. Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch! Sie Guter haben mir wahrlich schon recht gefehlt, und ich bin aus der Einsamkeit fast gar nicht herausgekommen. — Jetzt haben Sie denn noch

das rechte Maaß von Geduld, damit Sie auch mir recht bald wieder gegeben sein können!

Allerdings trage ich mich mit dem Gedanken, auf wenige Tage nach Dresden zu gehen: mitunter sehnt sich denn doch noch das Herz nach etwas Heimischen, und dort habe ich ein paar Nichten, die ich nicht ungern habe. Eine eigenthümliche Scheu davor, von irgend einem Vorhaben, mir etwas zu versprechen, hält mich noch im Schwanken. Ich will's nun davon abhängen lassen, ob ich zur rechten Zeit noch meine zweite Scene fertig in's Reine bekomme. Gelingt dies, so entschließe ich mich vielleicht schnell; bin dann aber jedenfalls noch vor Ende des Monats wieder zurück, und komme dann nach Osthofen. Gehe ich nicht nach Dresden, so komme ich wohl auch schon früher.

Eine zeitlang ging es zuletzt mit meiner Arbeit recht hübsch: aber die Laune hält nicht immer vor: schön Wetter brauche ich unbedingt. Endlich mußte auch ich anfangen zu mediziniren, da gewisse verstimmende Unterleibsleiden, mit heftigen Congestionen nach dem Herzen gar nicht mehr nachlassen wollten. Im Ganzen sehe ich ein, daß auch diese Arbeit kein Spaß ist, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten derart sind, daß, wenn sie in meinem Sinne gelöst werden sollten, dies nur mit Hilfe guter Einfälle geschehen kann, die Einem nun einmal nicht auf Commando zu Gebot stehen. Zum Instrumentiren bin ich noch nicht gekommen; doch habe ich nun eine Arbeitseintheilung

getroffen, bei welcher mir täglich auch ein paar Stunden für's Instrumentiren abfallen sollen. Bis Ende nächsten Monates soll — denke ich — doch ein gut Theil des ersten Aktes in Partitur fertig sein.

Was Sie betrifft, so bitte ich, halten Sie sich jetzt hauptsächlich an Lectüre; das ist eine gute Zeit dazu. Ich empfehle Ihnen nochmals Dunker's Geschichte des Alterthumes. —

Nun grüßen Sie mir herzlichst Ihre liebe Familie und vor Allem Ihren vortrefflichen Papa. Bald drücke ich auch ihm die Hand!

Muth, Geduld! Und baldiges Wiedersehen!

Biebrich, 18. Mai 1862.

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Zu seinem bevorstehenden Geburtstag sandte ich Wagner meine herzlichsten Glückwünsche. Er mußte sie in der Frühe noch nicht erhalten haben, als er die folgenden wichtigen Zeilen schrieb:

Liebster!

Seit heute, der Morgenstunde meines Geburtstages, weiß ich, daß die „Meistersinger" mein Meisterwerk werden!

Ich war krank; doch geht's besser.

Bald sehe ich Sie!

Biebrich, 22. Mai 1862.

Ihr

R. W.

Gedenken Sie meiner einmal bei der Einleitung zum 3. Act. [1])

Am ersten Juni überraschte mich Wagner mit seinem Besuch in Osthofen. Er hatte sich von einem Knaben den Weg nach der Steinmühle zeigen lassen, wo er zunächst nur meine Mutter zu Hause traf, die aber sogleich einen Boten nach dem zwanzig Minuten entfernten Mühlheimer Hof schickte, wohin ich gerade zum Besuch meiner dort verheirateten zweiten Schwester gegangen war. Natürlich eilte ich sogleich nach Hause und fand ihn einmütig mit meiner Mutter auf dem Sofa sitzen. Nach unsrer äußerst herzlichen Begrüßung unterließ ich es nicht, zu meiner in Osthofen verheirateten ältesten Schwester, Lenchen, zu schicken, welche vor Begierde brannte, den von ihr wahrhaft Vergötterten zu sehen und kennen zu lernen. In unglaublich kurzer Zeit war sie da, riß die Thür auf und blieb freudeverklärt stehen mit dem Ausruf: „Also wirklich!!" — Dann hielt sie, über diese etwas stürmische Art ihres Eintritts erschrocken, ein, stammelte einige verlegene Worte, aber Wagner, den solche Unmittelbarkeiten freuten, erhob sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne. Nun war ihre Verlegenheit gebannt, und sie konnte ihren Gefühlen freien Lauf lassen, die sie in Mannheim während des „Lohengrin" empfunden, als sie denselben mit Mutter und mir im vorigen Sommer dort gehört hatte. Meine Mutter stimmte lebhaft ein. Besonders schmerzlich war ihr der Abschied Lohengrins

---

[1]) Wieder also jene mysteriöse Hindeutung auf die Einleitung zum letzten Akt! D. V.

von Elsa, und treuherzig legte sie Wagner die Frage vor, die sie schon so lange auf dem Herzen gehabt: „Ach, warum haben Sie denn beide voneinander getrennt? Sie hätten doch so glücklich miteinander leben können!“ Auf diese naive Fage, die uns natürlich lachen machte, blieb Wagner die Antwort schuldig. Wie hätte er ihr auseinandersetzen sollen, weshalb beide getrennt werden mußten? Hatte er nicht einst selbst schmerzliche Thränen darob vergossen?

Es entstand eine kurze Pause. Wagner erhob sich, öffnete ein auf dem Flügel niedergelegtes Paket und übergab mir „zum Studium während der Rekonvalescenz“ sein einziges Exemplar der „Walküre“. Es war eine prachtvolle Reinschrift von seiner eignen Hand, ohne Korrekturen oder Radierungen, alle drei Akte in einem Band, und auf der letzten Seite stand die Notiz: „Seelisberg, Juli 1855.“ (Schon sieben Jahre beendet, noch nicht aufgeführt und noch nicht einmal gedruckt! Wie bitter für ihn und wie so tröstlich für — andre!) Obwohl überflüssig, fügte er doch die Mahnung hinzu, auf dieses einzige Exemplar Bedacht zu nehmen, „dessen etwaiger Verlust ihm unersetzlich sein würde“. Solange diesen Schatz die Steinmühle beherbergte, blieb er in dem Pult meiner Mutter eingeschlossen und wurde nur hervorgeholt, wenn ich bemüht war, mir seinen kolossalen Inhalt zu erschließen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dies täglich, auch nächtlich, fast stündlich geschah, und, als ich Wagner die Partitur wieder nach Biebrich brachte, ich sie ihm vorspielen konnte.

Nach Ueberreichung der „Walküre“, seiner „Walkmühle“, wie er sich oft scherzhaft ausdrückte, gab er mir noch einen

vollständigen Entwurf zu einer Oper „Wiland, der Schmied“, den er mir gelegentlich in Verse zu bringen versprach, die ich dann komponieren sollte! Ich war sprachlos vor so großer Liebe und Güte.

Gegen Abend kamen noch mein Vater und mein Bruder Julius vom Felde nach Haus und waren nicht wenig überrascht, einen solch illustren Gast anwesend zu finden und begrüßen zu dürfen. Es wurde dann in den Garten gegangen und im Gartenhäuschen über dem Bach Platz genommen. Der Osthofer Wein that auch hier seine Schuldigkeit; Wagner entfaltete eine ganz wunderbare Beredsamkeit, der alle staunend lauschten. Plötzlich zog er seine Uhr aus der Tasche und rief: „Herrje — ich muß fort!“ Noch eh' wir's uns versahen, war er über den Tisch an den Ausgang gesprungen, eilte den kleinen Abhang hinunter über die beiden Brücken und durch den Garten, — wir natürlich hinterdrein. Im Hause stellte ihm mein Vater vor, zum Zug sei es wohl schon zu spät; er möge ruhig dableiben; doch ließ er sich, dringender Geschäfte halber, nicht halten, hinzufügend, wie leid es ihm thue, gerade jetzt fortzumüssen; er käme jedoch bald wieder und auf länger. Ich eilte mit ihm zur Bahn; diese Eile wäre aber vergeblich gewesen, hätte der Zug nicht zufällig Verspätung gehabt. Als dieser sich schon wieder in Bewegung setzen wollte, half ich ihm noch glücklich hinein.

In der folgenden Woche besuchte ich ihn einen Tag in Biebrich. So war ich nach meiner Krankheit zum erstenmal wieder nach Mainz gekommen, wo die Theatersaison längst zu Ende gegangen, und von wo meine Effekten auch

schon nach Osthofen geschickt worden waren, bei welcher Gelegenheit die mir so teuren kleinen Wagnerbilletchen verloren gingen, wie ich bereits früher erwähnte. Wagner traf ich in voller Arbeitslust und zwar beim Instrumentieren der „Meistersinger“. Die Instrumentaleinleitung und einen Teil der ersten Scene sah ich schon in Partitur. In der Einleitung fast gar keine Korrekturen! Er klagte mir, daß er seinen Geburtstag ganz einsam hätte zubringen müssen; nur ein Biebricher Zuckerbäcker habe seiner gedacht, der ihm morgens einen zuckernen Schwan mit einem dito Kahn nebst Schwanenritter ins Haus gebracht habe. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf über die Person des Veranstalters. Als ich auf Mathildchen Maier riet, gab er diese Möglichkeit zu. Gegen Abend begleitete er mich auf dem „Schiffchen“ nach Mainz und sorgte, daß ich noch rechtzeitig wieder in Osthofen anlangte. Immer noch hegte er die Befürchtung, die Krankheit könne repetieren. Als ich ihm nicht sofort nach meiner Ankunft geschrieben, kamen gleich die folgenden Zeilen ohne Datum:

Liebster Freund!

Ich bin sehr beunruhigt, gar nichts von Ihnen zu hören, und fürchte, Sie haben sich vielleicht bei dem letzten Ausflug hierher wieder geschadet.

Bitte, zerstreuen Sie — wenn möglich — meine Befürchtung!

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Fast gleichzeitig lief ein sichtlich in großer Fidelität geschriebenes Blatt ein, welches an den merklich veränderten Schriftzügen und den vorgenommenen Korrekturen nur allzudeutlich zeigte (und noch zeigt), in welcher Stunde es beide verfaßt hatten. Auf der einen Seite steht, nach einem dickdurchstrichenen Mainz:

Bingen, den 15. Juni 1862.

„Armer Wendelin!"

— eben weil Du nicht da warst!

So nennt Dich eben Richard Wagner, mit dem wir soeben im ‚Hotel Victoria' im dritten Stadium eines fidelen, reizenden Abends sind, zu dem ich Dich habe einladen sollen, was ich im Interesse Deiner noch zu schonenden Gesundheit nicht gethan habe. Nimm diese Versäumniß nicht übel und laß den Appell von hier aus eine dreifach starke Aufforderung sein, recht bald zu einem weniger aufgeregten, nicht minder genußreichen Tag Dich in unserer Mitte einzufinden. Mit herzlichem Gruß

Dein

F. Städel.

Auf der Rückseite des Blattes steht in breiten, interessanten Lettern:

Lieber Wendelin!

Jetzt hilft's nicht, Sie müssen bald wieder ganz gesund werden. Wie wir an Sie denken, wenn ein guter Augenblick uns erfreut, so müssen Sie auch dabei sein, ihn zu genießen. Heute Abend ist so ein schöner,

freundlicher Moment uns beschieden gewesen: wir gedachten Ihrer!

Seien Sie bald wieder der unsere!

Ihr

R. W.

Da ich mich nun vollständig wiederhergestellt fühlte, siedelte ich etwa um den 20. Juni nach Biebrich über, wo ich im „Europäischen Hof“ Wohnung und Pension nahm. Herr Franz Schott hatte die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mir in meinem Zimmer des ersten Stocks einen Flügel aufstellen zu lassen. Zunächst arbeitete ich einen vierhändigen Klavierauszug des Meistersingervorspiels aus, da für den nächsten Monat der Besuch Hans v. Bülows nebst Frau Gemahlin zu erwarten stand, und sich Wagner darauf freute, das genannte Vorspiel von Herrn v. Bülow und mir so vollständig, als dies ein solches Arrangement ermöglicht, vorgetragen zu hören. Er übergab mir zu diesem Behuf sein Manuskript der Einleitung. Da hatte ich nun Muße und zugleich die Pflicht, mir jede Note genau anzusehen, und ich konnte in aller Ruhe die enorme Sicherheit bewundern, mit welcher er im stande war, aus seiner Skizze diese merkwürdige Partitur fast ohne jede Korrektur niederzuschreiben. Als ich mit meinem Arrangement fertig war, reizte es ihn, dasselbe mit mir zu spielen; jedoch gab er den Versuch bald wieder auf, da er viel zu wenig Klavierspieler war. Aufs neue beklagte er es, niemals eigentlichen Klavierunterricht gehabt zu haben, hinzufügend, es sei ihm heute noch ein Rätsel, wie er während seiner Theaterzeit die Opernpartituren wenigstens so weit hätte bewältigen

können, daß die Sänger einigermaßen danach singen konnten. In der That war dies ein Wunder, denn er spielte ohne jede Applikatur. Trotzdem hörte ich ihn einmal das Lohengrinvorspiel sehr hübsch vortragen, als Mathilde Maier mit ihrem Bruder Eduard ihn zu besuchen kamen. Stücke ohne belebte Figuration brachte er ganz leidlich heraus. Zu jener Zeit sah er Maiers öfters, welche ihm sehr sympathisch und zugleich gute Zuhörer waren. Immer rühmte er mir Mathildens „schönes Schweigen“. Konnte sie ihr Bruder nicht begleiten, so brachte sie ihre jüngere Schwester, die Kätt' (Katharine), mit.

In diesen Tagen ließ mich Wagner schon an einem Vormittag zu sich bitten. Das Ehepaar Schnorr v. Carolsfeld war zu Besuch da und wollte ihm das große Tristanduett des zweiten Aktes vorsingen. Ich übernahm die Begleitung, und obwohl vorher nicht die geringste Verständigung zwischen uns statthatte — ich lernte Schnorrs ja selbst erst eben kennen —, wurde dennoch diese schwierige Nummer ohne den geringsten Anstoß bewältigt. Von dem wundervollen Vortrag beider war Wagner ganz hingerissen, umsomehr, als er selbst sein großes Duett soeben zum ersten Male hörte. Bewegt rief er dann aus: „Jetzt ist mir um das Schicksal meines ‚Tristan‘ nicht mehr bang, da ich euch gehört habe.“

Nach einer kurzen Pause wurde der Akt bis zum Schluß durchgemacht. Wagner sang den König Marke, und ich markierte während des Spiels den Melot. Geradezu hinreißend trug Wagner das große Solo Markes vor. Die Stelle, allerdings eine der schönsten des ganzen Werkes:

„Die so herrlich, hold erhaben, mir die Seele mußte laben —" klingt mir heute noch in den Ohren. Auf die sinnige Frage nach dem „geheimnisvollen Grund", die so beredt die Musik beantwortet, kam nun Schnorr wieder an die Reihe. Sein Vortrag der Glanzstelle: „Dem Land, das Tristan meint", mit dem herrlichen Schluß, war unsagbar schön, aber nicht minder schön erklang die Antwort Isoldens; denn Frau v. Schnorr war eine ganz ausgezeichnete Sängerin, von welcher ihr etwas jüngerer Gemahl außerordentlich viel gelernt hatte.

In keiner gelinden Ekstase zogen wir vier dann zum Essen in den „Europäischen Hof", wo das ideale Sängerpaar ebenfalls im ersten Stock neben meinem Zimmer Wohnung nahm, um eine Woche dazubleiben. Gewöhnlich kam Schnorr vormittags zu mir herüber, wo wir am Flügel alles durchnahmen, was Wagner nachmittags, nachdem er mit seinen Arbeiten fertig, vorgetragen werden sollte. So kamen nacheinander der ganze „Tristan", die „Walküre" und zwei Akte „Siegfried" an die Reihe; denn der letzte war noch nicht komponiert, der zweite nur skizziert, während der erste auf einzelnen Blättern schon in Partitur vorlag. Es war sozusagen ein wahrer Staat, wie Schnorr die Schmiedelieder sang. Wagner war von deren Wucht geradezu erstaunt und wenn er dann den Mime sang, bildeten beide ein reizendes Duett; denn Wagner excellierte wahrhaft in dieser Rolle: er bückte sich, verdrehte sich und entwickelte ein so himmelschreiendes Falsett, daß Stein und Bein erweichen mochten. Dabei wußte er ein Gesicht zu machen, als sähe man deutlich den häßlichen Zwerg mit seinen triefenden Augen vor sich.

Was Wunder, wenn unter solch reizenden Produktionen die Tage, welche das Schnorrsche Künstlerpaar in Biebrich zubrachte, allzuschnell vergingen! Leider war der herrliche Sänger gedrängt, den Rest seines Dresdener Urlaubs auf dem Rigi zu verbringen, wo er in der dünnen Luft hoffen durfte, von seiner gewaltigen Leibesfülle zu verlieren. Er ging fast jährlich hin, und dort hatte ich vor Jahren auch zum erstenmal seine wunderbare Tenorstimme gehört. Als ich nämlich Anfang August 1858 mit Eusebius Käslin den Rigi bestieg, und wir in Rigi-Kaltbad Rast machten, hörten wir im nebenliegenden Salon eine Reihe der schönsten Schumannschen Lieder wundervoll gesungen und vorzüglich begleitet. Erstaunt fragten wir und erfuhren, es sei Schnorr v. Carolsfeld. Ich öffnete ein wenig die Thür und sah ihn inmitten eines eleganten Damenkranzes am Piano sitzen, auf dem er sich selbst begleitete. — Auch auf meinem Biebricher Zimmer gab er mir einmal einen ähnlichen Beweis seines vorzüglichen Gedächtnisses und seiner herrlichen Interpretationskunst: er spielte und sang mir die ganze Partie des Florestan von A bis Z auswendig vor! Dann machte er sich den Scherz und rief ins andre Zimmer: „Frau, erschrick nicht!" und sofort donnerte der Anfangstakt des zweiten Tristanaktes mit der schrillen Dissonanz zu ihr hinüber. Frau Schnorr lachte ob der weisen Mahnung, nach den vorherigen Beethovenklängen jetzt nicht zu erschrecken.[1])

---

[1]) Schnorr sollte wegen seines musikalischen Talentes ursprünglich Musiker werden; nachdem sich aber sein herrlicher Tenor entfaltete, beschloß er Sänger zu werden. Er studierte sich alle Par-

Vor Schnorrs Abreise machten wir noch eine kleine Rheinpartie nach Rüdesheim; von da ließen wir uns im Kahn nach Bingen übersetzen, wo wir im „Hotel Viktoria" einkehrten und auf der Veranda speisten. Wagner war wegen des bevorstehenden Abschieds recht melancholisch, bekam aber bald wieder Leben, als sich im Abendsonnenschein der gegenüberliegende Rüdesheimer Berg nach und nach intensiv rot färbte und wie Purpur leuchtete. Dieser herrliche Anblick weckte alle Lebensgeister, und als die Bergesglut allmählich schwand, gelang es, durch die feurigen Tropfen von jenem Berge die von der untergehenden Sonne einmal in uns entfachte Purpurstimmung künstlich und recht erfolgreich festzuhalten. Bei voller Dunkelheit fuhren wir im Kahn wieder ans jenseitige Ufer, um mit der Bahn nach Biebrich zurückzukehren. In der Mitte des breiten Rheinstroms erhob sich Schnorr v. Carolsfeld und sang mit voller Stimme das Steuermannslied aus dem „Fliegenden Holländer". Sein mächtig ausgehaltenes hohes g hallte an den Bergen wieder und wurde vom Echo wiederholt zurückgebracht — es war herrlich!

Nun kam ein andrer hochinteressanter Besuch nach Biebrich: Herr und Frau v. Bülow. Ob diese noch das Schnorrsche Ehepaar antrafen, ist mir nicht mehr erinnerlich; ich glaube jedoch, daß dies nicht der Fall gewesen, und daß sich ein Unfall, den Wagner erlitt, und bei dem ich allein zugegen war, vor Bülows Eintreffen

tien selbst ein, und zwar so perfekt, daß Hofkapellmeister Rietz, der inzwischen von Leipzig nach Dresden übergesiedelt war, ihm niemals eine Gegenbemerkung zu machen wagte. D. V.

ereignete. Wären Herr und Frau v. Bülow schon dagewesen, so hätten sie sicherlich Wagner nach dem Essen mit mir auf dem Spaziergang begleitet und wären, wie gewöhnlich, dann mit uns in dessen Wohnung gegangen, wo der Abend plaudernd oder musizierend verbracht wurde. Sei dem, wie ihm wolle: thatsächlich langte ich allein mit ihm an. Links vom Garteneingang stand eine Hütte, und an der Kette lag ein großer Hund, den sein Herr, der Hauseigentümer, selbst als „bös" bezeichnet hatte. Wagner, bekanntlich ein großer Tierfreund, glaubte dieser Warnung kein sonderliches Gewicht beilegen zu sollen; denn er war der Meinung, durch liebevolle Behandlung könne man auch das bösartigste Geschöpf zu einem umgänglichen und anhänglichen machen. In der That hatte er es bald dahin gebracht, daß der Hund bei seinem Anblick wedelte und es ruhig geschehen ließ, wenn er hinging und ihm den Kopf tätschelte. Mit diesem Erziehungsresultat noch nicht zufrieden, wollte er ihm an jenem heißen Tag des Monats Juli auch „die Wohlthat eines erquickenden Rheinbades" zu teil werden lassen, band den Hund los und führte ihn an der Kette durch den Garten nach dem Rhein. Je näher er dem Wasser kam, desto widersetzlicher wurde der Hund, und als er ihn gewaltsam weiterzog, schnappte dieser nach seiner Hand. Nun ließ Wagner die Kette fahren — die Bestie hatte ihm den rechten Daumen durchgebissen! Was machen?! Zu einem unbekannten Biebricher Arzt hatte Wagner kein Vertrauen. Da fiel mir mein Mainzer Doktor ein, welcher, nachdem vorher zwei andre Aerzte Monate hindurch an meinem Finger herumgepfuscht hatten, so daß ich in Gefahr war, denselben zu ver-

lieren, mir ihn durch Kompressivverband endlich rettete. Zu diesem, Doktor Gaßner, wollte ich gehen und ihn herbitten. Wagner war damit einverstanden. Zum Glück traf ich den vielbegehrten Mann zu Hause, welcher die Liebenswürdigkeit hatte, gleich mit mir nach Biebrich zu fahren. Er verordnete, den Daumen fleißig zu baden und ihn vollkommen ruhig zu halten. Wagners ängstliche Frage lautete: „Wie lang wird es dauern, bis ich wieder schreiben kann?“ und er geriet bei der Antwort: „Wohl vier bis sechs Wochen“ in keine geringe Verzweiflung. In dieser Zeit sollte er an Schott die Partitur des ersten Meistersingeraktes abliefern! Doktor Gaßner tröstete ihn so viel als möglich und versprach, öfters kommen und nachsehen zu wollen. Der Patient war froh, daß ich ihm zu diesem Arzt verholfen hatte. —

Am nächsten Morgen fuhr ich zu Herrn Franz Schott, ihn mit dem Unfall bekannt zu machen und darauf hinzuweisen, daß Wagner seiner eingegangenen Verpflichtung nun wohl erst einige Wochen später nachkommen dürfte. Herrn Schott kam diese Nachricht sehr ungelegen. Ich benutzte diesen Umstand, seine Aufmerksamkeit auf die längst fertig daliegende und eines Verlegers harrende „Walküre“ zu lenken, und stellte ihm vor, wie unangenehm es sei, wenn etwa Breitkopf und Härtel oder ein andrer ihm zuvorkommen würden, jetzt, wo er das „Rheingold“ bereits gedruckt habe. Als ich noch hinzufügte, nach meiner Meinung überträfe die „Walküre“ das „Rheingold“ in ungeahntem Maße und würde sicherlich sogar noch „Kassenoper“, sagte Schott lächelnd: „Gehen Sie, Sie sind ein Schwärmer!“

Nach längerem Zuwarten entschloß er sich später dennoch, dieses Werk seinem großen Verlag zu sichern. [1])

Aus seinem Unmut über die unfreiwillige Muße, zu der Wagner plötzlich gekommen, zog ihn glücklicherweise sein neuer Besuch, welcher von früh bis abends bei ihm blieb. Während er den Daumen badete, spielten ihm Hans v. Bülow und ich sein Meistersingervorspiel in meiner Bearbeitung vierhändig vor, dann kämen einige der letzten Beethovenschen Sonaten, die Bülow bekanntlich alle auswendig wußte, oder Wagner erzählte. Vor allem las er den Neuangekommenen wiederholt seine Meistersingerdichtung, die sie noch nicht kannten. Mit dem denkbar größten Interesse wurde sie natürlich von ihnen

[1]) Der damalige „Schwärmer" hat über ein Dritteljahrhundert hinaus hierin vollkommen recht behalten, da sich die „Walküre" als das zugkräftigste Werk Wagners behauptete, das er nach seiner Kapellmeisterzeit geschrieben. Im Theaterjahr Juli 1895 bis 30. Juni 1896 fanden in 86 Städten Aufführungen statt: von „Rheingold" 34, vom „Tristan" 39, von der „Götterdämmerung" 49, vom „Siegfried" 50, von den „Meistersingern" 81 und von der „Walküre" 84. Von sämtlichen vorgenannten Werken hatte also die „Walküre" den Vorrang. Freilich erreichte sie lange nicht die Aufführungszahl des „Fliegenden Holländers", welcher mit 136 verzeichnet steht, oder gar des „Tannhäuser", welcher die stolze Zahl von 248 aufweist. Alle übertraf der „Lohengrin" mit 308 (!) Aufführungen. Zahlen sprechen!! (Vergl. Nr. 119 der „Münchner Neuesten Nachrichten" 1897, welche diese interessante Zusammenstellung direkt den „Bayreuther Blättern" entnahm.)

Denselben Gunstgradmesser zeigen die 1000 Wagneraufführungen des Stadttheaters in Hamburg seit Herbst 1874—97. Auch hier marschieren des Meisters frühere Werke an der Spitze, und zwar wiederum der Lohengrin mit 244, Tannhäuser 206, Holländer 101, Rienzi 50, Götterdämmerung 40, Rheingold 28 Aufführungen. (Vergl. Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" 1897 Nr. 312.)

entgegengenommen. Frau v. Bülow, welche, seit ich sie nicht gesehen hatte, bedeutend hübscher geworden, war von der neuesten Dichtung Wagners ganz entzückt und verglich sie ihrem Werte und Inhalt nach direkt mit der Shakespeareschen Muse. Damen sind ja in der günstigen Lage, solch große Komplimente unverblümt aussprechen zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, auf Widerstand zu stoßen. Zweifellos war dieser Wagner-Shakespearevergleich von Frau Cosima v. Bülow äußerst klug und glücklich ersonnen. Nach ihr war es noch sehr die Frage, ob Wagner als Dichter nicht den Wagner als Musiker überrage. Als ich einmal eines schönen Vormittags das Vergnügen hatte, mit ihr im herzoglichen Schloßgarten zu lustwandeln, sprachen wir wieder eifrig über die wunderbare Doppelnatur Wagners, in deren rückhaltloser Bewunderung wir ganz einig waren. Nur darin gingen wir etwas auseinander, daß Frau v. Bülow die letzten Dichtungen meines Erachtens allzusehr über die früheren erhob; denn im „Lohengrin“ erblickte ich das Ideal einer Operndichtung. Während dieses Gesprächs näherten wir uns einem Weiher, auf dem zwei Schwäne kreisten. Der eine zeigte plötzlich eine feindliche Haltung und stieg ans Ufer. Ich machte noch einen Scherz und sagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, der hat etwas über ‚Lohengrin‘ gehört und will seinem Bruder zu Hilfe kommen,“ da stand er auch schon mit hocherhobenem Hals und ausgebreiteten Flügeln drohend vor uns. Frau v. Bülow stieß einen Schrei aus und floh auf den Rasen, während ich mit meinem Stock den Anprall parierte und mich weiter schob, denn mit einem wütenden Schwan ist nicht gut Kirschen essen.

Als wir eines Abends wieder um Wagner versammelt waren, und er sich in sehr mitteilsamer Stimmung befand, kam er auch auf die nach Bewältigung der „Meistersinger“ und der „Nibelungen“ geplanten Werke zu sprechen und entwickelte sehr ausführlich und schon sehr ins einzelne gehend seine Ideen über „Parsifal“. Dann sprach er noch über einen ihn sehr fesselnden indischen Stoff; doch meinte er, daß es dazu wohl schwerlich kommen werde, denn er habe immer die Ahnung, als würde „Parsifal“ sein letztes Werk. Er hatte sich dabei sichtlich in eine gewisse Rührung gesprochen. In Frau von Bülows Antlitz zeigten sich Thränen — es entstand eine Pause. Ich schlich auf den Balkon und Hans v. Bülow kam leise nach, mir die prophetischen Worte zuflüsternd: „So gering auch die Hoffnung und so wenig Aussicht auf Verwirklichung seiner Pläne besteht — Sie werden sehen, er erreicht sein Ziel und bringt auch noch den ‚Parsifal‘ zu stande.“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß sie mir unvergeßlich wurden. Unter den damaligen trostlosen Umständen, und wo noch nicht im entferntesten an einen rettenden König zu denken war (ohne den nicht einmal die „Meistersinger“ vollendet worden wären!), war Bülows Prophetenwort wahrlich keine geringe Leistung — da gehörte fast schon Tollkühnheit dazu, an die Vollendung des „Parsifal“ zu glauben. —

Bei so unsicheren Aussichten auf die Zukunft war ein häufiger Stimmungswechsel in Wagners Gemüt nur allzu erklärlich. Malte sie sich seinen Blicken rosenfarbig, war er sanft, gutmütig und zu Scherzen aufgelegt, und sah er

düster hinaus, wurde er leicht schroff, abstoßend, sogar heftig. Dies hatte auch einmal bei ganz geringfügiger Veranlassung, über die er selber gelacht haben würde, wenn er in guter Laune gewesen, Frau v. Bülow zu erfahren. Er rauchte aus seiner türkischen Pfeife, das heißt, er hielt das Mundstück einer längeren Kautschukröhre mit den Lippen fest, welche in einen mit türkischem Tabak gefüllten Topf mündete, der mittten im Zimmer auf dem Boden stand. Während der lebhaften abendlichen Unterhaltung war es dunkel und dunkler geworden. Frau v. Bülow wollte etwas aus dem Nebenzimmer holen und nahm unversehens den Weg zwischen Wagner und dem Tabaktopf. Mochte sie nun mit ihrem Reifrock hängen geblieben sein oder der ominösen Kautschukröhre vergessen haben, plötzlich rollte der Topf über den Boden hin, während das Mundstück Wagners Lippen entfuhr und mit der Röhre davonging. Der Anblick war gar zu komisch: Frau Cosimas verdutztes Gesicht und der plötzlich seiner Pfeife beraubte Wagner! Hans v. Bülow und ich mußten herzlich lachen, er aber, statt mitzulachen, fuhr Frau v. Bülow so heftig an, daß sie sich niedersetzte und in Thränen ausbrach.

Mehr noch als in diesem Falle, welcher natürlich schnell begütigt und vergessen wurde, konnte ein fremder Maler von dem jähen Stimmungswechsel Wagners erzählen. Herr Wesendonck hatte diesen Mann eigens von Rom kommen lassen und Wagner brieflich gebeten, demselben einige Male sitzen zu wollen, da er ein gutes Oelbild des Meisters zu besitzen wünschte. Obwohl Wagner wenig Geschmack an solchen „Sitzungen" hatte, erklärte er sich dennoch dazu bereit.

Herrn Willig (ich hoffe, den Namen richtig im Gedächtnis behalten zu haben) wurde ein Zimmer im unteren Geschoß des Hauses eingeräumt, und gleich machte er sich an die Arbeit, während Frau v. Bülow die Freundlichkeit hatte, aus einem Buch vorzulesen, um Wagner vor Langeweile zu schützen. Ein Bild nach dem andern wurde entworfen und gleich wieder verworfen, weil das Original von einer Sitzung zur andern gänzlich veränderten Gesichtsausdruck mitbrachte. Der unglückliche Maler war in Verzweiflung und gestand mir einmal: „Ein solcher Fall ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen: Herr Wagner macht ja jeden Tag ein andres Gesicht!“ Endlich begnügte man sich mit einem zwar ähnlichen, aber leblosen Bilde.

Wie schwer zugänglich Wagner für Kompositionen selbst nahe Befreundeter war, empfand eines Nachmittags Hans v. Bülow, welchem die Korrektur einiger gemischter Chöre von seinem Verleger zugeschickt wurde, über welche er gern Wagners Urteil hören wollte. Er spielte sie ihm vor und mußte sich mit einigen künstlich gedrechselten, wenig oder eigentlich nichts sagenden Redewendungen begnügen, die Hans v. Bülow wohl etwas verdrossen. Als wir weggingen, sagte er mir: „Es ist doch auffallend, wie wenig Interesse er für andre hat; ich spiele ihm nichts mehr von mir vor!“ Da war es mir im Frühjahr doch etwas besser ergangen. Ich brachte ihm einige Scenen des projektierten „Frithjof“ mit, die er zu meiner Verwunderung recht aufmerksam verfolgte. Als nach den Trauerchören ein kurzer, belebter Marsch kam, rief er: „Ah, jetzt wird es ja recht elegant — aber an Ihrer Stelle würde ich daran nicht

weiter komponieren — das ist kein Text für Sie." Ich wagte darauf nicht zu sagen: Machen Sie mir doch einen! — Er mochte dies selber fühlen, denn bald darauf brachte er mir seinen Entwurf zu „Wiland der Schmied".

Da die Lieferungszeit des ersten Meistersingeraktes an Schott leider nicht innegehalten werden konnte, entschloß sich Wagner, ihm einstweilen das Liederheft „Fünf Gedichte" zu übergeben, die wohl noch aus seiner Züricher Zeit stammten. Die „Studie zu Tristan und Isolde" deutet wenigstens darauf hin, aber mehr noch, daß der Verfasser der Gedichte nicht er selbst (wie allgemein geglaubt wird), sondern Frau Mathilde Wesendonck ist, die aus irgend welchen Gründen ungenannt blieb. Ob es der Zufall wollte, oder ob von Wagner herbeigeführt, — eines Tages erschien die ausgezeichnete Liedersängerin Emilie Genast in Biebrich, welcher die „Fünf Gedichte" einstudiert wurden. Sodann wurde Herr Schott benachrichtigt, welcher seinen Wagen herüberschickte. Auf den Rücksitzen nahmen die beiden Damen, Frau v. Bülow und Fräulein Genast, Platz, Wagner und Hans v. Bülow auf den Vordersitzen, während ich, als der Jüngste, mich auf den Bock schwang. Wir fuhren nach Castel, über die Rheinbrücke und durch die Stadt direkt nach Laubenheim zur Villa Schott, wo Frau Betty Schott den Sommer verbrachte. Natürlich war auch an jenem Tag der Herr des Hauses anwesend. Vor diesem kleinen, aber „gewählten" Kreise sang nun Fräulein Genast unter Hans v. Bülows Begleitung die Wagner-Wesendonckschen „Fünf Gedichte". Der Eindruck war ein fascinierender; alle saßen wie gebannt, und — Frau Cosima

v. Bülow schwamm in Thränen. Herr Franz Schott rieb sich vergnügt die Hände und schloß sogleich das Manuskript in einen Schrank. Nachdem der Kaffee mit Zubehör serviert und ein Spaziergang durch den weiten Garten, in dem auch ein gutes Tröpflein wachsen mußte, gemacht worden war, kehrten wir, wie wir gekommen, nach Biebrich zurück.

Wagners kranker Daumen war inzwischen so weit besser geworden, daß er ihn in einem schwarzen „Däumerling" tragen konnte. Weil damit noch nicht ans Schreiben zu denken war, wurde die viele freie Zeit wenigstens in freier Luft verbracht und fast täglich ein Ausflug ins Rheingau gemacht, das wir nach allen Richtungen durchstreiften. Wo ein besseres Haus zu sehen war, das nur im entferntesten einer „Villa" glich, wurde gleich nach dessen Besitzer geforscht, immer in der Hoffnung, daß sich „einer" finden werde, der es sich zum Vergnügen machen würde, dasselbe Wagner zu übergeben. Diese Villen- oder Schloßjagd war in ihm zur förmlichen Manie geworden, und wie oft kamen wir todmüde von den vielen Kreuz- und Querstreifereien abends wieder in unser Quartier! Wie oft durchzogen wir von Eltville aus das Land, wo er immer hoffte, das ersehnte Zauberschloß zu finden! Frau v. Bülow — jetzt Frau Wagner — wird sich dessen sicherlich noch erinnern, wie müde wir eines Abends im Wirtshaus neben dem hohen Turm in Eltville einkehrten und auf den Biebricher Zug warteten. —

Eines Samstagabends hatte Wagner eine ganz besondere Ueberraschung durch den unerwarteten Besuch seines

früheren Kollegen und Revolutionsgenossen August Röckel. Diesem war es nicht so gut ergangen wie seinem Freund Wagner. Nachdem der 1849er Maiaufstand mit Hilfe der Preußen niedergeschlagen worden war, schloß sich jeder einem Trupp Dresdener Flüchtlinge an, welcher die sächsische Grenze zu gewinnen trachtete. Eines Abends wären sie, so erzählte mir einmal Wagner, in ein Landstädtchen gekommen, um einige Stunden zu rasten und zu beraten. Man hätte sich über die weiteren Ziele nicht einigen können. Ermüdet sei er in einer Ecke des spärlich beleuchteten Saales eingeschlafen und erst gegen Morgen erwacht. Der Saal war leer, seine Gefährten fort und er in der Eile des Aufbruchs — vergessen worden. Diesem glücklichen Umstand habe er es zu verdanken gehabt, in Freiheit geblieben zu sein, während seine Fluchtgenossen gefangen wurden.[1])

---

[1]) Näheres über die Beteiligung Wagners und Röckels an der Dresdener Revolution findet sich in dem Buch „Wagner, wie ich ihn kannte" von Ferdinand Präger (Leipzig, bei Breitkopf und Härtel 1892). Sehr beachtenswert sind die Aktenstücke, welche der Verfasser aufzutreiben im stande war, durch die etwas Licht in jene Vorgänge kam, die Wagner selbst nur allzusehr bestrebt war in Dunkel zu hüllen. Hörte man ihn darüber sprechen, so hatte es den Anschein, als hätte er der Bewegung mehr passiv gegenübergestanden oder wäre höchstens in nebensächliche Berührung mit ihr gekommen. In Prägers Buch stellt sich dies anders dar. Diesen Ausführungen ward zwar 1893 von Bayreuther Seite teilweise widersprochen, immerhin bleibt aber die Thatsache stehen, daß Wagner sich am Aufstand beteiligt hatte und infolgedessen fliehen mußte. Nach Prägers Schilderung gereichte das Faktum der Beteiligung am Aufstande Wagner nicht im mindesten zur Unehre. Interessant sind auch die Mitteilungen Prägers über seine persönlichen Begegnungen mit Wagner. Leider bemühte er sich, im Leser die Vorstellung zu erwecken, als habe zwischen ihm und Wagner

Der arme Röckel! Dreizehn Jahre mußte er im Waldheimer Zuchthaus schmachten! Während der letzten Jahre war ihm öfters nahgelegt worden, er möge doch ein Gnadengesuch einreichen; dasselbe würde Erfolg haben, wie dies bei seinen Mitverurteilten thatsächlich der Fall gewesen sei. Aber Röckel wollte von keinem Gnadengesuch hören.

„eine ununterbrochene Freundschaft von fast einem halben Jahrhundert" bestanden (s. Anfang der Vorrede und S. VI, wo es heißt: „Wagner und ich waren beide geborene Leipziger und nur zwei Jahre Unterschied bestand in unserm Alter. Dies allein (!) war schon ein Band der Freundschaft zwischen uns beiden, welches nie zerriß") — während sich erst im letzten Buchdrittel S. 242 zur Ueberraschung des Lesers der wahre Sachverhalt herausstellt, indem Wagner an Präger u. a. schreibt: „Nun auf baldige persönliche Bekanntschaft Ihr ergebener R. W." In diesem Brief vom 1. Februar 1855 (!) stehen sie noch auf dem Siefuß, und erst am 5. März lernten sie sich persönlich kennen! Solche Irrführungen sind in einem ernsten Buch durchaus nicht schön, um so mehr, als deren Absichtlichkeit auf der Hand liegt, d. h. wenn man genau zusieht. Um dem Leser diese Arbeit zu erleichtern, ist beispielsweise folgendes zu erwähnen. Auf S. 156 heißt es: „Als 1847 einer meiner Brüder, der wohlhabend war, auf mein Ersuchen Wagner in Dresden besuchte, klagte ihm derselbe seine Geldnot. Mein Bruder kam für den Augenblick mit dem Nötigsten zu Hilfe" — —. „Bald darauf schrieb mir Wagner: „versuche doch, den ‚Tannhäuser' an einen Londoner Herausgeber zu verkaufen; sollte jedoch keiner Geld geben wollen, so sieh wenigstens, daß sie (?) es (?) umsonst annehmen, damit mir doch das Eigentumsrecht für die Zukunft bliebe." Dieses etwas unsichere Schreiben konnte nicht vor Sommer 1855 an Präger gerichtet worden sein, denn erst in diesem Jahr seiner Londoner Konzerte konnte Wagner an einen Verlag des „Tannhäuser" in London denken; außerdem datieren die ersten Briefe Wagners an Präger erst von Anfang 1855, die auf dem Siefuß stehen. Wie kommt nun das obige Schreiben Wagners auf dem Dufuß ins Jahr 1847, an welches der Leser, durch das Wörtchen „bald" verführt, unwillkürlich denken muß?

Er erkannte die Rechtmäßigkeit des Urteils nicht an und wollte da nicht um Gnade flehen, wo er sich keiner schlechten That bewußt war. Daß er sich dem Aufstand angeschlossen, hielt er für sein unveräußerliches Menschenrecht, und wenn das Volk danach strebte, seine eigne, ursprüngliche Souveränität wieder aus der Fürstenhand zurückzuverlangen, so hielt er dieses Volksbegehren für ein durchaus berechtigtes. Röckel war daher nicht dahin zu bringen um Gnade zu flehen, was in gewissen Kreisen anfing, Verlegenheit zu

---

Geschah dies wegen der behaupteten „fast halbhundertjährigen Freundschaft“? Und sollten auch aus diesem Grunde die Anrede und das Datum dieses Wagnerschen Briefes verschwiegen worden sein? — Ein anderer Fall: Der S. 200 mitgeteilte Brief Wagners vom 15. Mai 1851 ist nicht an Präger, wie es zuerst den Anschein nimmt, sondern an Eduard Röckel in Bath. Man muß sich hier sehr in acht nehmen, denn Präger sagt vorher S. 199: „Nach Durchlesung des hier folgenden Briefes, wovon das Original im Besitze meines Freundes Ed. Röckel in Bath (England) ist“ u. s. w. Warum wird nicht klipp und klar der Adressat genannt? Dann heißt es S. 200: „Hier folgt nun der vorerwähnte Brief, ein Autograph Wagners“ — der Name des Adressaten wird hier abermals verschwiegen und gleich die Anrede: „Mein lieber Freund“ hinzugefügt, — so daß man unwillkürlich auf den lieben Freund — Präger schließen muß, mit dem Wagner doch erst vier Jahre später korrespondierte und bekannt wurde. Trotz dieser Schwächen des Buches und verschiedener Leichtfertigkeiten (u. a. läßt es während der Wirksamkeit Wagners in Königsberg Meyerbeers „Propheten“ „neu von Paris einführen“, der erst zehn Jahre später das Licht der Welt erblickte) — trotz alledem ist Prägers „Wagner, wie ich ihn kannte“ durchaus lesenswert. Er bringt viele interessante Aufschlüsse, besonders bei Erzählung der einzelnen Begegnungen in London, Zürich und Luzern. Nur schade, daß er es nicht über sich brachte, den Teil des Buches, dem er die Ueberschrift geben mußte: „Wagner, wie ich ihn nicht kannte“ von dem andern „wie ich ihn kannte“ augenfällig abzugrenzen. D. V.

bereiten. Endlich, nach dreizehn Jahren, kam die Begnadigung von selbst — unbegehrt. Was geschah bei Verkündigung derselben? Röckel weigerte sich, von ihr Gebrauch zu machen, sagend: Nur mit Gewalt bin ich hier hereingekommen, und Gewalt nur bringt mich wieder hinaus! Was gewiß noch niemals vorgekommen, sollte sich da ereignen: Röckel mußte aus dem Zuchthaus förmlich hinausgeworfen werden! Darauf reiste er über Weimar direkt zu seinem Freunde Wagner nach Biebrich. Nie werde ich die Ueberraschung Wagners vergessen, als Röckel plötzlich mit seiner bildhübschen Tochter, die er seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen, und welche nun als Schauspielerin am Weimarer Hoftheater wirkte, wo ich sie öfters spielen sah, ins Zimmer trat. Nach dem erschütternden Augenblick des ersten Wiedersehens, und nachdem wieder etwas Ruhe eingekehrt war, gab Wagner ob des guten Aussehens Röckels seinem Erstaunen Ausdruck, indem er sagte: „Wenn ich dich so kräftig und ungebeugt vor mir sehe, so kommt es mir gerade vor, als wäre ich so lange in Waldheim gewesen und du statt meiner in der Schweiz. Wie hast du nur die gräßliche Zeit so gut überstehen können?", worauf Röckel sagte: „Nur durch meine unverwüstliche Gesundheit und die Arbeit." Frage: „Worin bestand diese Arbeit?" Antwort: „Gewöhnlich mußte ich spinnen, und gegen das Ende hin durfte ich Noten schreiben. Es wurde mir, als dem früheren Hofmusikdirektor, die Befugnis übertragen, aus stimmbegabten Gefangenen einen kleinen Männerchor zu bilden, den ich einübte, und für den ich die Chorstimmen schrieb." (Die Frage, ob er bei dieser wohl einzigen Gelegenheit nicht

auch an das Studium des Gefangenenchors im „Fidelio“ gedacht habe, unterließ ich, obwohl sie mir auf den Lippen schwebte, aus naheliegenden Gründen.) Auf Wagners Frage: „Und was willst du jetzt thun?“ sagte Röckel entschlossen: „Nun — es wird fortgewühlt! Als Mitarbeiter schließe ich mich den Blättern der Opposition an. Zu diesem Zweck fahre ich morgen den Rhein hinunter, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht auch am Niederrhein etwas anknüpfen läßt.“ Wagner: „Ich bewundere deinen Mut; dabei wirst du nicht auf Rosen gebettet sein. Uebrigens können wir dich und deine Tochter auf der Fahrt eine Strecke begleiten, denn auch wir beide (auf mich deutend) haben mit Herrn und Frau v. Bülow aus Berlin eine kleine Rheinpartie auf morgen geplant.“ Röckel war sehr erfreut, dies zu hören, und zur Abfahrt wurde das erste zu Thal fahrende Schiff vereinbart.

In der Früh des herrlichsten Sonntagmorgens fuhren wir den Rhein hinab, — „saßen all’ auf dem Verdecke“, und „märchenhaft vorüberzogen Berg’ und Burgen, Wald und Au’!“ — Bis St. Goar wollten wir Röckels begleiten. Als St. Goarshausen gerufen wurde, waren wir der Meinung, St. Goar käme erst hernach, und blieben sitzen. Als es dann doch nicht kam, erfuhren wir, beide Orte lägen sich gegenüber, und auf beiden Seiten des Schiffes habe je ein Kahn gehalten, um die Aussteigenden entweder rechts oder links zu befördern. St. Goar war also verpaßt. Darüber war Wagner sehr ungehalten, zumal sich die Gegend jetzt verflachte. Ich machte daher den Vorschlag, direkt hinunter ins Siebengebirg zu fahren,

welches den Glanzpunkt der Rheingegenden bilde. Es blieb keine andre Wahl; somit wurde mein Vorschlag angenommen. In Remagen stiegen wir aus und aßen in einem sehr frequentierten Gasthaus zu Mittag. Im Nebensaal ließ sich ab und zu ein Männerchor aus Bonn hören, und als Wagner vernahm, derselbe hege die Absicht, ihn anzusingen, ließ er uns schnell zu einem Spaziergang aufbrechen. Alle Welt strömte an diesem Tag hinauf nach der berühmten St. Apollinariskirche, und auf beiden Seiten des Wegs fehlte natürlich auch nicht die Schar der Krüppel und Gewohnheitsbettler, welche von einem Kirchenfest unzertrennlich ist. Ich begleitete Frau v. Bülow, während Wagner und ihr Gatte den Berg etwas schneller hinaufstiegen. Nach beiden Seiten spendete emsig Frau v. Bülow ihre Gaben, und als ihr Portemonnaie leer war, bat sie mich um das meine. Das war nun ein recht kitzlicher Fall; denn ich wußte, daß Hans v. Bülow über diesen Punkt anders dachte als seine Frau Gemahlin, und daß wir beide, er und ich, im Gewährungsfall ihrer Bitte in eine unangenehme Lage kommen würden, er — in der Zurückerstattung des Verauslagten und ich — in der Nichtannahme desselben. So zog ich denn vor, Frau v. Bülow von weiterer Almosenspendung entschieden abzuraten. Darüber wurde sie mir nun freilich etwas böse und fragte ziemlich gereizt: „Sie geben mir also Ihr Portemonnaie nicht?“ Ich sagte ruhig: „Für jeden andern Zweck mit Vergnügen, für diesen, zu meinem lebhaften Bedauern, — nicht!“ Jetzt eilte sie, in der Hoffnung die Vorausgegangenen einzuholen, den ziemlich steilen Weg hinauf. Einige Male hörte ich sie keuchend

rufen: „Hans! — Hans!" — — Hans hörte aber nicht, beeilte sogar seine Schritte etwas und bog, als sie oben anlangte, mit Wagner gerade in die Kirche ein, in welcher auch sie verschwand.

Ich folgte langsam nach und sagte zu mir: ‚Da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt!' Als ich oben anlangte, kam Hans v. Bülow auf der andern Seite der Kirche heraus, ging schnell auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!" Auf einem andern Weg stiegen wir dann hinunter, wobei ich mir angelegen sein ließ, Frau v. Bülow wieder freundlich zu stimmen.

Unten nahmen wir einen Kahn zur Ueberfahrt nach Honnef, von wo wir den Drachenfels bestiegen. Wagner hatte seinen leichten Sommerüberzieher über den Arm geworfen, und unter scherzendem Geplauder erreichten wir bald den Gipfel. Nachdem wir uns umgesehen, und der Abend heranrückte, beschloß die Gesellschaft, beizeiten wieder hinabzusteigen und irgendwo Quartier zu nehmen, während ich vorzog, die Nacht oben zu bleiben, wo es mir sehr gefiel. Ich verabschiedete mich daher vor ihrem Weggang. [1]) Um Mittag sollte ich mit v. Bülows und Wagner an der gegenüberliegenden Eisenbahnstation Mehlem zusammentreffen.

In der Frühe wurde ich durch einen Extraboten überrascht, der mir die schriftliche Mitteilung brachte, Wagner

---

[1]) Ob Röckels sich erst hier oder schon in Remagen von uns trennten, weiß ich nicht mehr genau.

vermisse sein kleines Portefeuille mit hundert Thalern in Papier. Dasselbe sei wahrscheinlich aus der oberen Tasche seines Ueberziehers gefallen, als er ihn über dem Arm trug. Beim Hinabsteigen möchte ich auf den Weg achten; das Verlorene müsse sich da finden. — Sofort brach ich auf, — fand aber nichts. Angestellte Erkundigungen ergaben, daß der Weg früh morgens hauptsächlich von Arbeitern benutzt wurde, welche in den über eine Stunde weiter im Gebirg liegenden Steinbrüchen beschäftigt waren. So wenig tröstlich diese Auskunft war, entschloß ich mich dennoch, einen Mann nach jenen Steinbrüchen zu senden mit dem Auftrag, daß das etwa gefundene Geld um Mittag nach der Station Mehlem gebracht werde. Im genannten Stationshaus fand ich nach meiner Ankunft trübe Gesichter. „Nichts gefunden?" „Nichts!" — Ich erzählte die Geschichte von den Steinbrüchen hinten im Gebirge — — das Thermometer sank auf Null. In dem Restaurationslokal nahmen wir zur Stärkung einen kleinen Imbiß; bis zum Abgang des Zuges waren nur noch etwa drei Viertelstunden. Wie ich da während des Essens zufällig gradüber durch das Fenster sah, bemerkte ich ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in vollem Lauf nach dem Stationshaus eilen. Ohne irgend etwas merken zu lassen, stand ich auf und ging hinaus, die Eilende mit den Worten anhaltend: „Bringen Sie das Geld?" Das ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen sagte: „Ja! Mein Vater hat's heute Morgen um vier Uhr gefunden, als er in den Steinbruch ging; da ist's!" O Arbeiterehrlichkeit!!

Nun führte ich das hübsche Kind zunächst in ein

andres Zimmer, winkte die Wirtin herbei und bat sie um einen Teller und die Blumen auf dem Büffett. Als diese kamen, legten wir den Hundertthalerschein in den Teller und staffierten diesen schön mit Blumen aus; dann sagte ich zu dem Mädchen: „So, nun gehen Sie hinein und auf jenen Herrn zu, der mit dem Rücken nach dem Fenster sitzt, machen einen Knix und sagen, ihm den Teller reichend: Herr Wagner, ich grüße Sie!"

Hoffentlich richtete sie alles schön aus. Ich hörte nichts, da ich draußen blieb und neugierig zur Thür hineinlugte; doch sah ich Wagner ein Gesicht machen, als die Landnymphe „wie ein Gebild aus Himmelshöhen" auf ihn zuschritt, um das es jammerschade ist, daß es nicht von einem Raffael der Ewigkeit überliefert wurde. Ob er dem hübschen Kind einen Kuß gab, weiß ich nicht mehr, halte es aber für wahrscheinlich, da sie gewiß einen verdient hatte, — das aber weiß ich noch, daß, nachdem er den Hundertthalerschein seiner poetischen Gewandung entkleidet hatte, er sofort an die Kasse lief, wechseln ließ und dem braven Mädchen zwanzig Thaler einhändigte, welches vergnügt davonsprang. Wagner rief dann zur Wirtin: „Jetzt schnell ein paar Flaschen von Ihrem besten Champagner!" Im Jubel wurden dieselben geleert. Der Zug brauste heran, wir stiegen nach Coblenz, respektive Andernach ein. Der Rest der Heimreise wurde von da mittels Dampfschiffes zurückgelegt, obwohl wir auf diese Weise erst in der Nacht nach Biebrich kamen. Von dieser späten Fahrt ist mir nichts weiter in Erinnerung, als daß sich Wagner, der den Kopfsalat sehr gern aß, einigemal

die winzigen Dampfschiffportionen erneuern ließ und schließlich auf der Rechnung unter anderm vermerkt fand: für Salat einen Thaler fünf Silbergroschen! Von den hundert werden nicht allzuviel nach Biebrich gekommen sein — — was thats? Auch er konnte mit Goethes Sänger sagen:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.“

Eines Tages ließen sich zwei Hofkapellmeister zum Besuch anmelden: Aloys Schmitt aus Schwerin und Carl Reiß aus Cassel, — derselbe, mit welchem ich bei Professor Moscheles seiner Zeit über die verpönte Zukunftsmusik zusammengeraten war. Obwohl wenig dazu geneigt, war Wagner doch so artig, die beiden Herren nachmittags in seiner Wohnung zu empfangen. Fast gleichzeitig hatte er den Besuch des Konzertmeisters Ferdinand David aus Leipzig, den er von früher her kannte und der auch mein Lehrer im Partiturspiel am dortigen Konservatorium gewesen war. Vor dessen Ankunft verriet Wagner einige Neugier, ob David noch im Besitz seiner auffallend großen Lippen sei, die in seiner Jugend den Mund „wie rote Ringe einfaßten.“ Er kam, — jetzt ein ältlicher Herr, — die Lippen verblaßt. Zum Glück hatte er seine Geige mitgebracht und spielte mit jugendlichem Feuer am Abend bei Wagner mit Hans v. Bülow Beethovens Kreutzersonate, wie ich sie vollendeter niemals gehört habe. Beide spielten auswendig!

Oefteren Besuch hatte Wagner von Wiesbaden. Da wohnte der große Weingutsbesitzer und Justizrat Wilhelmj,

welcher mit seiner blühenden Gemahlin und deren blond-lockigem Söhnchen August (der spätere berühmte Geiger) häufig herüberkam. Einmal (vor dem Daumenmalheur) ließ sich Wagner auf Bitten von Frau Wilhelmj an den zweiten Siegfriedakt bringen, der nur skizziert war, bei dessen Interpretation man ihm daher nicht behilflich sein konnte. Er begleitete sich also selbst, und als er merkte, daß sein Spiel mehr und mehr zu einem unverständlichen Chaos wurde, sprang er wütend auf, schleuderte die Blätter fort und rief: „Jetzt bringt mich aber niemand mehr dran!“ Dieser plötzliche Ausbruch wirkte um so erheiternder, als er allzusehr mit dem großen Ernst kontrastierte, den Wagner beim Vortrag entfaltet hatte. Auf Wilhelmjs Bureau war damals ein sehr intimer Freund von mir, Dr. jur. Carl Schüler aus Darmstadt, thätig. Schon im Frühjahr hatte ich ihn in Wiesbaden mit Wagner bekannt gemacht, und natürlich kam auch er öfters zum Besuch herüber. Unter den Besuchern Wagners befand sich selbstverständlich auch der gleichfalls in Wiesbaden lebende Komponist Joachim Raff. Obwohl die musikalische Richtung beider ziemlich auseinanderging, verkehrten sie doch in recht freundschaftlicher Weise miteinander. Das kolossale Wissen Raffs mußte eben jedem um so mehr imponieren, da es sich durchaus nicht aufs musikalische Gebiet allein beschränkte. Ich führe nur ein Beispiel an. Als er mich einmal fragte, mit welcher Komposition ich augenblicklich beschäftigt sei, sagte ich: „mit Goethes ‚An den Mond‘.“ Ohne sich weiter zu besinnen, gab er mir die treffende Antwort: „Da werden Sie besonders mit zwei Strophen große Mühe bekommen.

Die eine lautet (er citierte vollkommen korrekt, natürlich auswendig!):

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt. —"

und die andre, die Schlußstrophe:

„Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. —"

— er hatte richtig die zwei schwierigsten Strophen herausgegriffen! So bekannt das Gedicht auch ist, so dürfte ihm, Raff, doch schwerlich ein zweiter unter den Musikern eine so zutreffende und sachverständige Gedächtnisleistung nachmachen. Ich mußte die Komposition in der That aufgeben.

In jenen Augusttagen bekam Wagner eine angenehme Nachricht aus Frankfurt am Main. Der an der Spitze der dortigen Theaterverwaltung stehende Herr v. Guaita plante für nächsten Monat eine Lohengrinaufführung unter Wagners persönlicher Leitung und hatte soeben Goethes „Torquato Tasso" in Vorbereitung, zu welchem er die gleichnamige symphonische Dichtung von Liszt als Ouvertüre durch Hans v. Bülow dirigiert wünschte. Diese Nachricht erweckte im „Biberneſt" Freude. Wagner befand sich in ziemlich ausgelassener Stimmung, die sich drastisch äußerte, als, während eines gleich darauf losbrechenden Gewitters, der Sturm die Fenster aufriß und sämtliche beschriebenen Blätter und Bogen der Meistersingerpartitur im Zimmer

herumwirbelte. Hans v. Bülow und ich flogen hinterdrein, sie aufzufangen, mußten uns aber bald vor Lachen anhalten, denn Wagner stand heftig gestikulierend am Fenster, die Winde und Wogen beschwörend, die er, da sie nicht gehorchen wollten, plötzlich im reinsten Sächsisch anschrie: „Said'r denn närrsch?" Dann schlug er das Fenster zu und half uns die Blätter einsammeln, die in die gräßlichste Unordnung gekommen und nur mit Mühe wieder in ihre richtige Lage zu bringen waren. Die Worte: „Ihr da oben hädded mir beinahe 'ne scheene Ober komboniert, wenn wir eich gehn gelassen hädden," bildeten den Schluß dieser komischen Scene.

Einige Tage später reisten wir nach Frankfurt, wohin schon v. Bülow vorausgegangen war, um dem Orchester Lisztss „Tasso" einzustudieren. Da der Aufenthalt einige Tage währte, so nahmen wir im Hotel zum „Schwan" Quartier. Während der Hauptprobe, der ich beiwohnen konnte, machte ich auch die Bekanntschaft des Herrn v. Guaita und der vorzüglichen Schauspielerin Fräulein Friederike Meier, welche eine der beiden Leonoren spielte. Am nächsten Abend der Aufführung saß ich mit Wagner und Frau v. Bülow in einer der Parterrelogen rechts von der Mitte. Liszts „Tasso", der nebenbei gesagt eine der besten seiner „Symphonischen Dichtungen" ist, hatte unter der excellenten Leitung Bülows einen entschiedenen Erfolg zu verzeichnen, und die Aufführung des Goetheschen Prachtwerks war eine ganz vorzügliche. Mit dem letzten Zug kehrten wir (Wagner, Cosima v. Bülow, Hans v. Bülow und ich) in einem separierten Coupé spät nach Biebrich zurück. Ueber diese denkwürdige Heim-

fahrt ziehe ich vor hier nichts zu sagen, so wie ich schon in der Berichterstattung dieser Tage in Frankfurt mir eine gewisse Reserve auferlegt habe. „Coming events cast their shadows before!“

Diese Reserve gilt auch für den Besuch, den Wagner und das Bülowsche Ehepaar am nächsten Sonntag und Montag in Osthofen abstatteten. Samstags war ich dorthin vorausgefahren, damit alles zum Empfang des hohen Besuches bereit war. Von Darmstadt waren dazu Schindelmeisser (der leider durch Krankheit abgehalten), Regierungsrat Städel und sein Sohn Friedrich, der sich in Mainz der Biebricher Gesellschaft anschloß, eingeladen. Gegen Mittag ließen wir sie im Wagen von der Bahn abholen. Im oberen Saal der Steinmühle war eine lange Tafel gedeckt, an welcher die illustren Gäste mit unsern zahlreichen Familienangehörigen Platz nahmen. Wagner, der auf der einen Seite meine Mutter und auf der andern Frau v. Bülow hatte, erhob sich, indem er auf die Steinmühle toastete, die solche Gastfreundschaft übe und „solch einen Sohn habe“. Während des Essens entwickelte sich die Unterhaltung immer reger, und nach demselben erfreute Hans v. Bülow unsre Familie mit dem Vortrag jener brillanten Lisztschen Rhapsodie, die sie seit der Anwesenheit Bendels nicht mehr gehört, und welche sie damals so oft entzückt hatte. Wie klang das reizende Stück erst unter Bülows Händen! Nach dem Kaffee lustwandelte die Gesellschaft im Garten, während Hans v. Bülow mit Friedrich Städel einer öffentlichen Wahlversammlung beizuwohnen ging, in welcher Bülow sogar einmal das Wort ergriffen

haben soll. Am Abend versammelte sich die Gesellschaft wieder im Saal, wo sie nach dem Abendessen noch längere Zeit verweilte, und als endlich zu Bett gegangen werden sollte, ließ mein Vater die Mühle außer Thätigkeit setzen, damit Wagner, der nebenan im „grünen Stübchen" schlief, im Schlaf nicht gestört wurde. Montagnachmittag verabschiedete sich die Gesellschaft, weil Herr und Frau v. Bülow das nahe Worms besuchen wollten. Wagner und ich begleiteten sie dorthin, und nachdem ich sie in der Stadt herumgeführt hatte, fuhren wir abends wieder zusammen nach Biebrich.

Nun waren aber auch die letzten Tage des Bülowschen Aufenthaltes in Biebrich herangekommen. Nach einem solennen Diner im Europäischen Hof brachten wir, Wagner und ich, das befreundete Paar nach dem Bahnhof. Ein bewegter Abschied folgte, wobei viele Thränen flossen. Endlich stiegen Herr und Frau v. Bülow in den Wagen, und die Pferde trabten davon. Nun bemerkte ich erst, daß mir die Mantille Frau v. Bülows noch auf dem Arm hing, die ich ihr nach dem Bahnhof getragen. Schnell wurde damit ein Mann nachgeschickt, der noch rechtzeitig die „Kurve" erreichte, ehe der pferdegezogene Wagen dem von Wiesbaden kommenden Zuge angehängt war.

Kaum waren v. Bülows abgereist, als für Wagner die Periode der pekuniären Verlegenheiten hereinbrach, da Schott nicht eher weiterzahlen wollte, bis Wagner die bereits erhaltenen Vorschüsse auf die „Meistersinger" durch Manuskript ausgeglichen habe. Im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse und vom gewöhnlichen Geschäftsstandpunkt aus

beurteilt war diese Handlungsweise Herrn Schott umso weniger zu verübeln, als selbst Höherstehende, Mächtigere, trotz aller Bewunderung für Wagner, ihn ohne materielle Hilfe ließen. Zum Beleg dessen muß ich Wagners Frühjahrsreise nach Karlsruhe anführen, wohin er von den Allerhöchsten Herrschaften berufen war, um bei Hof sein Meistersingergedicht vorzulesen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich und Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin geruhten zwar, dieser Vorlesung mit dem lebhaftesten Interesse zu folgen und Wagner huldvollst zu danken, ließen jedoch den deutlichen Hinweis auf seine bedrängte Lage und die Notwendigkeit der Hilfe, ohne welche er sein Werk nicht beendigen könne, leider unberücksichtigt. Statt der gehofften Hilfe hatte er noch die Reise- und Aufenthaltsspesen zu tragen! Ganz entmutigt kam er zurück und machte seinem Unmut über das gänzliche Fehlschlagen seiner Erwartungen in nicht wiederzugebenden Ausdrücken Luft, indem er noch hinzufügte, ohne das von mir Mitgenommene wäre er in die größte Verlegenheit gekommen. Ich hatte ihn nämlich in der Bahn von Mainz bis Osthofen begleitet, als er sich auf jener hoffnungsvollen Reise nach Karlsruhe befand. Da er fast ganz ohne Geld war, schüttete ich ihm vor dem Aussteigen vorsichtshalber noch den Inhalt meines Portemonnaies in seinen Hut. „Man kann nie wissen, wie es geht," sagte ich — „doch guten Erfolg!" Dann sprang ich hinaus, da sich der Zug schon wieder in Bewegung setzte.

Nun war also eingetroffen, was längst vorauszusehen war: Schott zahlte nicht mehr, und Wagner saß auf dem Trockenen! Schon im Frühjahr hatte ich ihm kleinere

Beträge gegeben; nun sollte ich ihm mit einer größeren Summe aushelfen. Zu diesem Behuf fuhr ich nach Osthofen, um meinem Vater Wagners Lage ans Herz zu legen, und auf dem Fuß folgte mir das ausführliche Schreiben, datiert:

Biebrich, 24. August 1862.

Lieber Wendelin!

Es ergeht mir recht übel! Aus dem beigelegten Briefe ersehen Sie, welch traurigen Verlaß ich auf Schott habe. Somit muß ich ernstlich daran gehen, mir Geld aufzunehmen. Bei wem?

Ich bitte, reden Sie ausführlich mit Ihrem lieben Vater. Soll ich zur Ruhe kommen und die gerade jetzt wieder außerordentlichen Schwierigkeiten meiner Lage in der Art überwinden, daß ich für meine fernere Zukunft das einzig mir gedeihliche Wohnungsverhältniß gründe, so ist es eben jetzt die höchste Zeit, daß mir prompt und sicher die nötigen Geldfonds zu Gebote gestellt werden. Ich hatte von Schott 3000 Gulden verlangt, wovon ich die Hälfte sofort wohl für die Niederlassung meiner Frau, und was damit zusammenhängt, zu verwenden gehabt haben würde. Woran mir vor Allem liegt, ist die Zeit bis zur Vollendung meiner neuen Oper mir sorgenlos gesichert zu sehen: der Erfolg derselben, wenn sie einmal fertig und aufgeführt ist, ist für meine weiteren Lebensverhältnisse unrechenbar, und ich thue wohl recht, für weiter hinaus jetzt nicht zu sorgen. Allein, will ich bis dahin ohne neue Unterbrechung durch Geldsorgen gelangen,

so muß ich jetzt noch auf etwas mehr als die von Schott zuletzt geforderte Summe Bedacht nehmen, namentlich da die von mir so sehr ersehnte definitive Niederlassung auch für mich in diese Zeit noch fallen und unausbleiblich besondere Kosten noch verursachen würde.

Soll jetzt mit einem Zuge meine Lage vollkommen beruhigt werden, so bedarf ich eines General-Anleihens von etwa 5000 Gulden — dies in völliger und genügender Form zu Stande zu bringen, ist mein Zweck. Ich bedarf eines vermögenden Mannes. Hören Sie, was ich ihm biete. Sobald ich mich jetzt mit Schott in keine weiteren Vorschußverhältnisse mehr einlasse, stehe ich zu ihm so, daß ich seine bisherigen Vorschüsse vollständig durch Manuskripte, d. h. Verlagsartikel, allein abtragen und die Theatereinnahmen von meiner neuen Oper mir ungeschmälert zurückbehalten kann. Hierüber werde ich mich mit Schott auf das Bündigste auseinandersetzen. Diese Theatereinnahmen, das heißt, die von den Theaterdirektionen für meine neue Oper: „Die Meistersinger“ mir zu zahlenden Honorare oder Tantièmen (mit einziger Ausnahme der Berliner Tantièmen), stelle ich Ihrem Herrn Vater, bis zur vollständigen Zurückerstattung seines Darlehens nebst Zinsen, zur alleinigen Verfügung. Ich bin der festen Annahme, daß auf diesem Wege bereits bis Neujahr 1864 die ganze Schuld abgetragen sein würde. Sobald dies gewünscht wird, werde ich von Schott einen Revers ausfertigen lassen, wonach er sich verpflichtet, den Verkauf der Partitur an die Theater zu

besorgen, und den Betrag der Einnahmen stets an Ihren Herrn Vater abgehen läßt. Oder vielleicht könnten die Direktoren angewiesen werden, die Aufführungsrechtsbewilligung von Ihnen einzuholen, indem ich öffentlich Ihnen dies übertrage.

Sie sehen, ich fasse ein ernstliches Anlehen mit direkter Festsetzung der Zurückzahlungsweise in das Auge.

Sehen Sie, was Sie über Ihren lieben Vater vermögen! Immerhin wird ihm ein solches Geschäft fremdartig erscheinen: dennoch habe ich auf ihn — einzig Vertrauen.

Zunächst, liebster Freund, bedarf ich auf das Dringendste 1500 Gulden. Ich muß Anfangs nächsten Monats den größten Theil dieser Summe meiner Frau zur Verfügung stellen und sonst für den Transport der Möbel u. s. w. verausgaben. Ich selbst bin in diesem Augenblicke auf das Aeußerste reduziert und bedarf zu allernächst 500 Gulden für meine eigene Situation. Zeigt Ihr lieber Vater sich gütig für mich, so treffen wir wegen der weiteren Zustellungstermine des ganzen Anleihens dann nähere Bestimmungen.

Nun sehen Sie, was Sie für mich armen, geplagten Mann vermögen, und beschämen Sie alle Fürsten und ähnliches . . .[1])

Von Herzen

Ihr Richard Wagner.

---

[1]) Folgt ein Ausdruck, der in Rücksicht auf die Strenge des Preßgesetzes unterdrückt werden muß.

Meinem Vater leuchtete Wagners Vorschlag nicht übel ein, und ich hatte ihn schon beinahe dafür gewonnen, als leider mein zweitältester Bruder Julius dazukam, der entschieden von einem solchen Unternehmen abriet. Nun wollte sich mein Vater die Sache weiter überlegen und meinte, ich möge nach Worms zu Onkel Bandel fahren, um zu sehen, ob dieser nicht vielleicht gesonnen sei, sich mit einer Hälfte des Betrags daran zu beteiligen. Ich suchte meinen reichen Onkel Bandel auf. Derselbe hatte zwar Geld für eine Masse Oelbilder zweifelhaften Wertes, die er in den weiten Gängen und im hohen Treppenraum seiner Eulenburg aufgehängt hielt, aber für die „Meistersinger" wollte er nicht einmal 3000 Gulden geben! O Kurzsichtigkeit der Menschen! Hätte er geahnt, was er damit hätte „verdienen" können, so würde sich der sonst so schlaue Spekulant später im Grabe herumgedreht haben.

Während ich so hin- und herwandelte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aus Kissingen überrascht, wo er hingefahren war, um dem dort weilenden Schottschen Ehepaar die dringendsten Vorstellungen zu machen. Als sie den Verzweifelnden kommen sahen, ließen sie sich verleugnen! Doch hier jenes klassische

Telegramm

(Mainz von Kissingen.)

(Aufgegeben den 1. September, 8 Uhr 20 Minuten vormittags. Angekommen den 1., 9 Uhr 40 Minuten vormittags.)

Wendelin Weißheimer, Osthofen

Postfrei.

S. krank. Nicht vorgelassen. Unmöglich nach B. zurück.

Frankfurt. Von da Dienstag 5 Uhr Mainz café Paris. Erwarte Sie. Strengen Sie das Aeußerste an.

Wehwalt.

Wenn Beethoven einmal den Besuch Rossinis abwies, so zierte dies den ersteren keineswegs; denn immerhin stand hier Genie dem Genie gegenüber! — Wenn jedoch der Musikverleger Schott, sonst ein sehr braver Mann, aber kein Genie, sich vor einem der Genialsten verleugnet (denn Wagner sah Schott auf dem Balkon, eh' er klingelte!), so darf eine solche Handlungsweise bei gewissenhafter Berichterstattung hier nicht unerwähnt bleiben.

Der bezeichnete Dienstag fiel auf den letzten Osthofer Markttag, den ich, trotz der vielen Gäste im Haus, selbstverständlich im Stich ließ, um, mit einer Vollmacht meines Vaters an unsern Bankier Bamberger versehen, nach Mainz zu reisen. Dort fand ich im Café Paris Wagner bereits meiner harrend. Wie war er erfreut, als er mich kommen sah! „Ich wußt' es ja, Sie lassen mich nie und nimmer im Stich!“ rief er, dann setzte er mich über den Betrag des momentan Unentbehrlichsten in Kenntnis, wovon er für die nächste Zeit leben sollte und seine Wohnung bezahlen mußte, — denn ohne Zahlung konnte er in dieselbe nicht wieder hinein!! Während ich zu Herrn Bamberger ging, die erforderliche Summe auf Rechnung meines Vaters zu holen, war Wagner nach der Rheinbrücke gegangen, wo er mich erwartete, um dann mit dem „Schiffchen“ nach Biebrich zu fahren, das ihm jetzt wieder offen stand. Als ich ihm die Summe einhändigte, fiel er mir weinend um den Hals ...

Während der Heimfahrt (ich hatte versprochen, noch am Abend zurückzukehren) dachte ich nun ernstlich an die Verwirklichung eines schon in Biebrich gehegten Projektes zu gehen, welches im Glücksfall Wagner eine schöne Einnahme bringen konnte. Er selbst war nicht abgeneigt, und Herr v. Bülow stellte mir zu dem Zweck seine Mitwirkung in Aussicht. Ich wollte nämlich im Leipziger Gewandhaus ein Konzert veranstalten, in welchem Wagner das neue Meistersingervorspiel dirigieren, Schnorr die Schmiedelieder, beide Schnorrs das Duett aus „Tristan und Isolde" unter Wagners Leitung singen und Bülow das Lisztsche A-dur-Konzert spielen sollte. Von mir waren die Toggenburgsymphonie und einige Chöre geplant. Wie ernstlich auch v. Bülow an Verwirklichung dieses Konzertprojektes dachte, zeigt sich gegen die Mitte seines hier folgenden Schreibens, das er mir nach Osthofen sandte. Der Passus, ich möchte Wagner zureden, in Frankfurt den „Lohengrin" zu dirigieren, erklärt sich daraus, daß er hierzu vor Bülows Abreise von Biebrich weniger Lust als anfänglich zeigte, da er sich mit dem Tenoristen Kaminski als „Lohengrin" begnügen sollte, der ihm unsympathisch war, und den er nur den „polnischen General" nannte. Nach dieser Vorbemerkung lasse ich Hans v. Bülows Brief folgen, der eine wahrhaft rührende Ergebenheit für Wagner bekundet. Er lautet:

Lieber Herr Weißheimer!

Ein sonderbares Geschick hat uns ohne Abschiednahme von einander gehen lassen. Ich heulte, als ich Wagner wohl auf lange Zeit zum letzten Male ins Auge

blicken konnte — da sah ich nichts mehr — und Sie — waren aus übertriebener Discretion abseits stehen geblieben — da bekamen die vierfüßigen Locomotiven eine Art raptus — und nun erst erlangte ich wieder die nöthige Besinnung. Es war zu spät — aber die Mantille meiner Frau — beruhigen Sie sich hierüber — hat uns noch glücklich eingeholt, so daß sie (meine Frau) unerkältet heimgekommen ist.

Ich will nun heute das Unterlassene so weit als möglich nachholen. Mich hat's sehr gefreut, Sie näher kennen zu lernen, mit Ihnen in der Nähe des großen Meisters zu verweilen; mich freut's ferner sehr, Sie um ihn zu wissen, sicher, daß er keine verständnißvollere Ergebenheit jetzt finden kann. Ich sage Ihnen aufrichtig: ich habe Sie recht lieb gewonnen als Musiker und Mensch und wünschte, Sie möchten sich auch mit mir befreundet haben, so weit als möglich.

Das Erste, was ich hier gethan, war, mich ans Studium von Liszts A-dur-Konzert zu machen, das ich zum ersten Male „in die Finger" bringe — und zwar zunächst nur für den Zweck Ihres Leipziger Konzertes, das doch sicher zu Stande kommt mit Meistersinger-Ouvertüre?

Mitten darin wurde ich aufgerüttelt durch zwei höllenheiße Briefe aus Kissingen und Frankfurt. Sie verstehen? Ich bin umhergelaufen und habe — nichts erreichen können. Ich schreibe morgen nach Biebrich, was ich schreiben kann. Sauer wird's mir werden. Warum bin ich Thor nicht dies Jahr nach Amerika

gegangen? Redliche Theilung hätte JHM dann „ein Jahr an Niemandes Seite" erschwingen können. Wenn Sie Zeit haben, schreiben Sie mir doch hier und da, wie es in der Villa aussieht. Direkt erfahre ich doch leider nur sehr Fragmentarisches.

Die Frankfurter Lohengrinaufführung sollte Wagner doch nicht undirigirt vorübergehen lassen. Ob mit Schnorr oder dem polnischen General — der Zweck bleibt doch der nämliche: Erzielung eines außergewöhnlichen Eindrucks, der endgültig doch nur von des Autors Dirigentenstab oder vielmehr Geist abhängt — Gewinnung der Möglichkeit, einen verständigen, thatlustigen Enthusiasten aufschießen zu lassen, der „das Nöthige besorgt". Ich möchte, Sie redeten zu. Hazardspiel bleibt's — aber was in dieser Welt ist nicht Hazardspiel? Klavierspiel z. B. erst recht.

Mögen Sie mir noch eine Gefälligkeit erweisen? Ich habe im Atelier die Brüsseler Photographie vergessen, die mir Wagner geschenkt hat. Die Verwirrung der letzten Tage war gar zu groß! Senden Sie mir selbige gelegentlich mit der Faustsinfonie, wenn Sie diese letztere nicht gerade brauchen.

Ihnen bestes Wohlsein und Arbeitsfrische wünschend mit freundlichsten Grüßen meiner Frau

Ihr

ganz ergebener

Hans v. Bülow.

Berlin, 4. September 1862.
10. Schöneberger Straße.

Um Wagner in seiner traurigen Lage möglichst zu helfen, zog ich auch in Wiesbaden Erkundigungen ein und riet ihm, sich an die Familien Wilhelmj und Rosenträger zu wenden. Er schrieb jedoch:

Biebrich, 7. September.

Lieber Wendelin!

Ich habe mir zu Wilhelmj und Rosenträger kein Herz fassen können. Ich bin gewiß, daß sie mir nicht helfen, und ich mich nur blosstelle! — Nun suche ich, wie es geht, immer für die fatale nächste große Ausgabe (der Uebersiedelung meiner Frau) das nöthigste zu schaffen, immer noch hoffend, daß mit der Zeit auch weiterer Rath kommt, und ich doch für die „Meistersinger" aushalten kann. An Hans v. B. habe ich mich gewandt, mir mindestens etwas auf kürzere Zeit zu verschaffen. Er thut gewiß sein möglichstes, um mir ein paar 100 Gulden aufzutreiben. Sehen Sie doch nur um des Himmels willen, ob Ihnen nicht noch etwa 300 Gulden möglich werden sollten. Ich hätte dann von Ihnen — und — um auf unser wohlbesprochenes und motivirtes Projekt zurückzukommen — vielleicht wäre diese Summe dem Papa eher begreiflich für das Operngedicht, was ich Ihnen (Sie wissen: unter allen Umständen) zu liefern verspreche.

Vielleicht — gelingt es mir doch so, den Frieden für die „Meistersinger" zu erzwingen! — Lassen Sie sich daher inständigst gebeten sein! —

„Lohengrin“ auf Freitag angesetzt. Von morgen früh an die Orchesterproben; bin beständig während dieser Zeit im „Schwan“.

Adieu! Herzlichen Gruß

Ihr

R. W.

Da mir einen Tag vorher mein Freund Dr. Schüler aus Wiesbaden geschrieben hatte, daß ein Besuch bei obengenannten Familien leicht zu dem gewünschten Ziel führen könne, so offerierte ich Wagner, statt seiner nach Wiesbaden zu fahren, um die Sache wenigstens anzubahnen. Nach seiner Rückkehr von Frankfurt könne er dann leichter das Seine thun. Sofort antwortete er hierauf aus

Frankfurt, 8. September.

Liebster Wendelin!

Ich erhalte soeben Ihren Brief und danke herzlich für Ihre Liebe! —

Sie erwecken mir Hoffnung für Wiesbaden: — wahrlich, das thut mir wohl! Hans hat mir eben traurig und hoffnungslos aus Berlin berichtet — und — die „Meistersinger“ sanken tief herab! Sie richten sie wieder ein wenig auf. Gehen Sie Mittwoch nach Wiesbaden: der Dritte kann einzig, was der Eine so schwer kann. Ich bin so seltsam verzweiflungsvoll gestimmt, — kommen Sie dann Donnerstag zur Hauptprobe. Es soll und muß nun hier gehen. Heute hatte ich erste Orchesterprobe: Alles bleibt auf dem gemeinsten Frankfurter Niveau: soll ich abermals be-

währen, was eben der Geist vermag, so habe ich hier volle Gelegenheit dazu. Immerhin wird es eine wichtige Aufführung: meine Geduld stärkt sich, wenn ich mir heimlich sage, daß ich selbst auch — Ihnen dadurch nützen kann! Ich hab's im Auge! —

Adieu, lieber Junge!

Von Herzen

Ihr

R. Wagner.

Besagten Mittwoch machte ich mich also nach Wiesbaden auf, und in der That fand ich das Anliegen seitens der Betreffenden nicht ungünstig aufgenommen. Sie wollten Wagner helfen, falls er nicht zu hohe Anforderungen stellen würde. Einmal in Wiesbaden, wollte ich es nicht versäumen, alles aufzubieten und auf gut Glück für Wagner sogar auf den — Bettel zu gehen! So schwer mir dies auch wurde, so überwand ich's doch und sprach in der Nähe des Kurhauses zu diesem Behuf allerhand distinguiert aussehende Persönlichkeiten an, welchen ich den in der Nähe wohnenden großen Mann schilderte, der in verzweifelten Umständen dahin lebe und darben müsse, während sich andre vielleicht eine besondere Ehre daraus machen würden, ihm hilfreich beizustehen. Natürlich holte ich mir dabei verschiedene Körbe, mit Ausnahme eines Herrn, der sich die Sache überlegen wollte und mir daher auf morgen Rendezvous im Kurhaus gab. Ihm zu lieb blieb ich in Wiesbaden und versäumte die Hauptprobe in Frankfurt. Dieses Opfer war zu groß und auch vergeblich; denn jener Herr kam nicht zur verabredeten Stunde.

Nun also Freitag zur Lohengrinaufführung nach Frankfurt! In Castel traf ich Mathilde Maier, die dem nämlichen Ziel zusteuerte. Wir fuhren nach dem „Schwan" und trafen Wagner in verhältnismäßig guter Stimmung. Gemäß meinen Mitteilungen war er nun bereit, nach seiner Rückkunft die Verhandlungen mit Wilhelmj und Rosenträger (scherzend sagte er Hosenträger oder auch Rosentreter) persönlich aufzunehmen.

Trotz der Nähe des Theaters wurde doch dorthin gefahren; denn sobald wir eingestiegen waren, brachte der Kellner einen mächtigen Reisesack. „Ja, wollen Sie denn abreisen?" rief ich erstaunt. Er: „Nein! Sie werden schon sehen, was es damit für Bewandtnis hat." Später sah ich's denn auch: nach jedem Zwischenakte kam er völlig umgekleidet heraus, weil er trotz seines ruhigen Dirigierens stark transpirierte.

Diesmal saß ich in einer der Parterrelogen links, und vor mir hatte Fräulein Mathilde Maier Platz genommen. Als Wagner erschien, wurde er von dem sehr zahlreichen Publikum mit brausendem Jubel empfangen, der mehrmals von neuem ausbrach. Erst als sich dieser vollständig gelegt hatte, und eine wahre Mäuschenstille eingetreten war, ließ er in sehr breitem Tempo die ätherisch-zauberhafte Einleitung erklingen, die sowohl nach Inhalt, Klang und Form (hier sogar die Haydnsche, mit Wiederkehr des Hauptthemas auf der Ober- und später in der Unterdominante) für mich das Schönste ist, was jemals aus seiner gottbegnadeten Feder geflossen. Als sich die berauschenden Violinklänge wieder im Aether verloren, woher sie gekommen, — brach abermals

ein herzbewegender Jubel aus, dem Wagner, sichtlich ergriffen, mehrere Dankesverbeugungen darbringen mußte. Manchem wird es neu sein, hier zu erfahren, daß diese wunderbare Einleitung ursprünglich nur das Adagio zu einer längeren Ouvertüre bildete, deren Allegro mit den Takten beginnen sollte, die jetzt am Anfang des ersten Aktes stehen. Nach näherem Zusehen stand aber dann Wagner, wie er mir selbst mitteilte, von der Ausarbeitung einer eigentlichen Ouvertüre ab und ließ nur die Adagio-Einleitung als solche stehen.

Der ganze erste Akt gelang vorzüglich, und auch der „polnische General" machte seine Sache vortrefflich. Das grandiose Finale, welches Wagner bei Beginn der Proben zum Teil zugenäht fand, und das er natürlich „auftrennen" ließ, machte in seiner majestätischen, unverkürzten Gestalt einen wahrhaft imposanten Eindruck. Auch der zweite Akt ging fast ohne jede Störung vorüber. Leider verpausierte sich der Bläser der Baßklarinette vor Aufgehen des Vorhangs um einen Takt. Als dies einige Zeit so unrichtig fortging und nicht anders zu helfen war, drehte sich Wagner um und brachte den Mann mit einem scharf angehaltenen ß—t! zum Schweigen, der ohnehin schon unglücklich genug daran war, denn er mußte mitten in der ersten Sperrsitzreihe sitzen und sein ungefüges [1]) Instrument zwischen den

[1]) Ich sage das nicht unbedacht; denn jeder nur einigermaßen erfahrene Dirigent wird sich des Ritornells der Baßklarinette im fünften Hugenottenakt erinnern, das Marcels Trauungssermon einleitet und bei dem Hinaufsteigen bei schlechter Bindung gern einen lokomotivartigen Pfiff hören läßt, der, wenn er trotz aller

Zuhörern blasen, — weil im Orchester des alten Theaters kein Platz mehr für ihn war!

Die hinreißende Einleitung in den dritten Akt, der Brautchor, die süßen, herzbewegenden Schönheiten des Liebesduetts und dessen erschütternder Schluß nach der Fragestellung kamen unter Wagners Zauberstab zu ungeahnter Geltung. Der Zwischenvorhang fiel. Im Publikum war nur ein Entzücken. Wie bald sollte es durch eine unvorherzusehende Störung aus allen seinen Himmeln fallen! In dem folgenden, marschartigen Satze passierte etwas, was in den Theaterannalen wohl einzig dastehen dürfte: Die oben auf beiden Seiten neben der Bühne aufgestellten Trompeten in Es und E fingen, statt hintereinander, zu gleicher Zeit an und machten ein wahrhaft haarsträubendes Konzert, welches Ohrenverrenkung und Darmverschlingung hervorrufen konnte. Wagner hielt sich entsetzt beide Ohren zu und wandte sich mitleidig dem erschrockenen Publikum zu. Als dann der Einsatz der E-Trompeten kam, blieben diese natürlich aus, da sie ja schon ihr Stücklein mit ihren Kollegen in Es geblasen hatten. Gar wunderlich nahmen sich da die fortschwirrenden Triolenfiguren der Saiteninstrumente aus, denen nun der Halt fehlte. An dem ganzen Unglück war der Uebereifer Ignaz Lachners schuld. Auf der Probe hatte Georg Goltermann erst auf der einen Seite die Es-Trompeten dirigiert und dann bequem Zeit gehabt, hinten herum zu gehen, um diejenigen auf der andern Seite zu

---

Vorsicht doch ertönt, in dieser feierlichen Scene von der komischsten Wirkung ist.

beaufsichtigen. Vor dem letzten Akt in der Aufführung kam jedoch Lachner auf die Bühne und meinte, Goltermann solle bei den Es-Trompeten bleiben, er, Lachner, wolle drüben die in E dirigieren; denn Goltermann könne ja leicht zu spät ankommen, da am Abend die Bühne hinten mehr zugestellt sei, als dies bei den Proben üblich. Diese Offerte war also von Lachner durchaus gut gemeint; nur schade, daß er seine E-Trompeten viel zu früh losließ! So entstehen oft Theaterunfälle trotz der besten Absicht der betreffenden Teile, und das Publikum, das die Ursache nicht kennt, ist dann in seinem Urteil sehr hart. Wohl hat es ein Recht, zu verlangen, daß derartiges nicht vorkomme, vergißt aber dabei, daß die Theaterleute auch nur Menschen sind, und daß es noch ein Glück ist, wenn es wirklich nur mit solchen, nicht aber mit ihrem Gegenteil — der Bestie im Menschen — zu thun hat.

Trotz dieser empfindlichen Störung war dennoch bald wieder der Ernst und die weihevolle Stimmung zurückgekehrt, die dem ganzen Abend das Gepräge verliehen, an welchem Wagner zum erstenmal in seinem Leben sein unsterbliches Werk selber dirigierte. Die Enthüllung der Gralsage entzückte, der Abschied Lohengrins von Elsa rührte zu Thränen, und als der Vorhang fiel und die letzten weihevollen Harmonien verklungen waren, vereinten sich Orchester und Publikum zu einer stürmischen, nicht enden wollenden Demonstration für Wagner.

Vor dem Theater harrten wir, Mathilde und ich, seiner im Wagen, bis er wieder umgekleidet erschien und mit uns zum Hotel fuhr. Er klagte über heftigen Durst, und

als der Wagen hielt, schrie er dem öffnenden Kellner entgegen: „Brühe! Brühe!“ Der Arme stand ganz verdutzt, da ergänzte ich: „Bringen Sie Bouillon hinauf,“ dem Wagner hinzufügte: „Aber keine Tasse, sondern einen ganzen Suppenkumpf voll!“ Der Kellner stürzte erleichtert fort, und wir stiegen die Treppe hinauf in Wagners Zimmer. Als nun der Kellner wirklich mit einem Suppenkumpf hereintrat, riß ihm Wagner denselben aus der Hand, setzte ihn an den Mund und trank ihn auf einen Zug aus, dem Maul und Nase aufsperrenden Kellner die leere Terrine wieder zurückgebend und die Worte hinzufügend: „Nach einem ungewöhnlichen geistigen Genuß ist auch ein übermäßig materieller am Platz!“ Dann setzten wir uns und schwelgten in der Erinnerung an die unvergeßlichen Eindrücke dieses denkwürdigen Lohengrinabends in Frankfurt a. M. am 12. September 1862.

Am nächsten Tag kehrte Wagner wieder nach Biebrich zurück, nachdem wir uns genau über das für ihn in Leipzig zu veranstaltende Konzert besprochen hatten. Gegen Abend wollte ich dorthin abreisen, um es so rasch als möglich zu stande zu bringen. Zu diesem Zweck gab er mir ein Schreiben an die Gewandhausdirektion mit. Als ich ihn beim Abschied noch an Wilhelmj und Rosenträger erinnerte, sagte er in durchaus ernsthaftem Tone: „Wahrhaftig, ich bin jetzt in solcher Lage, daß, wenn es mir angeboten würde, ich im stande wäre, um 5000 Gulden meine ganze Unsterblichkeit zu verkaufen!“ Ich sagte: „Glücklicherweise müssen Sie diese behalten und dürfen vorläufig auch noch deren Bürde tragen, die Ihnen doch gewiß einmal erleichtert

oder ganz abgenommen wird.“ Er ging dann wieder in den gewöhnlichen Scherzton über und sächselte: „Grüßen Sie mir mein Laibzig scheene und raisen Se glicklich! Gott der Allgütige“ — er wandte diese Abschiedsformel niemals im seriösen Sinne an, sondern benutzte sie nur, um über den Trennungsmoment wegzukommen — „Gott der Allgütige sei mit Ihnen und begleite Sie allerwegen!“ Ich sagte: „Amen!“, dann flogen wir uns in die Arme — und bald saß ich im „Dampfwagen“, der uns auf einige Wochen voneinander trennte.

Vorbereitungen zum Konzert in Leipzig.

Sofort nach meiner Ankunft besuchte ich meinen Freund Karl Riedel, um mich der Mitwirkung seines Vereins zu versichern, welche mir sogleich zugesagt wurde. Dann schrieb ich an Schnorr v. Carolsfeld nach Dresden, welcher mir umgehend in folgendem Schreiben ohne Datum antwortete:

> Geehrter Herr!
>
> Rechnen Sie auf meine Hülfe! Wenn ich Urlaub bekomme (und in Verweigerung solches ist man hier augenblicklich groß) steht Ihnen und Ihrer Sache meine Kehle zur Disposition. Etwas anders aber ist es mit meiner Frau; sie ist in hiesiger Gegend als dramatische Sängerin noch unbekannt, wird aber in nächster Zeit vor dem Publikum als solche erscheinen; daß sie nun vorher im Konzert (und das Konzertsingen

ist meiner Frau Sache nicht) singen soll, trifft sich höchst ungelegen; ich bitte Sie daher, auf ihre Mitwirkung zu verzichten, so gern und freudig bereit sie sonst ist, in dieser Sache etwas zu thun. Damit Sie aber vor Allem sich in nächster Zeit nicht schon auf mein Kommen verlassen, sage ich Ihnen, daß bis zur zweiten Woche des Oktobers an ein Fortkommen von hier nicht zu denken ist. Wir haben nächste Woche hier Versammlung sämmtlicher Kapellmeister wegen einer Berathung in Sache einer gemeinschaftlichen Stimmung in Deutschland, bei welcher Gelegenheit mehrere Opern diesen Meistern der Kapelle vorgesetzt werden sollen: 28. Sept. „Idomeneus“ in Stimmung aus Mozarts Zeit (hiesige Kircheninstrumente), 30. Rossinis „Tell“ in hiesiger, dann am 3. Okt. „Armide“ in Mozartscher und endlich am 7. Okt. „Euryanthe“ in hiesiger Stimmung. Bei dieser Gelegenheit sing' ich in „Armide“ und „Euryanthe“ zum ersten Male, habe also vollauf zu thun. Ist diese Zeit vorbei, dann kann ich wohl auf einen Urlaub rechnen, der mir es erlaubt, Ihr Konzert mitzumachen. Und wie gern würde ich es thun und werde ich es thun, da es den Zweck hat, Wagner eine ruhige Arbeitszeit zu schaffen. Ich habe hier so einen alten Schulgenossen und Baron, der sehr reich und blödsinnig ist, entdeckt. Leider scheitert mein Bemühen, aus diesem Geldsack ein Kapital zu erlangen, an der Person des Vormunds, der wohl eine jährliche Ausgabe für die Armen von tausend Thalern bewilligt, aber nur deßhalb, weil es in der

Zeitung ausposaunt wird. So ist selbst der Blödsinn gehindert, in dieser Sache etwas zu thun, und ich hätte gejubelt, wenn ich da ein paar Tausend erwischt hätte, um Wagner eine Spanne ruhiger Arbeitszeit zu verschaffen. Wenn nur dieser unglücklichen Geschichte ein Ende gemacht werden könnte; es ist zu traurig! Ein Mann mit dieser unerschöpflichen Schöpferkraft muß wie ein gewöhnlicher Mensch für das tägliche Bedürfniß sorgen, muß seinen Geist erniedrigen, indem er auf Mittel sinnt, seine Gläubiger zu befriedigen. Es ist die traurigste und zugleich lächerlichste Geschichte, die ich auf meiner Lebensbahn bis jetzt gesehen!

Meine Adresse ist: Wienerstraße Nr. 3, 1. Etage.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr

Schnorr v. C."

Somit mußte also wegen Nichterscheinens von Frau Schnorr von dem großen Tristanduett Abstand genommen werden, und da auch die Mitwirkung des Herrn Schnorr selbst noch in Frage stand, so beschloß ich, um eventuell die Zeit ausfüllen zu können und mit einem größeren Werk vor die Oeffentlichkeit zu treten, zu meinem ersten Satze der Toggenburgsymphonie noch ein Adagio, ein Scherzo und einen Finalsatz zu schreiben. Und alles dies in den vier oder fünf Wochen, welche bis zum Konzert noch frei waren! Selbst dies nicht einmal; denn es gab während derselben noch gar viel andres zu erledigen, Korrespondenzen, Gänge, Besuche, Chorproben, Stimmkorrekturen ꝛc. ꝛc. Eine solche

Massenarbeit ladet sich wahrlich nur die verwegene Jugend auf! Bald sollte jene auch noch von Biebrich her beträchtlich gesteigert werden, denn Wagner hatte immer neue Wünsche, die ich ihm erfüllen mußte. Dazu kam noch eine Angelegenheit, deren Erledigung immer drängender und unumgänglicher wurde: Wagner sollte von allen Lebenssorgen und Nöten endgültig befreit werden durch Veranstaltung einer Nationalsubskription! Mir und andern schien das der einzig mögliche Weg zu sein, ihm ein für allemal zu helfen. Ich wandte mich zunächst an Hans v. Bülow, um dessen Meinung über die Art und Weise der Ausführung zu erfahren, ihm zugleich einige Persönlichkeiten nennend, die sich eventuell an die Spitze stellen könnten. Wer als sogenannter Reichsverweser in meinem Brief genannt war, kann ich mit dem besten Willen mich heute nicht mehr erinnern. H. v. Bülow schrieb mir hierauf nicht gleich; ich sandte ihm daher einen Brief meines Freundes Friedrich Städel, der in dieser Sache ebenfalls thätig war. Hierauf kam nun folgende Antwort:

Berlin, 23. Sept. 1862.
10. Schönebergerstraße.

Lieber Herr Weißheimer!

Der sogenannte Reichsverweser ist nicht der geeignete Mann zu der projectirten Unternehmung, die ich übrigens seit lange als leider unausweichlich erkennen muß. Es wird nichts nützen, fürchte ich, wenn er sich an die Spitze stellt — zudem wird sein Organ in Süddeutschland, wo für den Augenblick mehr zu erzielen wäre als z. B. bei uns — wenig

oder fast gar nicht gelesen. Röckel in Weimar oder Coburg (ich weiß nicht, wo er sich eigentlich etablirt hat) dürfte bessere, wirksamere Dienste leisten können durch Schrift und sonstige Propaganda. Von Biebrich aus schon wollte ich in dieser Sache an ihn schreiben — Wagner, den ich so dumm-gewissenhaft war, davon in Kenntniß zu setzen, opponirte aber ganz rabbiat. Nun — das wird er wohl jetzt nicht mehr thun.

Ach Himmel — die Sache hat so viele Bedenklichkeiten — es kann gräßliche — Schweinereien in der Presse geben — und wie wird die Würde des Meisters dabei unbefleckt gewahrt werden können? Aber schließlich ist ja kein anderer Ausweg da. Die Fürsten, die Aristokraten, die Bankiers — einzeln genommen — sind zu nichts zu bringen — also bleibt keine andre Wahl als unbeschränkte, ausgedehnteste Oeffentlichkeit — Appell an die Anständigen, Liberalen in der Nation „en masse“.

Liszt fragen — unnöthig. Er war stets dagegen — wird es auch jetzt noch sein. Zudem — ist er jetzt zu tief erschüttert vom Tode seiner Tochter Blandine Ollivier, dessen Trauerkunde auch bei mir die trostloseste Wirrniß hervorgebracht hat. Um die alte, vortreffliche Mutter Liszts, die die Kinder auferzogen hat und in ihren letzten Tagen Eines nach dem Andern [1]) dahinsterben sehen muß, einigermaßen zu trösten, bringe ich das Opfer, Frau und Tochter nach Paris

[1]) Nicht lange vorher war Liszts einziger Sohn Daniel seiner Schwester Blandine in den Tod vorangegangen. D. V.

reisen zu lassen. Ich bin entsetzlich angegriffen durch die Sache und einer Initiative für jetzt in der Wagnerschen Angelegenheit nicht mächtig. Entschuldigen Sie also, daß ich auf Ihre neulichen Zeilen nicht geantwortet und mich auch heute der Kürze (!) befleißen muß. Noch dazu, da solche Eile ist — in einer Unternehmung, welche die raffinirteste Ueberlegung heischen würde.

Ihres Freundes Städels Brief ist übrigens eigentlich in Allem nur zu unterschreiben. Das Hauptinteresse bleibt: der Meister muß der Sorge enthoben werden, ein für alle Mal, um in den Stand gesetzt zu sein, seine künstlerische Mission zu vollenden. Der Zweck würde also sicher die Mittel heiligen, wenn in denen, wie der Fall ist, nicht weiter gewählt werden kann. Konsultiren Sie Brendel, tragen Sie ihm die Sache vor, ziehen Sie aber noch andre hinein, z. B. David. Trotz allem, was sich dagegen sagen ließe, ich bin überzeugt, er kann der Sache dienlich sein.

Die Herren in Wiesbaden, die sich wirklich eine Ehrenkrone verdienen, sollen nur, sobald wie möglich, ihren Aufruf redigiren. (Raff hat dazu meiner Ansicht ein sehr geeignetes Talent.) Der Aufruf müßte vom Mittelpunkt ausgehen, von Frankfurt; die Verbreitung u. s. w. wird sich schneller ausführen lassen, als vielleicht zu wünschen wäre. Vor Allem Nichtmusiker hinzuziehn — zum Beispiel in Berlin den Professor Werder, einen alten Verehrer von Wagner (seit 1846) — wenn möglich auch Geschäftsleute, solche

Individuen, in deren Händen Circulation des Geldes stattfindet.

Also — mein Rath ist — vorwärts, ohne Rück- und Seitenblicke. Brendel montiren — und ihn vor Allem den Fürsten v. Hechingen (in Löwenberg, Schlesien. D. Verf.) sogleich in Kenntniß setzen zu lassen. Wozu bezieht er (Brendel? D. Verf.) seine Pension?

Frankfurt und Leipzig sind vorläufig (sehr vorläufig) genügend, die Sache gemeinschaftlich in Anregung zu bringen. In Städten, wo ein Hof, muß dieser an die Spitze treten, sonst folgt Niemand nach. An die sogenannten Musikautoritäten, wer könnte hier zum Beispiel an diese denken? Es wäre doch infam, Meyerbeer auf der Liste der Subskribenten zu sehen, infamer für Wagner als für Meyerbeer.[1])

Ich bin für — allgemeinste Oeffentlichkeit, wenn einmal überhaupt Oeffentlichkeit stattfinden muß, und so scheint es.

Gehen Sie also los, voran in Leipzig!

Schreiben Sie mir gelegentlich, wie sich die Sache anläßt — in einigen Tagen hoffe ich etwas mehr auf dem „Damm" zu sein. Unterdessen kann man ja überlegen und einen gescheudten Einfall haben.

Eilig — wie Sie wollten — und darum wenig nützlich als Rathgeber

Ihr freundschaftlich ergebener

H. v. Bülow.

---

[1]) Sehr richtig! Leider aber war daran nicht Meyerber schuld, der Wagner gegenüber stets äußerst generös gewesen. D. V.

P. S. Unglaublich, daß die Stadttheaterdirektion in Frankfurt a. M. kein gehöriges Honorar herausgerückt — unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld“ consumirt werden kann!

Dieser letzte Satz bezog sich auf Wagner, bei dem schon wieder Ebbe eingetreten war, trotzdem ich ihn doch erst kurz vorher flott gemacht hatte. Bülow wußte sicher hierüber Näheres, wie aus seiner letzten Bemerkung hervorgeht; wahrscheinlich schrieb ich es ihm selber, um ihn über Wagners Lage zu orientieren. — Schon in Biebrich fragte mich Bülow einmal: „Haben Sie denn keine Idee, wo er das Geld, das er sich immer im Notfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt? Sie sind doch immer um ihn, Sie müßten es doch wissen.“ Ich sagte, ich hätte davon keine Ahnung. Die kleinen Verschwendungen, wie zum Beispiel gelegentlich der Fahrt nach Wiesbaden, wo er sich von dem Droschkenkutscher nicht habe herausgeben lassen, seien doch nicht derartig ins Gewicht fallend, daß sie so schnell einen größeren Betrag aufzehren könnten. Heute sei er im Besitz von mehreren hundert Gulden, und im Handumdrehen seien sie fort. Seine Kunst im Geldausgeben sei mir rätselhaft. „Und mir ist es rätselhaft,“ fuhr Bülow fort, „daß er sich allemal das Nötige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muß — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert!“

Was Bülows Bemerkung über die Stadttheaterdirektion in Frankfurt anbetrifft, so ist sie dahin zu berichtigen, daß

Herr v. Guaita kurz nach der Lohengrin-Aufführung seinen Kassier oder einen sonstigen Beamten der Verwaltung nach Biebrich sandte, um Wagner ein ansehnliches Honorar auszahlen zu lassen; dieser habe es jedoch nicht angenommen und sich damit begnügt, daß die Direktion vor seiner Abreise die Hotelrechnung für ihn beglichen hatte. So las ich jüngst in einer Frankfurter Zeitung, und es wird auch wohl so richtig sein; denn ich erinnere mich, daß sich mir gegenüber Wagner damals in ähnlicher Weise aussprach, nämlich kein Honorar annehmen zu wollen. Das Dirigieren des „Lohengrin" war für ihn eine Ehrensache, für welche er sich nicht bezahlen ließ — so war er nun einmal.

In betreff der Hauptsache des Bülowschen Schreibens that ich mich nun so viel als möglich, und soviel ich Zeit hatte, in Leipzig um. Dr. Brendel wollte an den Fürsten nach Löwenberg schreiben, und ich schrieb nach Mainz und Wiesbaden. Ein Besuch bei Frau Advokat Stöche in Leipzig fiel wider Erwarten schlecht aus, denn sie wollte plötzlich nichts mehr von der „Zukunftsmusik" wissen, als es ans Zahlen gehen sollte. Auch hatte es Liszt einmal mit ihr verdorben, der, von ihr lange um ein Klavierstück gequält, endlich aufstand und sie durch ein herrliches Glissando über die Tastatur mit dem — Stiefelabsatz regaliert haben soll. Selbstverständlich unterließ ich's, zu Frau Livia Frege zu gehen. Aber zu Konrad Schleinitz mußte ich gehen, dem intimen Freund Mendelssohns, der ihm auch sein unvergänglichstes Werk, den „Sommernachtstraum", gewidmet hatte. Während meiner Konservatoriumszeit war mir Schleinitz, als Direktor der Anstalt, immer sehr ge-

wogen — trotz meiner „Richtung", die ihm natürlich nicht gefiel. Jetzt handelte es sich darum, den Gewandhaussaal und das Orchester zu bekommen, sowie einen passenden Tag für mein Konzert zu vereinbaren — Dinge, über welche Herr Schleinitz hauptsächlich zu verfügen hatte. Ich suchte ihn also bald nach meiner Ankunft in seinem gemütlichen kleinen Haus in der Nähe der alten Pleißenburg auf und wurde recht freundlich aufgenommen. Wir nahmen Platz, und als er von dem beabsichtigten Konzert hörte, fragte er, wer in demselben mitwirken solle. Ich sagte: Der Riedelsche Verein, Herr v. Bülow, Schnorr v. Carolsfeld und Richard Wagner. Kaum hatte ich letzteren genannt, da fuhr mir sein Pinscher, der vorher ruhig unter dem Tisch gelegen hatte, mit heftigem Gekläff gegen die Beine. Nur mit Mühe konnte Schleinitz das Tierchen beruhigen. Ich mußte wegen seines zufälligen Auffahrens bei dem Worte Wagner unwillkürlich lachen und bemerkte seinem Herrn: „Der Hund ist aber erstaunlich gut abgerichtet," worauf mir Schleinitz zurückgab: „Ja, er hat — Geschmack." Natürlich verdroß mich diese äußerst feine Bemerkung nicht im mindesten, denn über Geschmacksachen läßt sich bekanntlich nicht streiten. Zudem hatte ich ja auch eine derartige Antwort eigentlich provoziert; nur war ich davon überrascht, daß Schleinitz gleich eine so gute fand, die übrigens die damaligen Begriffe der feinen Gesellschaft über Wagner vortrefflich illustriert. Trotzdem ich also nach seiner Meinung keinen Geschmack hatte, bewilligte mir Schleinitz dennoch den Saal und das Orchester — und das war die Hauptsache, denn nun war ich am Ziel. Im besten Einvernehmen verab-

schiedete ich mich von diesem liebenswürdigen, zierlichen Mann, der, ursprünglich Rechtsgelehrter, dann ein sehr einflußreiches Mitglied des Konzertdirektoriums wurde, dem es auch seinerzeit gelang, Mendelssohn als Dirigent der Gewandhauskonzerte zu gewinnen.

Als Konzerttag wollte sich vor Ende Oktober kein passender finden lassen; ich vereinbarte daher mit Schleinitz, den Letzten genannten Monats dafür zu fixieren. Hiervon gab ich Wagner, Schnorr und Hans v. Bülow Nachricht, mit der Bitte um Antwort. Von ersterem lief dann folgendes längere Schreiben ein:

Biebrich, 30. September 1862.

Liebster Wendelin!

Ich danke für Ihre Nachrichten! Auch kann ich mir jetzt erklären, wie es kommt, daß ich — den Zeitungen nach — nächstens in Leipzig „Conzerte" dirigiren werde. Der 31. Oktober ist mir ganz recht; einzig wäre es störend, wenn ich zuvor nach Wien abberufen werden sollte; hierüber erwarte ich in diesen Tagen eine Nachricht, nach deren Eingang ich Sie sofort avertiren werde. Für jetzt halten wir nur am Reformationstage fest: am Ende könnte ihn selbst mit Wien ermöglichen. —

Wenn ich — trotz Ander![1]) — nach Wien gehe, so bringe ich hiermit übrigens nur meiner so gedankenlos von den „Freunden meiner Kunst" vernachlässigten Lage ein Opfer. Nach meinem Wunsch

---

[1]) Erster Tenor, aber damals öfters leidend. D. V.

würde ich mich jetzt ein halbes Jahr in meinem nun für den Winter hergerichteten Biberneste einschließen und nicht eher wieder aufmachen, als bis die „Meistersinger“ fertig wären. Ich gedenke morgen endlich wieder an meine Arbeit zu gehen: daß ich das Manuskript vom Vorspiel nicht habe, ist mir sehr unlieb. [1])

Ihrem Zureden, Wihelmj — Rosentreter zu vertrauen, nachgegeben zu haben, mußte ich schmerzlich bereuen: ich wurde auf eine elende Weise hingehalten, um schließlich gänzlich, ohne jede Art von Hülfe, entlassen zu werden. [2]) Es hat mir dieß ganze Erfahrniß eine große Lehre gegeben. Ich hab' selten einen Monat trauriger hingebracht. — Doch —, nichts mehr hierüber!

Herr Kahnt hat mir — vermuthlich auf Ihre Anregung [3]) — geschrieben, Musikzeitung und Liederverlag angeboten. Sagen Sie ihm, ich hoffe ihn nächstens in Leipzig zu sehen und zu sprechen. Will er mir *sofort* für ein Heft Lieder, heute übers Jahr von mir zu liefern, fünfzig Friedrichsd'or zahlen, so würde ich bestimmt darauf eingehen. Ich sage ihm aufrichtig, daß dieß der einzige Weg ist, seinerseits etwas von mir zu erlangen.

---

[1]) Ich hatte es in Leipzig, um die Orchesterstimmen ausschreiben zu lassen. D. V.

[2]) Nach gepflogener Rücksprache mit den Betreffenden mußte mich dieses negative Resultat sehr wundern. Gewiß hatte Wagner zu viel verlangt. D. V.

[3]) In der That. D. V.

Jetzt leben Sie wohl, denken Sie an „Schwestertreue — Ritter — Liebe“ [1]), und sorgen Sie, daß Sie mir in dem gewaltigen Leipzig keine Schande machen: denn Sie werden's schwer haben; aber — „wagen“ muß man, namentlich wenn man mit „Wagner“ zu thun hat!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

Richard Wagner.

Da er nach Absendung des vorstehenden Briefes die von Wien erwartete Nachricht erhalten, schrieb er gleich wieder:

Biebrich, 1. Oktober 1862.

Also, liebster Wendelin, — am 31. Oktober: abgemacht! Mit Wien — wenn's was wird — wird erst später; ich hab' Nachrichten von Esser [2]), die ziemlich flau klingen.

Dieß für heute! Lassen Sie bald wieder etwas hören oder wenigstens sehen!

Ihr

R. W.

Es schien nun alles so weit in Ordnung zu sein; an Bülow war nicht zu zweifeln, und gerade in Rücksicht auf Schnorr wurde der Konzerttag auf Ende Oktober verlegt,

---

[1]) Anspielung auf meine zu vollendende Toggenburgsymphonie. D. V.

[2]) Hofkapellmeister am Kärntnerthortheater. Heinrich Esser, ein geborener Mainzer, zeichnete sich auch als Liederkomponist aus.

weil er da hoffen konnte, fortzukönnen. Mit Aufgebot aller Kraft arbeitete ich an meiner Symphonie, aber schon nach wenig Tagen kam neue Arbeit aus Biebrich, die sich in folgenden Zeilen ankündigte:

Biebrich, 5. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Es geht nicht! Ruhe ist mir noch nicht gegönnt: mein Arbeiten hat keinen Sinn! Ich muß zuvor meiner Lebenslage eine wirkliche Grundlage geben, um mein fünfzigstes Lebensjahr mit Würde und Anstand antreten zu können.

So bin ich denn entschlossen, von Leipzig nach Wien zu gehen: an den „Tristan" mit Ander ist nicht zu denken; vielleicht studir' ich (mit den neuen Scenen) den „Tannhäuser" dort ein. Abgesehen davon will ich aber ein großes Conzert dort geben, das ich vielleicht mehrmal wiederholen kann. Hierzu stelle ich mir ein Programm aus allen meinen noch unaufgeführten Werken zusammen. Dies vorzubereiten bin ich jetzt beschäftigt. Vor Allem ist es mir nöthig, mich guter Kopisten zum Ausschreiben zu versichern. Diese sind, so viel ich weiß — vortrefflich in Leipzig vorhanden, und Härtel muß zum Beispiel welche nachweisen können. Seien Sie so gut, engagiren Sie in meinem Namen sofort etwa drei Kopisten: sie haben mir im Laufe dieses Monates Oktober das ganze Programm für sehr großes Orchester auszuschreiben, folglich sind drei nicht zu viel; lieber noch einen mehr (aber gut und zuverlässig). Ich schicke Ihnen dann in den aller-

nächsten Tagen bereits einen Theil des Auszuschreibenden. Die Kosten dieser Kopialen bestreiten wir, denke ich, aus der Konzerteinnahme, von der Sie ja große Erwartungen haben. — Mein weiterer Plan ist folgender: wenn ich mit den Conzerten in Wien fertig bin, möchte ich dieselbe Aufführung in Leipzig (wenn möglich!) wiederholen. Ganz unter der Hand könnten Sie sich daher nach der geeigneten Zeit erkundigen, wann dies etwa auszuführen wäre. Dann gedächte ich Berlin heimzusuchen, wozu mir Hans an die Hand gehen soll. Dann etwa wollen wir sehen, ob ich mir gründliche Ruhe für einige Zeit und Biebrich erobert habe. —

Was nun zunächst unser Conzert in Leipzig betrifft, so ist mir ein Scrupel darüber angekommen, ob es — für die Erwartungen des verhoffter Maßen sehr zahlreich sich einstellenden Publikums — sich der Mühe verlohnen wird, wenn ich grade nur dies eine Stück — Vorspiel zu den „Meistersingern" — aufführe. Es kommt mir vor, als sollte ich dann noch etwas leisten. Sind Sie — und Andere — der gleichen Meinung, so schlage ich folgendes vor.

„Fragment aus ‚Tristan und Isolde':

a) Vorspiel.

b) Schlußtempo der Oper (ohne Gesang)."

Dies wäre so zu machen: nach dem Vorspiel, ganz wie es in der Theaterpartitur steht, mit dem Halbschluß auf G in den Bässen, würde — ohne Unterbrechung — folgen Partitur Seite 425 — zweites

System „mild und leise“. Das Ganze würde so zwei schöne — sich ergänzende — Gegensätze bilden; namentlich der Schluß war in der Wiener Probe ungemein wirkungsvoll.

Das Ganze würde ich etwa betiteln:

a) „Liebestod“. Vorspiel.

b) „Verklärung“. Schluß der Oper.

Erwägen Sie das. Ich bin dazu bereit. Die Stimmen können Sie von Härtels bekommen: fragen Sie dort gleich nach!

Nun! Gott befohlen! Lassen Sie bald hören!

Ihr

Richard Wagner.

Der Vorschlag, außer dem „Meistersingervorspiel“ noch ein andres Stück zu bringen, gefiel mir natürlich außerordentlich. Ueber die zu treffende Wahl beriet ich mich mit Brendel und Riedel. Beide waren mit mir der Meinung, Wagner statt der Tristannummer, die erst gelegentlich der Leipziger Tonkünstlerversammlung gehört worden war, die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuschlagen. Wagner schrieb mir hierauf:

Biebrich, 12. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Also gut: Tannhäuser-Ouvertüre! Mir auch recht. Denn was ich jetzt im Sinne habe, ist reines Effektmachen, um — zu Geld zu kommen.

Deshalb auch ein ruhiges Wort über das finanzielle Projekt in Bezug auf dieses Conzert. Sie boten mir den Ertrag desselben an. Gewiß ist das eine

eigene Sache, und wie ich die Einnahme eines Conzertes, welches immerhin von Ihnen veranstaltet und auf Ihren Namen gegeben wird, mir schenken lassen soll, begreife ich nicht recht. Aber — ich nehme diese Einnahme als ein Darlehen von Ihnen an und erstatte Ihnen dieselbe in irgend welcher Ihnen dienenden Weise wieder — selbst vielleicht aus meinen eigenen späteren Conzerteinnahmen. Denn — auf der andern Seite bin ich für alle meine Hoffnungen auf Hülfe einzig und allein auf diese möglich mir in Aussicht gestellte Einnahme in Wahrheit angewiesen.

Mir ist, seitdem Sie mich verlassen, auch nicht von Einer Seite her nur in irgend etwas geholfen worden. Meine Frau, die ich in die allergrößte Verlegenheit gesetzt habe, war genöthigt, auf kürzeste Frist in Dresden sich Geld aufzunehmen; wofür ich gut sein muß. Wie ich hier Ende des Monats fortkommen will, ist mir noch ein Räthsel. Unter solchen Umständen bleibt die Aussicht auf Ihr Darlehen bezüglich der Leipziger Conzerteinnahme wirklich und wahrhaftig meine einzige Hoffnung.

Ich sende heute an Sie auch bereits die Partitur des „Rheingolds" ab. Zwei Fragmente sind darin zum Ausschreiben und — wie ich glaube — unfehlbar genau bezeichnet. Doch bitte ich Sie, dem Kopisten Alles noch sehr genau auseinander zu setzen. Was die Partien der Harfen betrifft, so bitte ich Sie, falls in Leipzig ein passabler und sachver-

ständiger Harfenspieler existirt, diesen in meinem Namen darum anzugehen,

1. die Partien selbst zuvor (der Practicabilität wegen) durchzugehen und zu verändern, was in dieser Hinsicht nöthig sein sollte,

2. die sechs Harfen (unter Ihrer Mithilfe) für vier und für zwei zu reduziren. In Wien und Berlin gedenke ich die vier Harfen wohl aufzutreiben; in Leipzig wird es schon mit zwei schwer werden. Derjenige sachverständige Musiker, der sich dieser Arbeit unterzieht, soll — wie sich von selbst versteht — für sein Arrangement von mir förmlich honorirt werden. Der Kopist müßte dann beide Arrangements, d. h. eines für vier und eines für zwei Harfen, apart ausschreiben, so daß ich für beide Arten der Ausführung die Stimmen jeder Zeit zur Disposition hätte.

Die Baßclarinette soll im Violinschlüssel (mit der nöthigen Octavenveränderung) ausgeschrieben werden: die unglücklichen Clarinettisten beklagen sich bei mir, durch den Baßschlüssel konfus zu werden. — (Ich glaube, auch die Baßtuben [in B] werden durchgängig so geschrieben werden müssen, weil's die Militärmusiker nicht anders wissen.)

So, — nun habe ich Ihnen einstweilen genug aufgegeben. — In zwei Tagen schicke ich die „Walküre“ nach. Bestellen Sie dazu immer einen zweiten Kopisten.

Und jetzt Glück auf zum „Toggenburg“. An

Fleiß und Eifer fehlt's Ihnen Gott sei Lob nicht! und das ist schön und macht mir Freude.

Adieu, Bester! Von Herzen

Ihr

R. W.

Leider kam nun aus Dresden die unangenehme Nachricht, daß das Urlaubsgesuch Schnorrs seitens der Intendanz abschläglich beschieden worden war. Schnorrs rührenden Absagebrief habe ich leider nicht mehr in Händen;[1]) ich erinnere mich jedoch, daß er mir den Rat gab, Wagner zu veranlassen, dieserhalb nach Dresden zu schreiben: Ihm, dem Meister, werde man doch wohl die Bitte nicht abschlagen. Sofort schrieb ich nach Biebrich und erhielt folgende Nachricht:

(Ohne Datum).

Soeben an den Dresdener Intendanten geschrieben. Wollen hoffen!

Ihr

R. W.

Inzwischen war die angekündigte Partitur des „Rheingolds" bei mir eingetroffen. Die verlangten Kopisten hatte ich aufgetrieben und auch alles übrige besorgt. Eh ich die Kopisten an die Arbeit gehen ließ, hatte ich vorsichtshalber bei Wagner angefragt, ob ihm nicht etwa eine Reduktion derjenigen Instrumente erwünscht sei, die bei Konzertaufführungen nicht gebräuchlich, deren Herbeiziehung daher auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Dieser gutgemeinte Vorschlag hätte ihn beinahe bös gemacht, denn er schrieb:

---

[1]) Wahrscheinlich schickte ich ihn Wagner. D. V.

(Ohne Datum).

Bester Wendelin!

Was fällt Ihnen ein, daß die Instrumentation im „Rheingold“ u. s. w. geändert werden soll? Keine Idee! Alles bleibt, wie es ist; die Tuben, wenn auch unter anderem Namen, find' ich überall — namentlich in Wien — beim Militär. Also lassen Sie das! Ich schrieb einzig von den Harfen. Lesen Sie das doch nochmals genau durch! —

Von Kahnt noch nichts angekommen. Jede, jede Hülfe ist mir willkommen: kann er im Augenblick nicht mehr, so sind auch hundert Thaler gut. Denken Sie nur, wie ich dran bin — nicht das Mindeste hat sich mir geboten. Ich begreife nicht, wie ich hier fort soll!

Adieu! Für Schnorr hoffe ich auf meinen Brief! Von Herzen

Ihr

R. W.

Sofort ging ich zu Kahnt, ihm sagend, das betreffende Liederheft könne er nun, statt der erstverlangten fünfzig Friedrichsdor, bedeutend billiger haben, nämlich für hundert Thaler; nur müsse er dieselben sofort nach Biebrich senden. — Von dort kündigte sich wieder neue Arbeit an, und dabei sollte man eine Symphonie komponieren! Diesmal war das Pensum folgendes:

Biebrich, 14. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Ich schicke heute die zweite Sendung an Sie ab. Lassen Sie sich doch die Mühe nicht verdrießen, mir

jedesmal mit einem Worte anzuzeigen, ob die Sendung richtig an Sie gelangt ist. Die heutige enthält geradeswegs Unersetzbares: die Partitur der „Walküre“ und die zwei Schmiedelieder des „Siegfried“. Was diese letzteren betrifft, so habe ich zwar in der Angabe, wie sie hergerichtet werden sollen, die größte Genauigkeit angewendet, so daß gewiß gar nicht zu fehlen ist: das Manuskript selbst ist aber doch keine eigentliche Reinschrift der Partitur und wird hier und da wohl nur dem Eingeweihteren vollkommen verständlich sein. Wählen Sie also dazu den intelligentesten Kopisten, und gehen Sie ihm außerdem mit den nöthigen Erklärungen des Manuskriptes zur Hand. Die Instrumente sind nicht immer regelmäßig unter- und übereinander gesetzt; jedoch sind sie auf jeder Seite durch Abbreviaturen bezeichnet. Also, ich verlasse mich auf Ihre Beaufsichtigung.

Aus der „Walküre“ sind drei Bruchstücke gewählt: „Siegmunds Lenzeslied“ (erster Akt) — der „Walkürenritt“ (Anfang des dritten Aktes) und „Wotans Abschied von Brünnhild“, Schluß des Ganzen. Der „Walkürenritt“ soll vom Orchester allein gespielt werden, ohne Singstimmen. Es war schwer, dies Stück passend herzurichten; ich mußte in der Partitur bald vor, bald rückwärts greifen. Doch ist Alles, wie Sie finden werden, unfehlbar angeordnet; auch habe ich einen besonderen Konduktor beigegeben.

Nun erhalten Sie nächstens noch eine kleine Sendung. Einen Schluß zu dem Andante der Liebes-

scene aus „Tristan“ und — den Auftritt der Meistersinger, vielleicht mit der Arie Pogners. Ich muß zur Abwechselung auch so etwas haben.

Jetzt segne Sie Gott der Grundgütige!

Machen Sie Ihre Sachen gut, erleichtern Sie mein Herz, und beschweren Sie meinen Beutel!

Adio!

Ihr

R. Wagner.

Daß er hier Pogners Anrede „Arie“ nennt, ist recht ergötzlich und sogar bedeutungsvoll; denn dies läßt erkennen, daß er sich in den „Meistersingern“ wieder mehr der Opernform nähern wollte, in deren Bereich es ihm vergönnt war, während seiner Kapellmeisterzeit seine faßlichsten und zugkräftigsten Werke zu schreiben. Dieser unwidersprechlichen Thatsache gegenüber dürfte es durchaus an der Zeit sein, die etwas verächtliche Bezeichnung „Kapellmeisteroper“ endgültig fallen zu lassen, um so mehr, da sich hier Wagner in der besten Gesellschaft befindet; denn auch Weber, Marschner, Spohr und zum Teil Lortzing schufen als Kapellmeister ihre besten Opern, und Mozart würde gewiß keine schlechteren produziert haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie als Kapellmeister und in sorgenfreierer Lebenslage zu schreiben.

Da Schnorrs Mitwirkung nun sehr fraglich geworden, so entschloß ich mich, wegen des eventuellen Ausfallens der Schmiedelieder mein „Grab im Busento“ in Bereitschaft zu halten und mit dessen Solo den Leipziger Barytonisten Herrn Rübsamen zu betrauen. Es galt auch noch Partitur und

Stimmen zu Liszts A-dur-Konzert zu beschaffen, in deren Besitz Hans v. Bronsart sein sollte. Ich konnte jedoch in Leipzig seine Adresse nicht erfahren, schrieb daher einen Brief und schickte diesen an Hans v. Bülow mit der Bitte, ihn mit der Adresse versehen an Herrn v. Bronsart absenden zu wollen. Aber auch Bülow kannte dieselbe nicht und schrieb:

Geehrtester Herr Weißheimer!

Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Ihnen Ihre Einlage an Herrn v. Bronsart retournire. Ich kann seine Adresse nicht erfahren, und dann — möchte ich auch nicht meine Handschrift dabei im Spiele haben. An der ganzen Weitläuftigkeit sind nur Schott's schuld, die das Conzert vor zwei Jahren schon in Partitur ediren sollten und immer noch zögern.

Ich besitze allerdings Stimmen, die aber gänzlich unbrauchbar, weil sie der ersten Version angehören, während ich nur eine Kopie der zweiten Partitur (der für den Druck bestimmten) besitze, die so miserabel ausgefallen ist, daß ich — auch wenn ich geschickte Kopisten hier aufzutreiben wüßte — die Stimmen nicht mehr herstellen lassen kann.

Sollten sich denn nicht in Weimar vom Tonkünstlerfest her die Stimmen noch auffinden? Ich würde an Pohl schreiben, bin aber meinestheils sicher, daß er wegen meiner Intimität mit ihm es unnöthig findet, mir zu antworten. Erfahrungslehre!

Daß Kahnt Bronsarts Adresse nicht wissen sollte, scheint mir ganz unglaublich.

Nun — sollten Sie zu viel Mühe haben, wiewohl ich annehme, daß auf Ihre Aufforderung Pohl das Nöthige eher besorgen würde,[1] so gibt es ja noch ein andres Auskunftsmittel: ich spiele das Es-dur-Conzert, das, wenn ich nicht irre, erst einmal in Leipzig gespielt wurde, und zwar 1857 von mir im Lisztschen Conzerte.

Nun noch etwas Hauptsächliches. Die Verschiebung des Conzertes derangirt mich ziemlich.[2] Ich kann bei bestem Willen nicht vor Sonnabend früh von hier abreisen (am Dienstag, 4. November, muß ich übrigens auch in Bremen spielen) — ich bin also 11¼ Uhr in Leipzig, 11½ Uhr oder ein paar Minuten später im Gewandhaus. Geht das so? Suchen Sie es so einzurichten. Sie können ja das Orchester vorher einpauken — eventuell, wenn die Stimmen vom A-dur-Conzert nicht aufzutreiben wären, sende ich Ihnen die von Es-dur eine Woche vorher oder doch zu den ersten Proben.

Schnorr's Ausbleiben — recht fatal. Da aber „Busento" gefallen hat, so ist's ganz praktisch, es zu wiederholen. Die von Ihnen vorgeschlagene Reihenfolge scheint mir angemessen. Mich placiren Sie wo immer — das ist mir hierbei ganz einerlei.

Wegen der Wagnerschen Copiaturen rathe ich

---

[1] Ich schrieb gar nicht erst an ihn, sondern an Schott nach Mainz. D. V.

[2] Es sollte aus gewissen Gründen einen Tag später stattfinden. D. V.

Ihnen, sich vom Componisten die Adressen seiner Dresdener Copisten geben zu lassen. Dort dürfte die Sache schneller und besser hergestellt werden können.

Meine Frau, die ich Mitte nächster Woche von Paris zurück erwarte, hoffe ich in Ihr Conzert mitführen zu können. Der Zuzug, den Sie übrigens von Berlin zu erwarten haben, wird ein sehr beträchtlicher. (Weitzmann, Fritzen, Bechstein u. s. w.) Näheres später.

Freundschaftlichen Gruß Ihres ergebensten

H. v. Bülow.

Berlin, 18. Oktober 1862.

P. S. „Noch eins. Lassen Sie Wagner nicht im Hotel Bavière absteigen. Sie wissen, der Wirth hat sich gegen Liszt einstens sehr schlecht aufgeführt. Berlin steigt Hotel Pologne ab. Es wäre hübsch, wenn wir da alle zusammenkämen."

Ueber Schnorrs Kommen war inzwischen endgültig entschieden worden. Wagner schrieb mir darüber:

Liebster Wendelin!

Die Dresdener Generaldirektion hat mir, auf meinen Brief, durch das Sekretariat einen Bescheid zustellen lassen, den ich getreulich aufheben werde, als merkwürdiges Zeugniß unglaublichster Erbärmlichkeit. Schnorr darf *nicht* nach Leipzig.

Somit — das Konzert *ohne* Schnorr! Um des Himmels willen, lassen Sie *deswegen* nichts fahren!

— Hören Sie! — Ich will Euch schon was vorschnorren!

Kahnt hat wirklich sich noch nicht gerührt!!!

Kinder, was seid Ihr doch für Menschen. Ich könnte jetzt bald fort, habe aber noch keinen Begriff, wo ich Geld herbekommen soll! —

Heute schicke ich Ihnen noch etwas Neues zum Ausschreiben, aus den „Meistersingern“. Möge es richtig ankommen.

Adieu! Rühren Sie sich, und — rühren Sie mich!

Ihr

R. W.

22. Oktober, Biebrich.

Wegen des Geldes lief ich nochmals zu Kahnt, der mir versprach, es gleich absenden zu wollen. Da ich jedoch diesem unsicheren Kantonisten nicht traute und keinesfalls in eine grenzenlose Verlegenheit kommen wollte, so schrieb ich nach Osthofen, das Geld für alle Fälle bereit zu halten, und an Wagner, dasselbe nötigenfalls von dort beziehen zu wollen. Hierauf schrieb er mir folgenden rührenden Brief:

27. Oktober, Biebrich.

Liebster Wendelin!

Heute wollte ich Ihnen schon wegen Kahnt telegraphiren. Ihrer soeben empfangenen Nachricht zufolge darf ich nun vielleicht heute noch auf die unglücklichen 100 Thaler rechnen. Ich reise dann sofort ab. An Ihren lieben Vater wende ich mich nicht, da — was er mir etwa noch schicken würde — doch nicht ausreichte, um mich für länger vollständig

von hier loszumachen. Ich muß — so steht es — daher von meinem Leipziger (Dresdner) Ausflug sogleich wieder hierher zurückkehren, um, wenn es mir dann gelungen ist, mir das nöthige Geld zu verschaffen, hier erst gründlich hinter mir aufzuräumen. Bedenken Sie, daß von keiner Seite her mir eine Anleihe geglückt ist, ich die Fortschaffung der Möblen meiner Frau, neue Herrichtung dahier, u. s. w. zu überstehen hatte, und daß ich somit alles persönliche bisher unberichtigt lassen mußte. Mit meinem größeren, auf längere Abwesenheit gerichteten Gepäcke könnte ich demnach hier gar nicht abreisen, ohne ärgerliches Aufsehen zu verursachen. Ich nehme daher nur kleines Gepäck zu einem kürzeren Ausflug mit.

Unter solchen Umständen ist mir aber auch jedes Weilen hier höchst peinlich. Ich reise — wenn das Geld noch zu rechter Zeit eintrifft — heute Abend noch nach Frankfurt, um Dienstag früh mit dem Schnellzug nach Leipzig zu gehen, wo ich denn Abends 6 Uhr ankomme und bei meinem Schwager, Professor Brockhaus, Poststraße 15, 2 Treppen, absteige. Verzögert es sich, dann käme ich einen Tag später — also Mittwoch Abend, gewiß. Wollten Sie vielleicht in diesem Sinne mich bei meiner Schwester anmelden?

Von meiner Niedergeschlagenheit, von meinem wirklichen Lebensüberdruß machen Sie sich schwerlich einen Begriff! Sie sind wahrlich der einzige, der sich noch um mich bekümmert; selbst Hans scheint's aufgegeben zu haben. Es ist Alles trost- und aussichtslos

für mich, und das Einzige, was mich über Alles trösten könnte, ungestörte Arbeitsruhe, ist mir ganz versagt.

Nun! — Auf Wiedersehen! Mit herzlichen Grüßen

Ihr

R. W.

Ich besuchte demnach Frau Professor Brockhaus, um sie zu benachrichtigen, daß ihr Bruder am Dienstag oder Mittwoch in Leipzig eintreffen würde. Es war somit nun alles geebnet, denn es war mir geglückt, von Herrn v. Bronsart das Lisztsche Konzert aus Hannover zu erhalten, und auch meine Symphonie war noch gerade vor Thorschluß acht Tage vor dem Konzert und 136 Seiten stark fertig geworden. Von Hans v. Bülow kam nun noch die folgende gute Nachricht:

Geehrter Herr Weißheimer!

Schön! Ich komme Freitag Abend 11 Uhr in Leipzig an, damit die Probe in aller Ruhe arrangirt werden kann. Darf ich Sie bitten, im „Hotel de Pologne" ein großes Zimmer für mich und meine Frau zu bestellen — das vor der Ankunft des Zuges in geheiztem Zustande sich befindet?

Anbei sende ich Ihnen Partitur des Conzerts. Haben Sie die Güte, die Stimmen zu vergleichen, ob dieselben harmoniren. Es genügt hierzu Durchsicht der ersten Violine in den letzten sechzig Takten. Stimmt's nicht mit einander, so senden Sie mir die Bronsartsche Partitur umgehend, damit ich mich zu den Stim-

men (!) vorbereite. Es gibt, wie ich Ihnen schon sagte, zwei Versionen, die sehr wesentliche Differenzen haben. Ich habe die zweite.

Was für Oper ist am Sonntag? Haben Sie die Freundlichkeit, mich's schnell wissen zu lassen, damit ich über meine etwaige Vertretung in Berlin am Montag etwas beschließen kann. Ist keine Wagnersche Oper, so fahre ich Sonntag hierher zurück, weil von hier aus die Reise nach Bremen bequemer ist, wo ich nebenbei Dienstag früh zur Probe eintreffen muß. Also Montag könnte ich auf keinen Fall mehr in Leipzig sein!

Noch Eines — Bechstein soll mir einen Flügel nach Leipzig senden. Die Transportkosten werden nicht Ihnen oder vielmehr Richard Wagner zur Last fallen: Bechstein trägt sie. Hätten Sie nur wohl die Güte, auf's Programm bemerken zu lassen, daß der Conzertflügel vom Hoffabrikanten Bechstein in Berlin ist?

Wegen der Stimmen hatte auch ich meinerseits sowohl nach Weimar als nach Breslau geschrieben, wo Herr v. Bronsart heute in Damrosch's Conzert spielt. (Orpheus[1]) wird gemacht!)

Also — haben Sie die Liebenswürdigkeit, eine unfrankirte (!) Zeile in den Briefkasten zu werfen, ob Partitur und Stimmen stimmen, ferner, welche Oper am Sonntag ist.

---

[1]) Die Symphonische Dichtung Liszts. D. V.

Meine Frau grüßt bestens und freut sich auf Alles, was sie zu hören bekommt.

Ihr freundlich ergebener

H. v. Bülow.

Montag, 27. Oktober 1862.

P. S. Können Sie nicht zwei Wagnersche Lieder singen lassen? Sind eben erschienen.[1]

Für die Wagnerschen Lieder war es leider zu spät, da ich sie nicht so schnell erhalten konnte und auch keine geeignete Sängerin dafür hatte. Alle übrigen Punkte konnte ich zu Herrn v. Bülows Zufriedenheit beantworten.

Am 29. Oktober erwarteten wir Richard Wagner gegen 6 Uhr abends auf dem Thüringer Bahnhof: Dr. Brendel, Karl Riedel, dessen Frau mit Fräulein Rosalie Scholle, meiner zukünftigen Frau, und meine Wenigkeit. Auch Herr Kahnt war gekommen, um dem großen Komponisten vorgestellt zu werden. Wie Kahnt, nachdem ihm die hundert Thaler erst gar nicht aus der Tasche wollten, auf einmal nun so schön katzenbuckeln konnte! Es war eine wahre Freude, den Biedermann sich winden und bücken zu sehen. Als sich die drollige Erscheinung empfohlen hatte, fuhr Wagner mit uns nach „Hotel Pologne" — so lautete die neueste Parole. Wie das gekommen, weiß ich nicht, aber noch das, daß er beim Aussteigen aus dem Hotelwagen Fräulein Scholle den Arm reichte, mit ihr voraus die Treppe hinaufstieg und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. Beifällig schmunzelnd blickte er mich dann an. Während des

---

[2]) Bei B. Schotts Söhne in Mainz.

Abends leisteten wir ihm Gesellschaft, da er nicht mehr zum Ausgehen aufgelegt war und erst am folgenden Morgen seine Leipziger Verwandten besuchen wollte. Wer ihn am Abend so heiter sprechen hörte und in seine intimen Verhältnisse nicht eingeweiht war, der konnte sich nicht denken, was er in den letzten Wochen alles hatte durchmachen müssen!

Am nächsten Tag war Diner bei Professor Brockhaus, sowie am folgenden Freitagabend großes Souper, bei welcher Gelegenheit ich auch die interessante Bekanntschaft des jungen Gelehrten und späteren Historikers Heinrich v. Treitschke machte. Leider war er ziemlich schwerhörig — man mußte daher laut reden, um sich verständlich zu machen. Er selbst sprach, bei gewähltester Diktion, mit ungeheurer Geläufigkeit.

Freitagvormittag war die erste Orchesterprobe gewesen, die fast ganz dem Studium des Meistersingervorspiels, der Tannhäuser-Ouverture und der Korrektur der Stimmen meiner Symphonie gewidmet war. Da diese sozusagen noch naß in die Probe gebracht wurden, so war an eine vorherige Durchsicht natürlich nicht zu denken; es ging dadurch viel kostbare Zeit verloren. In der Hauptprobe, am Samstagmorgen, kam dann noch das Lisztsche Konzert hinzu, das auch viel Mühe machte; außerdem waren meine Chorsachen sowie das Grab im Busento zu probieren. Für die Symphonie blieb daher nur wenig Zeit übrig: ihre Aufführung war darum kein kleines Wagnis. Immerhin ging sie so gut, daß ich hoffen durfte, damit ein Verständnis zu erzielen, um so mehr als zur Erleichterung desselben die Schillersche Dichtung

mit Bezeichnung der einzelnen Musikteile, die ohne Unterbrechung weiter gingen, auf dem Programm stand. Auch ohne ein solches wäre es gegangen; denn jedem nur einigermaßen Musikkundigen konnte es nicht schwer fallen, zu merken, daß es aus dem ersten Satz in ein Adagio, aus diesem in ein Scherzo und dann in das Finale überging, welches gegen den Schluß immer langsamer und leiser wurde, bis es, den Intentionen des Dichters folgend, schließlich in Verklärung dahinstarb. Lärmender Applaus pflegt da selten loszubrechen, wo es sich um derartige Pianissimoschlüsse handelt. Wollte ich den, so brauchte ich nur nach dem ersten Satz und nach dem Scherzo abzubrechen. Mir war aber mehr um einen starken *inneren* Eindruck zu thun, den ich auch bei nicht wenig *einzelnen* erreichte, deren Ergriffenheit ich sah. Ich könnte da mit Namen dienen und darunter recht klangvollen! Ein solches den Spektakel meidende Werk will nicht *einmal*, sondern öfters gehört werden und muß vor allem sehr gut vorbereitet sein, wozu in Leipzig leider die nötige Zeit fehlte. Nun — vielleicht — kommt der „Toggenburg" noch einmal wieder! — Doch jetzt zu meinem

Konzert mit Richard Wagner und Hans v. Bülow.

Trotz täglicher Inserate im „Leipziger Tageblatt" und andern Blättern, trotz der Preise, wie sie bei Außerabonnementskonzerten im Gewandhaus üblich, trotz der erstmaligen Wiederanwesenheit Wagners in Sachsen und — seiner Geburts-

stadt(!), trotz der Mitwirkung Hans v. Bülows u. a. ein fast leerer Saal!! Was heute unglaublich dünkt — die braven Leipziger von dazumal haben's fertig gebracht, Wagner seine neueste Komposition vor leeren Bänken dirigieren zu lassen. Und auch die wenig Erschienenen rührten keine Hand, als er ans Pult trat! Da zeigte sich die wahre Gesinnung der Leute — nachträglich sollte es das Eintrittsgeld gewesen sein, das sie fern gehalten (lächerlich!) — nein! nicht die paar Groschen mehr, nicht das Geld: — die Gesinnung war's! Und dazu noch eine recht gut vorbereitete und bedächtig ausgeführte Demonstration dieser Gewandhäusler! Was nützte es dann, daß Wagner sein Vorspiel da capo spielen lassen mußte, daß die Tannhäuser-Ouvertüre mit Jubel und Orchestertusch aufgenommen wurde? Der „Tannhäuser" hatte damals schon seinen Weg gemacht, und die „Meistersinger" wären auch ohne die Leipziger Erstaufführung des Vorspiels weiter gekommen. Der Konzertzweck war also verfehlt, da nur wenig Publikum erschienen war, und die paar hundert Thaler, die eingegangen, nicht hinreichten, die Kosten zu decken. Statt Wagner alle Taschen zu füllen, mußte ich schleunigst meinen Vater um Hilfe anrufen, damit nur das Defizit gedeckt wurde. Wagner zeigte sich hierbei äußerst taktvoll. Anstatt niedergeschlagen zu sein über die erlittene Einbuße, hegte er Besorgnis, ob mein Vater am Ende nicht etwa denken müsse „wir seien Schwindler, da fast immer das Entgegengesetzte einträfe". Ich schrieb seine Aeußerung sogleich nach Osthofen, worauf eine so reizende Berichtigung kam, daß er sich beruhigte. In einer großen Gesellschaft bei Prof. Brockhaus hatte er bereits

geäußert: „Ja, Weißheimer, der kann's ruhig aushalten; ihm sind einsichtsvolle, vermögende Eltern gegeben."

Ueber den ganzen Verlauf des Konzertes lasse ich am besten die noch aufbewahrten Leipziger Blätter berichten. Ich bringe zuerst den am objektivsten gehaltenen Artikel der „Illustrierten Zeitung". Er lautet:

Wendelin Weißheimer und Richard Wagner als Konzertgeber im Gewandhause zu Leipzig.

Ein junger, Referenten wenigstens noch ganz unbekannter Tonkünstler, Wendelin Weißheimer, brachte am 1. November einige seiner Kompositionen im Gewandhaussaale zu Gehör. Hans v. Bülow unterstützte den Konzertgeber durch den Vortrag des Pianofortekonzerts in A-dur (Nr. 2) von Franz Liszt und Richard Wagner durch eigene Direktion des Vorspiels zu seiner komischen Oper „Die Meistersinger zu Nürnberg" und der Ouvertüre zum „Tannhäuser".

Man hätte bei dem ersten persönlichen Auftritt Richard Wagners in Leipzig einen überfüllten Saal erwarten dürfen; er war indessen nur mäßig besetzt. Auch als der berühmte Komponist an das Dirigentenpult trat, blieb der Empfang aus, mit dem die Leipziger doch sonst gar leicht bei der Hand sind. Dagegen wurde das Vorspiel da capo verlangt, eine Auszeichnung, deren Motiv Referent in der Komposition nicht zu finden vermochte. Sie besteht aus einem langen Satz, der in mäßigem Marschtempo mit vorherrschendem Blech, ohne einen sich auszeichnenden Hauptgedanken und ohne bemerkbare periodische Ruhepunkte, hinschreitet und bald das Gefühl der Monotonie erweckt. Referent beschreibt den ersten Eindruck auf sich; ein Urteil kann und soll das nicht sein. Wer weiß, wie das Vorspiel öfter gehört erscheinen und wirken mag. Wie ist im Anfang die Tannhäuser-Ouvertüre als formlose Ausgeburt einer excentrischen Phantasie und ungeschickten Technik

verlästert worden! Und jetzt? Mit ihrer Aufführung feierte heute Wagner im Gewandhause einen großartigen Triumph. Die Ouvertüre ist oft in Leipzig gespielt, aber noch niemals so gehört worden, wie der Komponist sie gedacht und empfunden. Sicher geführt von seinem unfehlbaren Kommandostab und belebt von seinem Feuergeist, lieferte das Orchester eine so mannigfaltig nüancierte, vollendete Ausführung, daß dieses wunderbar phantastische und zugleich inhaltstiefe Tonstück uns in neuem, erhöhtem Zauber erschien. Der Enthusiasmus, der nach dieser Ausführung im ganzen Saale ausbrach, war kein gemachter; er drang sturmartig, unmittelbar und unaufhaltsam aus den tiefmächtig ergriffenen Seelen der Zuhörer hervor.

Wagner ist bereits tief eingedrungen in Herz und Gunst der Massen, Liszt dagegen hat zurzeit noch schwer zu kämpfen, weil er seine Erfolge auf dem dunkleren, schwerverständlicheren Gebiet der Instrumentalmusik sucht. Das A-dur-Konzert für Pianoforte, von Herrn v. Bülow mit unübertrefflicher, sowohl technischer als geistiger Meisterschaft vorgetragen, führt eine Reihe durchaus eigentümlicher, geist- und effektvoll gedachter, tief empfundener und farbenreich instrumentierter Gedanken vorüber, aber in einem ununterbrochenen Zuge, in ungewohnter Konstruktion und Anordnung. Des Komponisten Geist hat sie gewiß aus einer musikalischen Idee einheitlich herausgeschaffen, denn der Vorwurf eines unmusikalischen und unästhetischen Wollens und Könnens erscheint doch angesichts öfter von ihm gehörter Kompositionen nachgerade kindisch; doch ist der Hörer nicht zu schelten, wenn er die tiefgegriffenen Intentionen dieses Tonkünstlers in den neuen und ungewohnten Formen noch nicht als ein klares Ganzes erfassen und empfinden kann.

Der Konzertgeber, Herr Weißheimer, führte von seinen Kompositionen vor: 1. „Das Grab im Busento,“ Ballade für Baßsolo, Männerchor und Orchester; Gedicht von A. v. Platen; 2. „O lieb', solang du lieben kannst“, Kantate für gemischten

Chor und Solo mit Orchester; Gedicht von Freiligrath; 3. „Ritter Toggenburg“, Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester; 4. Chöre: I. „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe“ von Goethe; II. „Frühlingslied“ von Mirza Schaffy. Herr Weißheimer hat ein bedeutendes Talent, mit welchem er der neuesten Richtung folgt. Allein die Schwingen zum Nachflug seiner Vorbilder sind ihm noch nicht gehörig ausgewachsen und erstarkt, um sie erreichen zu können.

Am meisten sprachen die Chöre I und II an, am wenigsten die Symphonie. Man vermochte aus den Tönen derselben nicht herauszuhören, was das Programm zu schildern versprach. Doch ist Herr Weißheimer noch sehr jung, sein Streben ein gediegenes, seine Phantasie reich und eigentümlich, seine technische Gewandtheit und Herrschaft über die Mittel schon sehr ausgebildet, und so darf man, wenn sein Fleiß aushält, und seine Erfahrung zunimmt, einen ausgezeichneten und gediegenen Komponisten in ihm erwarten.

Auffallend war es, daß das damals gelesenste politische Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, die keine Aufführung unrezensiert ließ, über mein Konzert nicht eine Zeile brachte. Dieses merkwürdige Schweigen hatte einen besonderen Grund: Der Besitzer genannten Blattes war — der Bruder von Professor Brockhaus. Jedenfalls hatte Bernsdorf, der ständige Referent, wie es von ihm nicht anders zu erwarten stand, eine furchtbar gehässige Kritik geliefert, die daher keine Aufnahme fand. In diesem Falle hatte also Bernsdorf sein Gift und seine Galle umsonst verspritzt.

Die ebenfalls vielgelesene „Mitteldeutsche Volkszeitung“ brachte folgenden Kunstbericht:

Konzert von Wendelin Weißheimer unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans

v. Bülow, Musikdirektor John, Opernsänger Rübsamen und Frl. Lessiak; die Chöre ausgeführt von dem akademischen Gesangverein „Arion" und hiesigen Dilettanten. Dies Konzert fand im Gewandhaussaal am 1. November vor einem mehr gewählten als großen Publikum statt, das sicher ein zahlreicheres gewesen wäre, wenn die Preisstellung nicht über den hiesigen Maßstab hinausgegangen wäre, zu dessen Ueberschreiten unsre Geldleute (wie auch dieselben Erfahrungen im Theater bezeugen) sich nicht bewegen lassen. — Da Herr Richard Wagner in diesem Konzert zum erstenmal in der sächsischen Heimat erschien und dirigierte, so war es doppelt natürlich, daß ihm das Hauptinteresse sich zuwendete. Sein neues Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg", mit dem er das Konzert eröffnete, war aber auch ein Werk von solcher Frische, Anmut und Großartigkeit, daß es augenblicklich in allen Herzen zündete und unter lautem Beifallsjubel stürmisch da capo verlangt ward, ein Wunsch, dem der gefeierte Dirigent wie das selbst mit Enthusiasmus spielende Orchester mit dankenswerter Bereitwilligkeit entsprachen — und die Wiederholung ward durch das nun erreichte höhere Verständnis zum doppelten Genuß. Das edle Nürnberg, „das Reliquienkästchen des deutschen Reichs", öffnete sich wieder einmal vor uns, und dem Meister deutscher Tonkunst war es vorbehalten, daraus einen neuen Schatz zu heben und in Tönen die Blütezeit des Mittelalters vor uns hinzustellen. Nach diesem „Vorspiel" zu schließen, haben wir in den „Meistersingern" ein frisches und urdeutsches Werk zu erwarten, das Wagners Popularität mit einem Male verdoppeln wird. Mit gleichem Enthusiasmus ward die Tannhäuser-Ouvertüre zum Beschluß aufgenommen, die der Komponist ohne Partitur dirigierte, und die so präzis und vollendet gespielt ward, wie wir sie noch nicht gehört. Lächelnd mußten wir an das Schicksal denken, das diese Ouvertüre vor achtzehn Jahren an derselben Stelle und gespielt von demselben Orchester hatte! Diesmal erhob sich das ganze Publikum mit lautem

dreimaligem Hoch für Wagner, in das der Tusch des Orchesters einstimmte. Dem höchsten Kunstgenuß mischte sich die Freude, den Langentbehrten wieder begrüßen zu können. — Hr. v. Bülow spielte ein Konzert für Pianoforte A-dur, Nr. 2, von Franz Liszt mit gewohnter Meisterschaft, das ebenfalls lebhaften Beifall fand. Die übrigen Kompositionen waren vom Konzertgeber. „Das Grab im Busento“ hörten wir schon vor zwei Jahren in der „Euterpe“ und sprachen uns bereits damals sehr anerkennend darüber aus; diesmal war auch das Publikum unsrer Meinung und Applaus allgemein. Hr. Rübsamen sang seine Partie darin ebenso seelenvoll als kräftig. Die Symphonie „Ritter Toggenburg“ ward schweigend aufgenommen. Die Schuld davon trägt ihre Länge, und daß ihre fünf Teile dennoch einen Satz bilden, was wenigstens, wenn man viel gehört, ermüdend wirkt. Einzelnes darin, zum Beispiel der Anfang, dann „Große Thaten“, namentlich „Schiffet heim“, und der Schluß, haben uns ausnehmend gefallen. Ungleich mehr gefielen die ergreifende Kantate „O lieb, solang du lieben kannst“ und „Chor“ und „Frühlingslied“, worin Frl. Lessiak und Hr. John die Soli vortrefflich sangen. Bei der Jugend des Komponisten dürfen wir nach all den abgelegten Proben erwarten, daß er einer großen Zukunft entgegengeht.

Um zu zeigen, in welch bodenlos frecher Weise damals von den Oppositionsblättern „Kritik“ geübt wurde, und wie man es wagte, mit Wagner umzuspringen, setze ich folgende erheiternde Leistung der an der Spitze der Opposition marschierenden „Signale für die musikalische Welt“ her. Wahrscheinlich war das jener Schmähartikel, den Bernsdorf nicht in der „Deutschen Allgemeinen“ unterbringen konnte, mit dem darum sein Freund Bartholf Senff „die musikalische Welt“ beglücken mußte. Ich wünsche dem geschätzten Leser viel Vergnügen!

Konzert von Wendelin Weißheimer
im Saale des Gewandhauses zu Leipzig, Sonnabend, den 1. November 1862.

Unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans v. Bülow, Musikdirektor John; Opernsänger Rübsamen und Fräulein Lessiak. Die Ausführung der Chöre durch Mitglieder mehrerer Gesangvereine, sowie den akademischen Gesangverein Arion.

Erster Teil: Vorspiel zu „Die Meistersinger zu Nürnberg" von Richard Wagner. (Neu.) Unter Leitung des Komponisten. — „Das Grab im Busento". Ballade für Baßsolo, Männerchor und Orchester, komponiert von W. Weißheimer. Das Solo gesungen von Herrn Rübsamen. — Konzert für das Pianoforte, in A-dur (Nr. 2), von Franz Liszt, vorgetragen von Herrn v. Bülow. — „O lieb' solang du lieben kannst". Kantate für gemischten Chor und Solo mit Orchester von W. Weißheimer. — Zweiter Teil: „Ritter Toggenburg". Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester v. W. Weißheimer. — Chöre. I. „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe". II. Frühlingslied; komponiert von W. Weißheimer. Der Zwiegesang im Frühlingslied gesungen von Fräulein Lessiak und Herrn John. — Ouverture zur Oper „Tannhäuser" von Richard Wagner. Unter Leitung des Komponisten.

Herr Wendelin Weißheimer, ein eifriger Anhänger der weimarischen Schule, hat am vergangenen Sonnabend (den 1. November) im Saale des Gewandhauses ein Konzert veranstaltet, in welchem er nicht nur verschiedene Kompositionen von sich vorführte, sondern welchem er auch dadurch ein besonderes Relief zu geben wußte, daß er Richard Wagner zur Mitwirkung gewonnen hatte. Von diesem sei also zuerst die Rede. Er eröffnete das Konzert mit der Direktion des Instrumentalvorspiels zu „Die Meistersinger zu Nürnberg", seinem neuesten, wohl noch nicht ganz vollendeten musikalisch-dramatischen Werke. Bei obgenanntem Titel muß einem zuvörderst unwillkürlich auffallen, daß Wagner von seinem in seinen Schriften gepredigten Grundsatze: „man dürfe Stoffe zur Oper

(oder zum Musikdrama, wie er es nennt) nur aus der Sage holen“ — abgegangen ist. Gesteht er damit die Unhaltbarkeit des Grundsatzes zu? Oder hat er die Meistersingerei zu Nürnberg ebenso wie den Sängerkrieg auf der Wartburg mit einer Sage in Verbindung gesetzt? — Beide Annahmen, von denen allerdings die zweite die erste in etwas aufhebt, sind erst nach Bekanntwerden der ganzen Oper zu entscheiden. Nun zu dem in Rede stehenden Vorspiel selbst. Die etwaigen Beziehungen desselben zur darauffolgenden Oper kennen wir natürlich nicht, kümmern uns auch nicht sonderlich darum, denn das spezifisch Musikalische, abgetrennt von allem äußerlich Charakterisierendem, ist uns Hauptsache. Als Musikstück an sich nun dem Vorspiel nur den mindesten Geschmack abzugewinnen, sind wir nicht im stande. Es ist reizlos, wüst, unüberschaulich, weil ohne gehörige melodische und rhythmische Gliederung; die Erfindung ist ebenso barock wie die Ausarbeitung unorganisch, verworren und unbeholfen. In dem ganzen Stücke ist nichts, woran entweder der Laie oder der Musiker Freude haben könnte, eben aus den oben ausgesprochenen Gründen. Oder wird man, um nur vom Musiker zu reden, die vorkommende Verarbeitung mehrerer Themen zu gleicher Zeit uns als Muster musikalischer Kombination entgegenhalten wollen? Dann erklären wir, daß es an sich gar keine so stupende Kunst ist, verschiedene Themas miteinander zu bringen, und daß es bei derlei Verknüpfungen als Hauptsache darauf ankommt, immer durchsichtig, klar und faßlich zu erscheinen. Und ist dies der Fall bei den beregten Stellen im Vorspiel? Nein und abermals nein! Ein Chaos, ein Tohu-Wabohu ist vorhanden, weiter nichts! Nun noch eins. Die „Meistersinger“ sollen, wie wir vernehmen, eine komische Oper sein; dieses Vorspiel aber mit seinem aller Heiterkeit absolut baren, rohen und lärmenden Wesen, mit seiner ungesunden Aufgedunsenheit läßt in der That keinen günstigen Schluß auf die Fähigkeit Wagners zur komischen Oper ziehen.

Aber wir sind schon darauf gefaßt, von den „Standpunkts-überwindern“ eine neue Theorie der komischen Oper auszuhalten; sie werden schon eine neue Kategorie erfinden, in die sie das einschachteln werden, was Wagner uns als komische Musik giebt. Uebrigens mußte das Vorspiel, auf Verlangen verschiedener Enthusiasten, da capo gespielt werden, was nur dazu diente, unsre An- und Einsicht von der Sache noch mehr zu befestigen.

Der Konzertgeber, Herr Wendelin Weißheimer, ließ folgende seiner Kompositionen hören: „Das Grab im Busento“, Ballade für Baßsolo, Chor und Orchester; „O lieb', solang du lieben kannst“, Kantate für gemischten Chor und Solo mit Orchester; „Ritter Toggenburg“, Symphonie in einem Satze (fünf Teile) für großes Orchester; zwei Chöre: „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe“ und „Frühlingslied“. Diese beiden Chöre haben wir ebenso, wie die von Richard Wagner dirigierte, Tannhäuser-Ouverture (mit der das ganze Konzert schloß), nicht mit angehört; denn wir waren durch alles Vorhergehende, und vornehmlich durch den „Ritter Toggenburg“ so total zerbrochen und abgespannt, daß wir um alles in der Welt keinen Ton mehr auszuhalten vermochten. In der That hat Herr Weißheimer uns und das Publikum auf eine so harte Probe gesetzt, wie sie wohl selten da war, und es gehörte wahrlich mehr als eine deutsche Geduld dazu, um in diesem, Wagner noch überbietenden Chaos und Wirrsal nicht außer sich zu geraten. Einer detaillierteren Beurteilung entziehen sich die Weißheimerschen Opera ganz entschieden; man findet in ihnen nichts, worauf man fußen könnte, und kann nur, sie in Bausch und Bogen abfertigend, von ihnen sagen, daß sie die wunderbarste Mischung von Unreifheit, Zügellosigkeit und Aufgeblähtheit, von Wollen und Nichtkönnen bieten, wie wir sie noch kaum erlebt haben. Das klingt freilich sehr hart; aber muß man nicht gegen die sich spreizende Talentlosigkeit mit Entschiedenheit auftreten,

und hat man nicht die Verpflichtung, die Anmaßung derselben in ihre Schranken zurückzuweisen? Die Toggenburg-Sinfonie ist das Schrecklichste, was uns seit Jahren von zukünftlerischer Seite geboten worden ist; den übrigen Sachen gegenüber braucht man nur ein mitleidiges Achselzucken aufzuwenden. — Diese Symphonie aber ist geradezu empörend! (Gut gebrüllt! Schade, daß ihm hier die Luft ausging!)

Schließlich müssen wir noch erwähnen, daß zur Mitwirkung in dem Konzerte auch noch Herr Hans v. Bülow herbeigezogen war, welcher das Klavierkonzert in A-dur von Liszt mit der ihm eignen Bravour vortrug; dann noch, daß die Solosingenden Herr Rübsamen (vom hiesigen Stadttheater), Fräulein Lessiak und Herr Musikdirektor John (aus Halle) waren. Die Chöre wurden von Mitgliedern verschiedener hiesiger Gesangvereine gesungen, und das Orchester war das des Gewandhauses.

Daß die „Signale" mein „Chaos" mit Wagners „Chaos" in direkte Verbindung setzten, konnte für mich nur äußerst schmeichelhaft sein, und wenn ihr Referent vorzog, vor Schluß des Konzerts auszureißen, so that er es wahrscheinlich nur deshalb, um nicht über meine beiden Chöre und über die Tannhäuser-Ouvertüre günstig berichten zu müssen. Welch vorsichtig-gewissenhafter Mann das! Ueber die Tannhäuser-Ouvertüre zu schimpfen, war schon 1862 nicht ganz ungefährlich.

Durch sein Fernbleiben hatte sich übrigens das Leipziger Publikum eine Blamage bereitet, die selbst keine spätere Denkmalsetzung Wagners dort zu beseitigen im stande ist. Damals wären ein paar tausend Thaler weit ersprießlicher gewesen als ein so entbehrliches Ding für den, der schon selber dafür sorgte, daß er nicht vergessen wird.

Im Stadttheater fand unter den damaligen Verhältnissen am Sonntag natürlich auch keine Aufführung einer Wagnerschen Oper statt. Zehn Jahre später würde kein Theaterdirektor versäumt haben, eine Extravorstellung unter Anwesenheit des Komponisten zu veranstalten und daraus den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Der sehr intelligente Direktor Wirsing ließ sich aber diese brillante Gelegenheit entgehen, — eben weil sie damals noch keine brillante war. Herr und Frau v. Bülow kehrten daher schon Sonntagabend nach Berlin zurück. Ich fuhr mit ihnen nach dem Berliner Bahnhof und konnte dort nur nochmals danken, denn Bülow nahm nichts, nicht einmal Vergütung der Aufenthalts- und Reisespesen, an. Ebenso sein ihm treuverbündeter Hoffabrikant Bechstein. Auch Wagner mußte bald wieder abreisen. Vorher wohnten wir einer Vorstellung der Schillerschen „Räuber" im Stadttheater bei. Er amüsierte sich hier sehr über die famosen hohen Glanzstiefel Karl Moors, die kein Unthätchen oder Schmutzfleckchen der durchstreiften Wälder aufwiesen. Außerdem trug der Räuber einen funkelnagelneuen Rock, der mit schneeweißem Schwanenpelz besetzt war und sicherlich direkt von seinem Hof- und Leibschneider im Böhmerwald gekommen sein mußte. Wie hätte auch ein von der Leipziger Damenwelt so viel geliebter und vergötterter Schauspieler, wie der „schöne Hanisch", es über sich bringen können, mit weniger blanken Stiefeln und nicht ganz schneeweißem Schwanenpelz oder gar kostümgetreu „heraus" zu kommen?! Hieße es nicht zu viel verlangt, in einer Welt, der die Treue schon unbequem genug ist, auch noch Kostümtreue zu verlangen?!

Eh wir jene Vorstellung im Theater besuchten, zeigte mir Wagner sein in der Nähe gelegenes Geburtshaus. Er führte mich zu dem sogenannten „roten Löwen" am oberen Ende des „Brühl" und sagte: „Hier, vom Eingang links, eine Treppe hoch, bin ich geboren." Das Haus schien ihm im ganzen unverändert geblieben zu sein. Er erinnerte sich noch der Treppe und des Flurs, auf dem er seinen Spielgenossen entzückt zugerufen: „Wir ziehn aus, wir ziehn aus!" — als umgezogen werden sollte. Später, meinte er, sei er lange nicht mehr so vergnügt darüber gewesen, wenn er ausziehen und immer wieder ausziehen mußte. —

Unmittelbar vor seiner Abreise fand bei seinem liebenswürdigen, herzensguten Schwager und Wagners äußerst sympathischer Schwester, die in ihrer Erscheinung ihrem Bruder ziemlich ähnelte, noch ein kleines Abschiedsdiner statt. Unter den obwaltenden Umständen war die Stimmung keine sehr gehobene. Mitten im Essen ließ sich Herr Härtel zum Besuch anmelden. Er wurde ins Eßzimmer geführt und von Wagner in ein nebenanliegendes Gemach begleitet. Ihre Unterredung dauerte ziemlich lang. Endlich kamen sie wieder zum Vorschein, und nachdem sich Herr Härtel über die verursachte kleine Störung entschuldigt hatte, empfahl er sich, von Wagner bis zur Treppe begleitet. Die Haltung des Chefs der berühmten Firma „Breitkopf und Härtel" war eine ernste, ziemlich reservierte. Wie ich aus einer Aeußerung Wagners schloß, war er mit dem Absatz, den der „Tristan" fand, nur wenig zufrieden. Er hatte diesen sehr ansehnlich honoriert, ihn in glänzender Ausstattung erscheinen

lassen, und nun — „ging“ er nicht. Mit viel mehr Recht konnte sich da Wagner beklagen, welcher seinerzeit für den „Lohengrin“ nur ein ganz geringfügiges Honorar bekommen hatte, der der genannten Firma Enormes eingebracht. Härtel hätte sich also mit dem „Lohengrin“ trösten können, der damals schon recht gut ging.

Am Abend brachte ich Wagner wieder zur Bahn, wo wir uns herzlichst verabschiedeten. Im Bedürfnisfall sollte er meinem Vater schreiben, der das Nötige in Bereitschaft hielt. Auch von andrer Seite war ihm Hilfe angeboten worden, so daß ihm seine Biebricher Verbindlichkeiten keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten konnten. Da er von Eröffnung einer Nationalsubskription durchaus nichts wissen wollte, unterblieben auch weitere Schritte in dieser Angelegenheit, um so mehr, da er Aussicht hatte, die seit Donizettis Tod unbesetzt gebliebene Generalmusikdirektorstelle in Wien mit 4000 fl. ohne Funktion zu erhalten. Kaum war er abgereist, als folgender tiefteilnahmsvolle Brief Schnorrs aus Dresden kam:

Lieber Herr Weißheimer!

Ist das Conzert gewesen? Verzeihen Sie, daß ich auf Ihr letztes Schreiben nicht antwortete; ich konnte es nicht übers Herz gewinnen, den faulen Standpunkt, auf dem man hier steht, Ihnen zu erklären und zu beschreiben. Mit unüberwindlicher Bitterkeit hat mich der Umstand erfüllt, daß Wagner sich umsonst an den hiesigen Intendanten gewendet, der die Stirn hatte, ihm eine solche Bitte abzuschlagen.

Mich drängt es nun, nachdem ich Könneritz[1]) und dessen Vertraute mehrmals über Wagner gesprochen und ausgeholt, darüber Wagner selbst Kunde zu geben und ihn wo möglich abzuhalten (was vielleicht nicht mehr nötig ist), hier noch irgend welche Versuche, die Intendanz für die Ausführung seiner Pläne um Rücksicht anzugehen, zu machen. Die Stimmung ist gegen ihn. Könneritz hat natürlich keine direkten Aeußerungen darüber mir gegenüber gemacht, doch durch negative Aeußerungen klar genug geredet. Daß Wagner, nachdem man ihm den ersten Wunsch betreffs Ihres Conzerts abgeschlagen hat, darüber sich keine Illusionen machen wird, ist mir klar, und doch verfolgt mich fortwährend ein lebhaftes Gefühl, das mir sagt, ich möchte Alles aufbieten, Wagner neue Demüthigungen zu ersparen, indem ich ihm die blanke Wahrheit über die hiesige Stimmung gegen ihn mittheilen möchte. Hat Ihr Conzert stattgefunden, so ist er wohl noch in Leipzig, andernfalls ich Sie dringend bitte, mir mit einigen Zeilen Kunde zu geben, wo Wagner sich aufhält. Geben Sie Wagner diesen Brief, der mir unter der Hand glüht, und den ich direkt an ihn zu richten kaum den Mut finden möchte. Es hat was Hartes, wenn durch unsre Hand dem allverehrten Manne neue Schicksalsschläge geschlagen werden müssen. Sagen

---

[1]) Wohl noch derselbe, dem früher der „Fliegende Holländer“ gewidmet?! D. V.

Sie ihm, daß ich den Mai nun frei habe, vielleicht kann er uns für diese Zeit brauchen. Wie erbärmlich doch alles heute ist! Wagner hat die Kräfte, seine Werke annähernd nach seinem Wunsche zu sehen und zu hören in Deutschland, aber vertheilt in die unzähligen deutschen Bühnen. Diese Kräfte zusammenwirken zu lassen, ist nur möglich, wenn kunstgebildete Direktionen die an und für sich so unbedeutenden Rücksichten nehmen und das Zustandekommen eines solchen Planes unterstützen durch Urlaube 2c. 2c., und wir haben Lieutenants, Juristen, Novellenschreiber 2c. zu Vorständen! Wer darüber nicht bald den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! Ich lebe, um mich aufrecht zu erhalten, in der Zukunft, die Andres und, weil es nicht anders möglich ist, Besseres bringen wird.

Mit Freundesgruß

Ihr

Schnorr v. C.

Umgehend schrieb ich diesem Edlen, daß Wagner leider bereits schon abgereist, ich ihm jedoch sofort von dem Inhalt seines ergreifenden Schreibens, selbstverständlich in diskretester Weise, Mitteilung machen würde.

Wagner in Wien.

Der Verabredung gemäß war ich noch in Leipzig geblieben, um die Kopisten im Auge zu behalten und ihnen

in ihrer großen und recht komplizierten Arbeit beim Ausschreiben der Wagnerschen Partituren ratend beizustehen. Besonders nötig war es beim „Walkürenritt", der in andrer Ordnung ausgeschrieben werden mußte, als er in der Partitur stand, weil Wagner für den Konzertgebrauch die Gesangsstimmen ausgeschieden und darum in der Anordnung des Stücks Veränderungen vorgenommen hatte. Es mußte bei dieser und andern Gelegenheiten schon recht aufgepaßt werden, damit nichts versehen wurde. Außer der Umgestaltung der vielen Rheingoldharfen machte auch die Baßklarinette zu schaffen, die Wagner im Baß- statt im Violinschlüssel geschrieben hatte, was auf seinen Wunsch umgeändert werden mußte. Zu welchen Störungen die ungewöhnliche Schreibweise im Baßschlüssel unter Umständen führen konnte, erlebte ich einmal bei einer Lohengrinaufführung in der Mailänder Skala: den ganzen Abend blies da die Baßklarinette eine Oktave zu tief! Wie unbehaglich sich der arme Bläser in dieser Lage befand, konnte man nur allzudeutlich hören, besonders in der Einleitung, wo er, von seinen in den Lüften schwebenden Kollegen verlassen, einsam und traurig in der Tiefe umherirrte. Als ich am nächsten Tage den Kapellmeister Franco Faccio im „Café Biffi" traf und ihn auf obigen Irrtum aufmerksam machte, war er darüber höchlichst verwundert und sagte: „Ma sta così nello spartito" — worauf ich nur sagen konnte: „Giusto, ma è falso!" In der nächsten Aufführung blies die Baßklarinette eine Oktave höher.

Da das Gewandhausorchester sich zu seinem Benefizkonzert von Wagner das Meistersingervorspiel ausgebeten

hatte, so waren Partitur und Stimmen noch in Leipzig geblieben. Hierauf bezieht sich der Passus in seinem nächsten Brief aus

Wien, Hotel Kaiserin Elisabeth, 22. November 1862.

Liebster Wendelin!

Zuerst eine schöne Empfehlung an Ihre liebenswürdige Braut!

Sodann die Bitte, mit den Noten meiner zu gedenken. „Die Meistersinger“ will gern das hiesige Orchester zu seinem nächsten Conzert auch haben: ich gebe es ihnen wahrlich ebenso gern als den Leipzigern. Also: schnell mit Partitur und Stimmen nach Wien, an mich, sobald die Leipziger fertig. Trödeln sie zu lange, so können sie sich's selbst ausschreiben lassen. Bitte, schreiben Sie mir gleich, wann ich's bekommen kann.

Die andern Sachen brauche ich — streng genommen — erst Ende Dezember. Viel eher, Liebster, kann ich auch nicht mit Sicherheit auf das Geld rechnen, um die Kopie zu bezahlen. Doch teilen Sie mir unbesorgt mit, wie hoch sich die Rechnung etwa belaufen wird, und bis wann Sie spätestens das Geld nöthig haben. Ich muß dann Rath schaffen, und Sie sollen keiner wahren Verlegenheit ausgesetzt sein. —

Es gelang mir, von Biebrich loszukommen. Ueber acht Tage bin ich bereits in Wien, — nächster Tage beginnen die ernstlichen Proben des „Tristan“ mit — Ander. Es wird diesmal allerdings werden: die

oberste Behörde ist scharf dahinter. Also etwa 10. Januar; dann hier ein paar Conzerte. Anfang Februar — wenn es sich noch macht — ein Conzert in Leipzig. Dann Berlin. Wollen sehen! —

Einstweilen genieße ich hier meine große Populariät und lasse mir auf den Drehorgeln meine Musik vorspielen. —

Machen Sie Alles schön! Lassen Sie sich immer herunterreißen und komponiren Sie immer schöner: so wird Ihnen des Himmels Segens und eine gute Ehe werden!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

R. W.

Durch das erwähnte Herunterreißen der Leipziger „Signale“ ließ ich mich nicht im geringsten irre machen; ihnen standen viele anerkennende Berichte gegenüber, denen sich noch das „Dresdener Journal“ und eine Hamburger Zeitung angeschlossen hatten, die über meine Kompositionen sogar sehr günstig berichteten. Ich war schon eifrig mit einem andern Werk beschäftigt und brachte es in den wenigen Wochen in Leipzig auch ziemlich fertig. Da nämlich augenblicklich an die Versifizierung von Wagners „Wiland der Schmied“ nicht zu denken war, so blätterte ich in den Operntexten Theodor Körners. Es gefiel mir besonders „Der vierjährige Posten“, und ich ging mit großer Lust an dessen Komposition. Mittlerweile besuchte mich Hofkapellmeister Karl Stör aus Weimar, der meine Toggenburgsymphonie für seine Konzerte acquirierte und mich bat, bei

Wagner anzufragen, ob er geneigt wäre, in Weimar ein Konzert zu dirigieren. Der Hof interessiere sich dafür, und man würde wohl bereit sein, Wagner für sein Kommen eine ansehnliche Summe zu bieten, die sich vielleicht auf 1000 Thaler belaufen könnte. Ich schrieb das gleich Wagner, und er antwortete:

Wien, Kaiserin Elisabeth, 27. November 1862.

Liebster Wendelin!

Ei, ei! das sind schöne Dinge, die Sie mir da melden! In Weimar wird Onkel Stör nur auch nichts Besseres zu Stande bringen! — Ich danke für Alles! — Jetzt aber das Dringendste! — Ich werde wohl schon in vierzehn Tagen hier ein Conzert geben. Die Stimmen werden wohl fertig sein, auch könnten sie gewiß bis dahin hier sein: nur — Geld kann ich bis dahin nicht zur Bezahlung der Kopisten schicken. Sehen Sie doch um des Himmels willen, wie Sie das machen: noch vor Ende Dezember soll Alles bezahlt sein, und zwar sogleich nach dem ersten Conzert. — Ach! Ach! —

Tausend Thaler aus Weimar! Ja, das wäre was! Da könnte man wirklich sagen: ei der Tausend! So habe ich hier nur zu rufen: der Tausig! [1])

Ander ist wieder auf vierzehn Tage krank!!! Glücklicherweise ist's nun mit Schnorr entschieden: somit Januar „Tristan“! —

---

[1]) Karl Tausig, der Wagner oft besuchte. D. V.

Loben Sie Ihren Papa auch schönstens von mir! Er soll nur so fortfahren, auf daß er seinem Kinde Freude mache, und er lange lebe auf Erden!

Schönsten Gruß an das Bräutchen! Adieu!

Ihr

R. W.

Da nun plötzlich schon in vierzehn Tagen ein Konzert sein sollte, schickte ich die fertig ausgeschriebenen Nummern über Hals und Kopf an Wagner ab, die sich schon zu einem kleinen Berg angehäuft hatten — darunter auch Partitur und Stimmen des Meistersingervorspiels, welche endlich im Leipziger Orchesterkonzert unter Leitung Karl Reineckes ihren Dienst gethan und ihren zweiten Erfolg davongetragen hatten, trotzdem der Dirigent das Tempo beträchtlich langsamer nahm, als es Wagner genommen hatte. Da es Reinecke kurz vorher zweimal (in Probe und Aufführung) unter des Komponisten Leitung gehört hatte, so mußte man sich über diesen offen zu Tage liegenden Tempogedächtnismangel mit Recht wundern. Oder wollte er es absichtlich „besser" machen?! [1])

Viel Schwierigkeiten veranlaßte besonders der Rheingoldschluß mit seinen sechs Harfen, welche in zwei, respektiv in vier Stimmen reduziert werden mußten. Bei Absendung des Notenstoßes konnte daher das „Rheingold" jetzt noch nicht mitgehen; es wurde jedoch dessen demnächstige Ab-

---

[1]) Derartigen Versuchen begegnete ich auch neuerdings bei Hans Richter, der das Vorspiel breiter als Wagner nimmt und die Einleitung des dritten Aktes derartig in die Länge zieht, daß sie ein ganz andres Gesicht zeigt wie seinerzeit in München.

lieferung versprochen. Die Kopisten hatte ich einstweilen bezahlt. Dennoch schrieb mir Wagner:

Lieber Freund!

Die Zahlungen machen mir wirklich Pein. Grade die letzte Nummer des „Rheingoldes" war so wichtig, weil die Extrablechinstrumente hier neu nachgeschrieben, transponirt und arrangirt werden müssen: ebenso die Harfen! O weh! O weh! — Ich muß mich sehr bald auf Proben gefaßt machen, da — andrer Conzerte wegen — die Kombinationen schwierig sind. — Daß Sie mir die Bezahlung der Kopiekosten so leicht machen, ist schön und Ihrem vortrefflichen Papa sehr dankenswert! Sonst schweigt einmal wieder Alles mit mir: aus Weimar kein Lebenszeichen! —

Das Studium des „Tristan" geht so weit vorwärts, daß ich gewiß noch auf spätestens Mitte Januar rechne. Einstweilen waren die Conzerte nöthig: man muß sich rühren und persönlich mit dem Publikum verkehren, sonst geht das Secretiren der Zunftgenossen ungestört fort.

Suchen Sie ja herzukommen; die Zeit von letzter Woche Dezember bis Ende Januar wird doch sehr merkwürdig und — ich glaube — für die Kunstgeschichte sehr namhaft und entscheidend werden. An der Unterstützung Ihres Vaters für Sie zu diesem Aufenthalt zweifle ich nicht: bitten Sie ihn in meinem Namen darum! —

Jetzt — noch den Rheingoldschluß — sonst bin ich verloren! —

Adieu! Allerschönste Grüße an Fräulein Braut mit dem gescheiten Gesicht!

Von Herzen

Ihr

Wien, 10. Dezember 1862. Rich. Wagner.

An meinen Vater schrieb ich, daß mir ungemein viel daran gelegen sei, den in Wien sich vorbereitenden Dingen persönlich beiwohnen zu können, und an Wagner schickte ich die gerade fertig gewordenen Schmiedelieder. Das „Rheingold“ sollte unmittelbar darauf folgen. Aber schon kam ein neuer Alarmruf:

Ohne Datum. Poststempel 11. Dezember 1862.

Bester! Allmählich gerathe ich doch wegen der Stimmen in allergrößte Sorge. Gerade die Schmiedelieder brauche ich jetzt (ohne Schnorr) gar nicht. Dagegen macht mir gerade der Schluß des „Rheingoldes“ noch furchtbar zu schaffen. Hätte ich nur die Partitur: ich muß die Harfen für vier Stück arrangiren lassen, ebenso die Extrablechinstrumente. Hätte ich nur zum Teufel die Partitur!!!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

R. W.

Hierauf nahm ich meinen Kopisten das „Rheingold“ unter den Händen weg und schickte es per Eilgut ab. Wahrscheinlich mußten ja doch die Harfenpartien nochmals für

Lieber Freund!

Die Zusendungen machen mir wiederholt Sorge. Gerade die letzte Nummer des Rheingoldes war so wichtig, weil die Blechinstrumente hier neu nachgeschrieben, transponirt u. arrangirt werden müssen: ebenso die Harfen! O weh! O weh! — Ich muss mich sehr bald auf Proben gefasst machen, da — anderer Concerte wegen — die Combinationen schwierig sind. — Dass Sie mir die Bezahlung der Copiekosten so leicht machen, ist schön und Ihrem vortrefflichen Papa sehr dankenswerth!! Sonst schweigt einmal wieder Alles um uns: aus Weimar kein Lebenszeichen! —

Das Studium des Tristan geht soweit vorwärts, dass ich gewiss noch auf spätestens Mitte Januar rechne. Einstweilen waren die Concerte nöthig: man muss sich rühren und persönlich mit dem Publikum verkehren, sonst geht das Secretiren der Zunftgenossen ungestört fort.

Suchen Sie ja herzukommen; die Zeit von letzter Woche Dezember bis

Faksimile eines Briefes von Richard Wagner an W. Weißheimer. Siehe Seite 215.

Ende Januar wird doch sehr merkwürdig, und — ich glaube — für die Kunstgeschichte sehr namhaft und entscheidend werden. Um der Unterstützung Ihres Vaters für Ihren Dresdener Aufenthalt zweifle ich nicht. bitten Sie ihn in meinem Namen nur darum!

Jetzt — noch den Rheingold schluss — sonst bin ich verloren! —

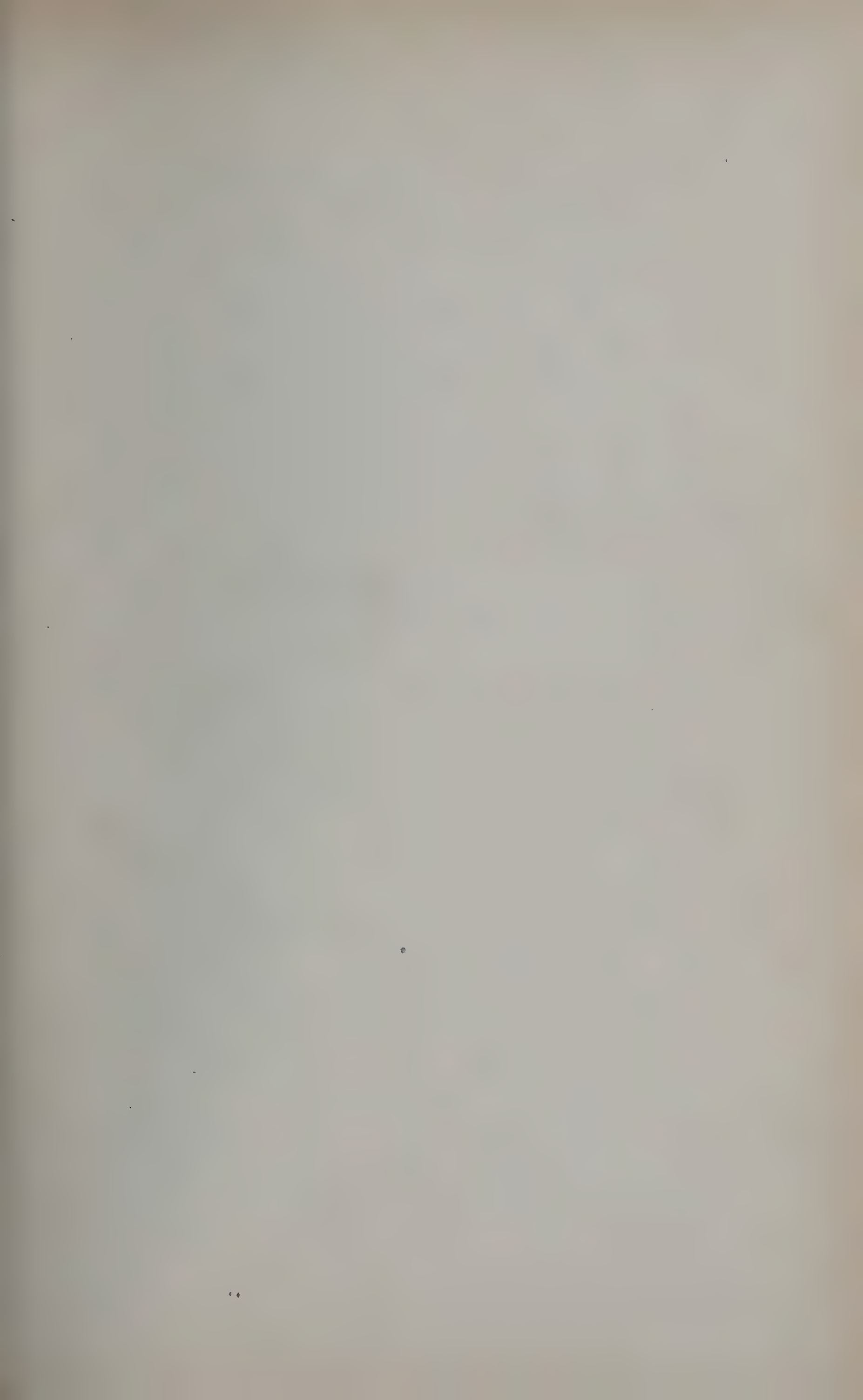
Adieu! allerschönste Grüsse an Fräulein Brandt und dem gescheiten Gesicht.

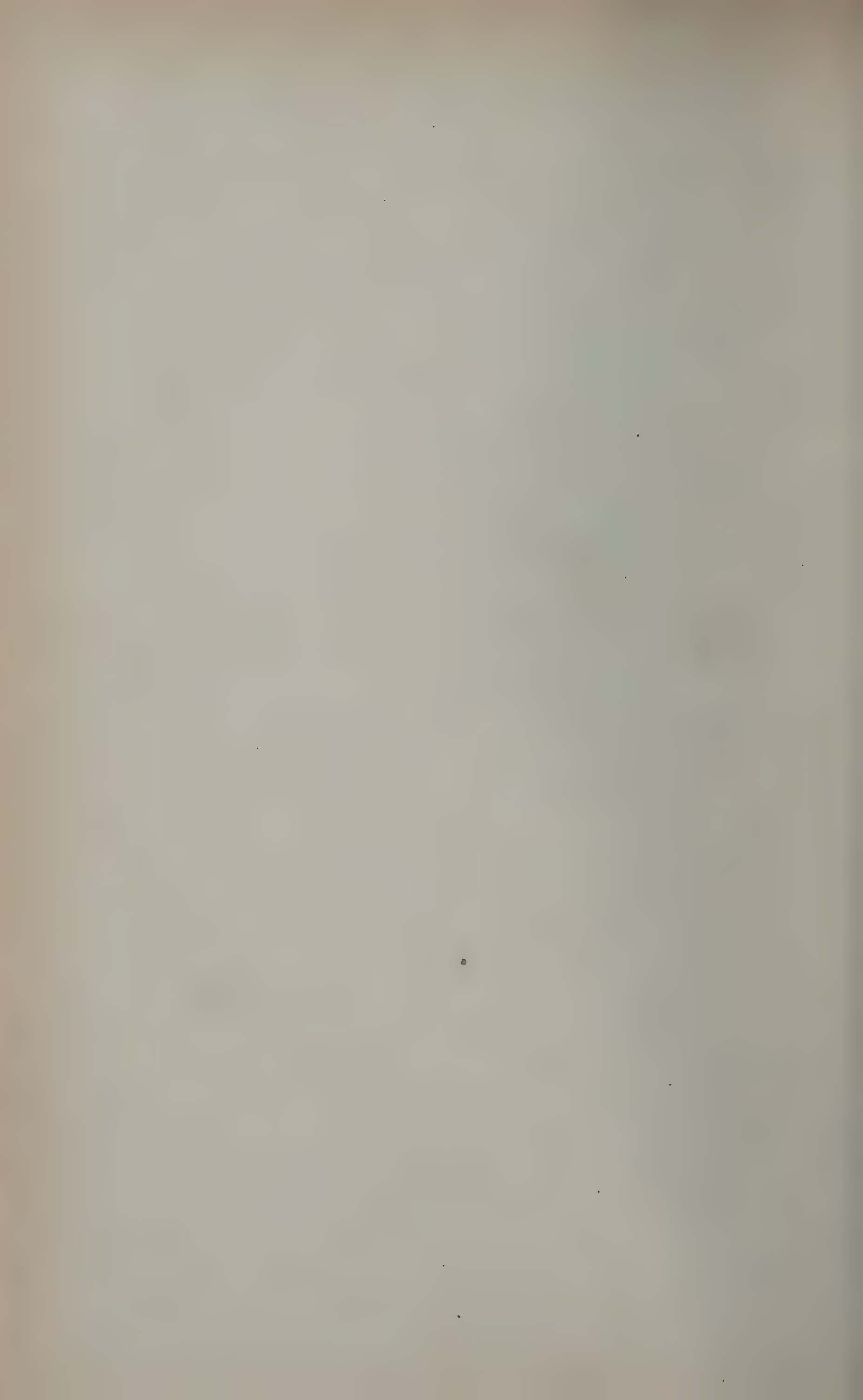
Von Herzen

Ihr

Richd. Wagner

Wien,
10 Dez. 62,





die Wiener Harfenisten umgemodelt werden. Bezüglich der Extrablechinstrumente mußte er das nun selbst thun, was ich ihm schon längst vorgeschlagen hatte, und worüber er damals fast bös geworden wäre — er mußte sie umarrangiren. Da mich die Parenthese „ohne Schnorr“ sehr beunruhigte, fragte ich sogleich bei diesem an, ob er denn nicht nach Wien ginge und erhielt etwa Mitte Dezember folgende Nachricht, mit welcher er zugleich eine Repertoiremitteilung verband, welche ich für den Fall meiner Reise nach Wien über Dresden von ihm erbeten hatte. Er schrieb also:

Geehrtester Herr!

Vor etwa acht Tagen erhielt ich die Nachricht aus Wien, daß, da der „Tristan“ nach dem Urtheil der Sachverständigen erst in den letzten Tagen des Januar die erste Aufführung erleben wird (wenn es noch im Januar dazu kömmt!? schreibt Wagner), man nicht mehr auf meine Mitwirkung rechnen kann, da ich nur Monat Januar zu opfern habe. Dieser gelinde Keulenschlag auf mein Haupt hat mir wieder recht deutlich gezeigt, daß selbst in Wien Wagner verrathen wird. Was die eigentlichen Gründe sind, die meine Mitwirkung unmöglich machten, weiß ich nicht; jedenfalls vertraue ich Wagner vollkommen und weiß deßhalb, daß er von keinem andern Grunde weiß als ich. Auf jeden Fall, lieber Freund, sehen Sie hieraus, daß vor fünf bis sechs Wochen an die erste Tristanaufführung nicht zu denken ist. Wegen der Conzertaufführungen weiß ich weiter nichts, als

daß, nach den letzten Nachrichten darüber, das erste Conzert am 26. Dezember und das zweite am 1. Januar stattfinden soll. In dem dritten sollte ich dann mitwirken, und wie habe ich gejubelt, als mir Wagner vorschlug, die Schmiedelieder darin zu singen. Es soll halt nichts zu Stande kommen. Mich kränkt nur das so unaussprechlich, daß gerade Ander, dieser blasse, blonde, blöde Brillenträger, der keine Idee von Wagner hat, das Glück hat, die erste Aufführung zu singen. Gott gebe nur, daß alles noch recht zu Stande kommt! Ich fühle mich so eng verwachsen mit diesem Werke, daß eine lebendigere Theilnahme, als ich sie empfinde, undenkbar ist. Wie ist das auch anders möglich! — Wissen Sie nicht, ob die Ausgabe des „Nibelungenringes", die Weber in Leipzig als unter der Presse angezeigt hat, bald erscheinen wird, und ob mit dem „Ring" auch die „Meistersinger" erscheinen? Ich kann es nicht mehr erwarten, die „Meistersinger" wieder lesen zu können. Vielleicht erfahren Sie in Leipzig Bestimmtes darüber.

Das ist, was ich Ihnen vom „Tristan" sagen kann. Jedenfalls freue ich mich auf Ihren Besuch und wünsche nur, daß Sie nicht etwa durch einen Repertoirezufall verführt werden, das hiesige Theater zu besuchen. Wir stehen auch auf einem sauberen Standpunkte in der Oper.

Heute Abend ist „Oberon", Freitag „Hamlet" mit Dawison, Samstag — Oper „Tell", Sonntag Posse: „Flick und Flock". Montag „Der Wald von Hermanstadt",

Oper von W. Westermeyer! (Ooch 'ne scheene Gegend!) Sie sehen außer dem „Hamlet" nichts Verführerisches!

Mit den besten Grüßen von meiner Frau

Ihr Schnorr v. C.

Um mir die Reise nach Wien für alle Fälle zu ermöglichen, hatte ich Wagner gebeten, direkt an meinen Vater zu schreiben. Er that es. Leider ist sein Brief nicht mehr auffindbar. Zu meiner großen Freude willigte mein Vater ein und sogleich frug ich Schnorr nochmals um das Repertoire, welcher mir umgehend antwortete:

Lieber Herr Weißheimer!

In aller Eile mit zwei Worten die Nachricht, daß Freitag nicht „Armide", sondern (und das auch nicht ganz bestimmt) „Idomeneus"! Dieß zur Nachricht! Da ich aber voraussetze, daß Sie doch diese Woche kommen, so rathe ich Ihnen: kommen Sie je eher desto besser, lassen Sie das wetterwendische Repertoire außer Acht und verleben Sie bei uns einen gemüthlichen Tag! Auf jeden Fall sind Sie von früh bis Abend mein Gast, drum bittet meine Frau dringend, lassen Sie mich deßhalb einen Tag vorher durch zwei Zeilen wissen, daß Sie kommen.

Heute haben wir den verfluchten „Tell"[1]), da gilt's wieder den Arnold pfeiffen!

Mit freundlichem Gruße

Ihr Schnorr v. C.

---

[1]) Diese Abneigung Schnorrs dem Rossinischen Meisterwerk gegenüber ist doch wohl hauptsächlich nur der ihm zu hochliegenden Partie des Arnold zuzuschreiben. D. V.

Ich meldete mich also rechtzeitig bei Schnorr an, und als ich gerade im Begriff war, abzureisen, kamen zu meiner Ueberraschung folgende Zeilen:

Lieber Freund!

Es ist eine eigenthümliche Idee, erst Jemand dringend zu kommen auffordern und dann wieder abzusagen. Und doch muß ich's thun! Meine Frau ist seit vier Tagen an einem sehr heftigen Zahngeschwür leidend und bittet Sie, Ihren Besuch noch um ein paar Tage aufzuschieben, bis sie wieder gesund und frisch ist und im Stande sein wird, sich vereint mit mir Ihres Besuchs zu erfreuen. Wenn Sie also der Brief noch rechtzeitig trifft, und Sie Ihren Reiseplan nochmals ändern wollen und können, so warten Sie, bis Sie in einigen Tagen wieder ein paar Zeilen von mir erhalten. Auf jeden Fall aber sind Sie mir zu jeder Stunde willkommen, und der Zweck dieser Zeilen war hauptsächlich der, Sie vor einem ungemüthlichen Besuche zu bewahren, denn wenn die Frau nicht dabei ist, fehlt die bessere Hälfte.

Mit freundlichem Gruße

Ihr

Schnorr v. C.

Auf telegraphische Anfrage erhielt ich am 22. Dezember von Wagner die wenigen Worte, welche seine Erschöpfung infolge der anstrengenden Proben nur allzudeutlich verrieten:

(Ohne Datum. Poststempel 20. Dezember 1862).

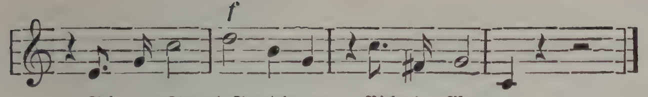
26. Dezember erstes Conzert.
„Tristan“ wohl erst Ende Januar,

halb todt,

R. W.

Nun war also keine Zeit mehr zu verlieren! Am 23. Dezember reiste ich früh in Leipzig ab und verlebte mit Schnorr einen herrlichen Tag. Leider war seine Gemahlin noch zu Bett; ich konnte ihr aber dennoch wenigstens die Hand drücken. Schnorr blieb mit mir bis Mitternacht auf, dann brachte er mich hinüber nach dem böhmischen Bahnhof, von wo ich mit dem Schnellzug abdampfte — leider durch die Sächsische Schweiz bei Dunkelheit. In Bodenbach Grenzrevision. Da mir Schnorr bei der Abreise noch ein Kistchen mit hundert Zigarren in den Wagen gegeben hatte, sollte ich diese mit einem unsinnig hohen Zoll versteuern oder — so wurde mir freigestellt — sie in die vorbeifließende Elbe werfen. Das that ich aber nicht, sondern ließ sie gegen Quittung zurück mit dem Bemerk, nach einigen Wochen käme ich wieder und würde sie dann abholen. Mit saurer Miene wurden mir die Zigarren in der That auf der Herreise wieder zurückgegeben, die man bereits als vergessene Beute betrachtet zu haben schien, denn es war damit schon der Anfang vom Ende im — Rauchen gemacht. Im Flug ging es dann an Prag und Brünn vorbei, und am 24. Dezember nachmittags 4 Uhr war ich in der Kaiserstadt. Sofort fuhr ich in die Weihburggasse nach „Hotel Kaiserin Elisabeth“, lief eine Treppe hinauf und umarmte Wagner. Gleich darauf kamen auch Tausig und

Cornelius, und es entwickelte sich ein so lebhaftes Frage- und Antwortdurcheinander über die Leipziger Gewandhaus-affaire und die sonstigen gegenseitigen Erlebnisse, daß Wagner schließlich der Kopf brummte, und er mit einem gebieterischen: „Halt! muß denn alles heute auf einmal heraus?“ dazwischenfuhr. Wir verschoben die Fortsetzung auf ein andermal, und ich begleitete ihn zu seinem Freunde Standhartner, dem ich gleich am ersten Abend vorgestellt werden sollte. Der hervorragende Arzt und, wie man sagte, Leibarzt der Kaiserin Dr. Standhartner, welcher ein großes Haus machte, stand im kräftigsten Mannesalter, hatte ein äußerst intelligentes Gesicht mit hoher, breiter Stirn, die den Anfang einer würdigen Glatze bildete, welche seiner imposanten Figur eine womöglich noch höhere Bedeutung verlieh. Er war die Liebenswürdigkeit selber und hatte für Wagner eine fast unbegrenzte Verehrung. In dem zahlreich vertretenen Verwandten- respektive Freundeskreise der Schönaich und Mauro ꝛc. ꝛc. fiel besonders die bildhübsche Seraphine Mauro auf, in deren Adern italienisches Blut floß. Ihr marmorbleiches Antlitz war mit den denkbar schwärzesten Locken umgeben, die bis zur vollen Büste herab hingen. Nach Tisch wurde etwas musiziert und im Salon der Mokka gereicht. Hier fiel mir sogleich Wagners eingerahmte Photographie auf, unter welcher zu lesen stand: „Seinem Freund Standhartner — Richard Wagner.“ Damit aber nicht Stand h a r t ner betont würde, wie es im Wiener Dialekt nicht anders geschah, hatte Wagner über obige Dedikation Noten gesetzt, die folgendermaßen zu der richtigen Betonung zwangen:



In dieser ebenso interessanten als liebenswürdigen und gastfreundlichen Familie verkehrte ich sehr viel während meines Wiener Aufenthaltes und hatte meist auch das Vergnügen, Freund Cornelius dort zu sehen.

Die Hauptprobe zum ersten Konzert war vormittags vor meiner Ankunft gewesen — ich hatte also in der Aufführung am zweiten Feiertag den vollsten und reinsten Eindruck vor mir. Die weiten Räume des Theaters an der Wien [1]) waren von oben bis unten vollgepfropft, und das hundertzählige Orchester war auf der Bühne plaziert. Als Wagner erschien, brach ein ungeheurer Sturm los, wie ich Aehnliches nicht gehört hatte. Alles klatschte, schrie; die Kaiserin bog sich applaudierend aus ihrer Loge, — es war eine Scene, die gewiß fünf bis sechs Minuten spielte und immer wieder losbrach, so daß Wagner schließlich nicht mehr wußte, wie er danken sollte, und mit ausgebreiteten Armen ergebungsvoll stehen blieb, bis dieser unglaubliche Empfangssturm sich endlich gelegt hatte. Auch das Kaiserliche Hoforchester schien in einer merklich erregten, sogar nervösen Stimmung zu sein, denn es passierte gleich zu Anfang des Meistersingervorspiels etwas ganz Unglaub=

[1]) Wohl das „Kaiserliche Königliche priveligierte Wiedner Theater“, in dem am 30. September 1791 Mozart die erste Aufführung seiner Zauberflöte „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stücks“ dirigierte. D. V.

liches: als die Violinen ihren kühnen Lauf vom hohen A bis zum tiefen C vollführten, fielen ihnen weder die drei Trompeten noch die drei Posaunen und ebensowenig die Pauke in die Arme — ungestört konnten sie ihre Passage beenden! Welch ein Schreck! Wagner hatte es unterlassen, dem genannten Blech den Auftakt dieses kinderleichten Einsatzes extra zu markieren, und sämtliche sieben Herren Hofmusiker — schwiegen. Die Geigen kamen auf dem tiefen C an — Pause! Mit einem kräftigen Ruck brachte nun endlich Wagner die Herren zum Einsetzen — es war aber inzwischen mehr als ein halber Takt zwischen dem richtigen und dem verspäteten Eintritt verstrichen — die Folgen waren daher selbst bei diesem besten Orchester der Welt zunächst noch unabsehbar. Sofort wurden die unfreiwilligsten Kanons in den Bässen und Violoncellen laut, die einen schnellen Oktavenlauf vom tiefen nach dem mittleren c zu machen haben. Derjenige Teil dieser mindestens zwanzig Spieler, welcher die Störung gemerkt hatte, gab verständnisvoll einen halben Takt zu und hielt mit seinem Lauf so lange ein, der andere Teil aber (und wohl der größere!), der nichts gemerkt hatte, platzte mit dem Lauf um so viel früher heraus. So ließen sich statt der einmaligen schnellen Skala zwei oder auch drei hintereinander hören — es gab ein wahres Wettrennen nach dem armen kleinen c, statt einmal ${}_c/^c$ kamen ${}_c/^c$ ${}_c/^c$ ${}_c/^c$! Natürlich fanden sich bald alle in den zugegebenen halben Takt hinein, und da sich diese Stelle sofort wiederholt, war es jetzt eine wahre Freude, sämtliche Violoncelle und Kontrabässe mit einer wahrhaft erschütternden Einmütigkeit ihren

Lauf c/c vollenden zu hören. Nach dem Konzert gab mir Wagner zu, daß er während dieser Katastrophe keinen schlechten Schrecken ausgestanden, das Orchester sich aber bewunderungswürdig schnell wieder hineingefunden habe. Und das „verehrungswürdige" Publikum? — hatte glücklicherweise fast gar nichts davon gemerkt und applaudierte am Schluß des Stückes wie besessen. Darum ist die oberste Regel für den Dirigenten: Niemals aufhören, mag es biegen oder brechen. [1])

Pogners „Arie" gefiel außerordentlich, und am Rheingoldschluß, welcher mit Donners „Heda! — heda, hedo!" begann, wirkten die Damenstimmen vorzüglich, die, wohl etwas verstärkt, von Cornelius einstudiert und hinter der Bühne dirigiert worden waren. Den größten Effekt machten jedoch die Scenen aus der „Walküre", die mit Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond" begannen, dem sich die große Scene mit Siglinde bis zum ersten Aktschluß anschloß, dann Wotans Abschied mit dem Feuerzauber und zum Schluß der Walkürenritt, der die ohnehin sehr erregbaren Wiener fast toll machte und zu unaufhörlichen Demonstrationen führte. Wie oft in diesem Konzert Wagner hervorgejubelt worden, habe ich leider zu zählen unterlassen, es hätte ein hübsches Sümmchen ergeben!

Am Neujahrstag wurde das Konzert im wesentlichen [2])

---

[1]) Als mir einmal im zweiten Akt der „lustigen Weiber=Oper" Herr Flut nicht auftrat, ließ ich das Ritornell in den Violoncellen so lang wiederholen, bis er glücklich aus der Garderobe geholt war — auch damals merkte das Publikum nichts. —

[2]) Neu waren wohl nur die Schmiedelieder und eine Schallwand, die Wagner aufrichten ließ. D. V.

wiederholt, und die Menge war womöglich noch enthusiastischer als im ersten. Diesmal war auch Minister v. Schmerling anwesend, der lebhaft applaudierte. Der Ertrag beider Konzerte belief sich auf 3000 Gulden und wäre sicherlich höher gewesen, wenn man nicht die gewöhnlichen Theaterpreise beibehalten hätte. Leider wurde die ganze Einnahme von den enormen Kosten verschlungen. Wagners Hoffnung richtete sich daher vornehmlich auf das dritte Konzert am 11. Januar, welches nur eine Probe nötig hatte, da das Programm meist aus früheren, dem Orchester bereits bekannten Stücken bestand. Freilich hatte er sich aus akustischen Gründen bewogen gefunden, hinter dem Orchester eine Schallwand aufrichten zu lassen, die zwar die vortrefflichsten Dienste leistete, aber — zweihundertunddreißig Gulden kostete. Wie in den vorangehenden Konzerten dirigierte Wagner auch im dritten alles auswendig. Der Jubel, den die Tannhäuserouvertüre erregte, übersteigt alle Begriffe, und nicht minder die Faustouvertüre, die unter Wagners Leitung die vollendetste Orchesterleistung wurde, welche ich jemals gehört habe. Nicht endenwollende Beifallsstürme und Hervorrufe![1]) Neben mir in der Loge saß Johannes Brahms, den ich bei Cornelius kennen gelernt hatte. Er blieb während des ganzen Konzertes kühl und zurückhaltend. Als

[1]) Nicht weniger als drei Nummern mußten dacapo gespielt werden, und — diesmal hatte ich's gezählt — wurde Wagner dreiundzwanzigmal hervorgerufen. Zuletzt hielt er eine reizende Ansprache an das enthusiastische Publikum — dann glich der Beifall der Menge wieder einem Orkan. Noch lange beobachtete die Kaiserin unter ihrer Logenthüre diese Scene und ließ sich von einer Hofdame den Inhalt von Wagners Ansprache wiederholen.

ich ihn nach der hinreißenden Wiedergabe der Faustouvertüre durch Zeichen zum Mitapplaudieren animierte, sagte er: „Ach, Herr Weißheimer, Sie zerreißen sich ja Ihre weißen Glacéhandschuhe." Diese Aeußerung charakterisierte Brahms so kurz und bündig, daß sie mir unauslöschlich im Gedächtnis blieb. In Wien kam er nicht ein einziges Mal zu Wagner. —

Trotz des außerordentlichen Erfolges dieser Konzerte fuhr die gegnerische Presse fort, Wagner mit allen Mitteln zu bekämpfen. Er bekam die gehässigen Artikel angestrichen zugeschickt und auch eine Quantität anonymer Briefe, die er sofort dem Kamin übergab. In den Witzblättern war er als sächsischer Dorfschulmeister abgebildet, der mit Stöcken die Buben prügelte, die wohl das arme Publikum vorstellen sollten. Leider hob ich mir das Zeug nicht auf; es könnte jetzt sehr zur Erheiterung dienen. Demgegenüber erhielt er aber auch fast täglich glühende Verehrungsbriefe, Lorbeerkränze und von zarter Damenhand gestickte Kissen u. s. w. zugesandt. Als Freitags im Kärntnerthortheater der „Fliegende Holländer" mit dem famosen Beck in der Titelpartie gegeben wurde, animierte ich ihn, die Vorstellung zu besuchen. Er war aber nach allem Vorhergegangenen so müd und abgespannt, daß er vorzog, zu Hause zu bleiben; — „nach der Vorstellung möge ich ihm, falls er noch auf sei, über dieselbe berichten". Ich ging in die Oper, und wirklich war er noch nicht zu Bett, als ich spät zurückkam und ihm den Verlauf der vorzüglichen Aufführung schilderte. Er war die ganze Zeit allein gewesen, aber in Gedanken und mit der Uhr im Theater — gerade wie einst Mozart, der,

als er schon kränkelte, auch die Uhr in der Hand hielt und sagte: „Jetzt sind sie im Quintett, jetzt im Finale, jetzt singt Sarastro die ‚heiligen Hallen'" u. s. w. Ich machte hierauf eine Anspielung — da kam Wagner auf das göttliche Werk selbst zu sprechen und auf den kolossalen Eindruck, den die junge „Zauberflöte" einst der erstaunten Welt bot. Spohr habe ihm denselben einmal geschildert, der das Glück gehabt, jene große Zeit zu erleben, der edle Spohr, „dessen Jugend noch von der hellstrahlenden Sonne Mozarts unmittelbar beleuchtet ward". [1])

Wie Mozart konnte auch Wagner sagen: „Jetzt ist die Ouvertüre zu Ende, jetzt kommt der Holländer, jetzt das Spinnerlied, das große Duett" u. s. w., und die Welt applaudierte und freute sich und — ließ ihn, gerade wie Mozart, in unaufhörlichen Geldsorgen. Es war ihm daher recht fatal, daß er mir immer noch nicht das Geld für die Leipziger Kopisten zurückgeben konnte, wie er gehofft hatte. Ich tröstete ihn hierüber — „es hätte durchaus keine Eile, und wenn er mir's durchaus wiedergeben wollte, so nähme ich's nur in Rücksicht auf die eingegangene Verpflichtung meinem Vater gegenüber, um bei dem nicht falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen". —

Auf den „Holländer" folgte Sonntags „Lohengrin", der die guten Wiener wieder namenlos entzückte. Wagner wohnte leider auch dieser Aufführung nicht bei, sondern ließ sich nach derselben wieder Bericht erstatten. Ich that dies

---

[1]) Vergl. Wagners Nachruf an Spohr nach dessen Heimgang im November 1859.

in Gemeinschaft mit Cornelius, der neben mir im Sperrsitz gesessen und geradeso wie ich über das Wagnersche Wunderwerk dachte. Vor Beginn der Darstellung waren wir auf Rossinis „Tell" gekommen, auf die Abneigung Schnorrs dieser Oper gegenüber, die Cornelius sehr wunderte; denn auch er stellte den „Tell" sehr hoch und hielt ihn geradezu für das Ideal einer italienischen Oper.

Daß Wagner den Urlaub Schnorrs im Januar nicht benutzte, schien uns unbegreiflich. Da Frau Dustmann kein Hindernis bezüglich der Isolde bildete, war mit Schnorr der Tristan ohne sonderliche Schwierigkeiten zu ermöglichen. Statt dessen wurde immer wieder mit Ander probiert, dem der Tristan ohnehin zu tief lag, und der sich überhaupt vor dieser Partie fürchtete. Es sollte daher für alle Fälle auch der famose lyrische Tenor Walter die Partie des Tristan studieren, um eventuell einspringen zu können. Aus Rücksicht für Ander mußte das natürlich im geheimen geschehen — darum wurde ich damit betraut, Herrn Walter die Rolle einzustudieren. Zu diesem Zweck fuhr ich täglich nach dessen Privatwohnung in der Wieden. Vom Ehrgeiz getrieben, unter leicht vorherzusehenden Umständen der erste Tristan zu werden, ging Walter mit einem wahren Feuereifer ans Werk, und schon nach wenigen Wochen hatte er die schwierige Partie inne. Als ich es Wagner mitteilte, war er sehr froh, und er wunderte sich nicht wenig, daß dies so schnell gegangen. Ich sagte, Walter träfe die schwierigsten Intervalle sehr leicht, da sei es kein Wunder, er meinte aber: „Nein, weil Sie die Sache bis aufs ‚und' kennen."

Nun ereignete sich folgendes: Kapellmeister Esser kam

zu Wagner und bat ihn, er möge sich jetzt direkt mit Ander befassen, der nun allen Fleiß aufbieten wolle. Von „oben“ seien Befehle gekommen, die Oper müsse bald heraus, und Ander wolle ganz bestimmt darin singen, — nur habe er niemand, der ihm den Tristan ordentlich spielen und einstudieren könne. Nun blühte mir die schöne Arbeit, auch Ander den Tristan zu lehren. Sofort gab mir Wagner einen Brief an denselben, der mich vorstellte und sagte, daß ich ganz der Mann dazu sei, ihm die Sache klar zu machen und einzustudieren. Ander begrüßte mich als Retter in der Not, und ich probierte nun täglich mit ihm. Da aber auch der Sicherheit wegen Herr Walter nicht aus den Augen gelassen werden durfte, der erst die Partie auswendig kennen mußte, passierte oft das Drollige, daß ich von einem Tristan zum andern fuhr, ohne daß Ander davon eine Ahnung hatte, ja nicht einmal haben durfte. Um diesem die Partie möglichst mundgerecht zu machen, hatte ich von Wagner Vollmacht erhalten, dieselbe je nach Bedürfnis zu „punktieren“, d. h. für Ander zu tief liegende Töne oder Stellen in harmonisch passende höhere Lage zu bringen, um dadurch eine Höhertransponierung der betreffenden Teile zu vermeiden. In der That gab sich Ander viel Mühe, quälte sich sogar (und manchmal leider ich auch ihn), diese schwierige Partie in den Kopf zu bringen, die entschieden für seine Stimme zu tief, für seinen musikalischen Horizont aber zu hoch war. Binnen vierzehn Tagen hoffte ich trotzdem mit ihm so weit zu sein, daß Wagner im Theater die Ensembleproben beginnen konnte, bei welchen ich die Partitur spielen sollte, weil Esser mit derselben nicht gut zurechtkam. Da

die Isolde und Brangäne bereits studiert waren, so blieben mir nur noch Kurwenal und Marke vorzustudieren. Den ersteren sollte Hrabaneck singen, der eine wahrhaft kolossale Barytonstimme besaß. In sechs bis acht Proben hatte ich ihm die Partie perfekt einstudiert — nur Herrn Beck konnte ich niemals an den König Marke bringen. Gewöhnlich traf ich ihn nicht zu Hause, wahrscheinlich ließ er sich verleugnen. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß es mit Tristan wieder nichts würde?

Daß sich die Aufführung dieses seines „Schmerzenskindes", wie er den Tristan nannte, auch im Januar nicht hatte erreichen lassen, bildete für Wagner eine Quelle peinlicher Sorge und Verlegenheiten, denen sich jetzt auch wieder pekuniäre zugesellten. Er war schon zwei Monate im Hotel, hoffte immer auf das Tristanhonorar, das ihm nach der ersten Aufführung ausgezahlt werden mußte, diese kam und kam nicht, — da wurde der Wirt besorgt und sandte Rechnung auf Rechnung. Der geforderte Betrag war ein recht beträchtlicher, da außer den Aufenthaltskosten auch noch das ziemlich ausgedehnte und splendide Diner zu bezahlen war, welches Wagner nach den Konzerten für die Hauptmitwirkenden und Freunde veranstaltet hatte. Es war daher eine recht große Verlegenheit, als Wagner nicht zahlen konnte. Als ich am Abend mit Tausig bei ihm war, jammerte und klagte er über seine elende Lage. Wir hörten ihm teilnahmsvoll zu und saßen niedergedrückt auf dem Sofa, während er in nervöser Hast auf- und abging. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche," lief an die Thür und

klingelte energisch. Tausig raunte mir zu: „Was hat er vor? Er sieht ja gerade aus wie Wotan, der endlich zu einem großen Entschluß gekommen!“ Langsam und zögernd kam der Kellner endlich zum Vorschein — diese Leute merken ja bald, wie der Wind weht — und war nicht weniger erstaunt als wir beide, als Wagner befahl: „Bringen Sie gleich zwei Flaschen Champagner in Eis!“ „Um Gottes willen — in dieser Lage!“ riefen wir, als der Kellner wieder gegangen war. Er aber hielt uns eine eifrige Auseinandersetzung über die Unentbehrlichkeit des Champagners gerade in verzweifelten Situationen: nur dieser helfe über deren Peinlichkeit hinweg. Als das köstlich-teure Naß auf den Tisch kam, getrauten wir uns kaum, davon zu trinken; mehrmals mußte er uns dazu animieren; der Champagner wollte eben an jenem Abend nicht munden; trotz seiner vorzüglichen Qualität, und trotzdem Wagner gerufen hatte: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt!“ —

In Wagners Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung. Als ich am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, zeigte er mir 1000 Gulden, die ihm die Kaiserin — wohl auf Veranlassung Dr. Standhartners — gesandt hatte! Und immer jammerte er noch: „Ich armer, geplagter Mann!“ — worauf ich bemerkte: „Ja, sagen Sie mir doch, welch anderm Sterblichen in solcher Not plötzlich 1000 Gulden ins Haus fliegen?!“ Darauf ließ er dann das Jammern sein und entschloß sich wieder zu Konzerten, die er sich von jetzt an garantieren lassen wollte.

Jedenfalls war es der geplanten Tristanaufführung

nicht förderlich, daß Wagner Anfang Februar nach Prag ging — um Geld zu verdienen. Für ein zu dirigierendes Konzert waren ihm 1000 Gulden rein (ohne Kostenabzug) garantiert und ein zweites unter denselben Bedingungen in Aussicht gestellt. Nach acht Tagen kam er zurück, und diesmal brachte er nicht nur Lorbeeren, sondern wirklich auch Geld mit. Ich war in Wien geblieben, damit während seiner Abwesenheit die Tristanproben keine Unterbrechung erlitten. Die Aufführung wäre nun sicher zu stande gekommen — da wurde ihm ein Antrag aus St. Petersburg, der so verlockend war, daß er ihn nicht ausschlagen konnte: die Philharmonische Gesellschaft garantierte ihm für zwei Konzerte 8000 Silberrubel! (Einer der Briefe genannter Gesellschaft an Wagner ist zufällig in meinen Händen geblieben. Er trägt das Datum des 7. Februar 1863. Wahrscheinlich hatte ich denselben im Auftrag Wagners beantwortet, und war er bei dieser Gelegenheit unter meine Papiere geraten.) Am 20. Februar sollte Wagner abreisen; nach Anfang März hoffte er zum „Tristan“ wieder in Wien zu sein.

In den letzten Tagen vor seiner Abreise schrieb er zu dem in Leipzig bei Weber erscheinenden „Nibelungenring“ noch ein Vorwort, dessen Schluß, der für ihn so bedeutungsvoll werden sollte, mir in Erinnerung geblieben ist. Nachdem er umständlich auseinandergesetzt, daß unter den herrschenden Theaterzuständen die Aufführung der „Nibelungen“ eine absolute Unmöglichkeit, sogar eine Thorheit sei, schloß er mit dem Hinweis: nur ein Fürst, — ein König könne diese That vollbringen. Ein Jahr darauf starb König Max von Bayern; diesem folgte sein junger, schwärmerischer Sohn;

diesem jungen Monarchen fiel nun jene Vorrede in die Hand — und er sagte sich: „Ich will dieser König sein.“ — Wunderbare Zufälligkeiten dieser Welt!

Kaum hatte Wagner dieses ahnungsvolle Vorwort geschrieben, so mußte er nach — Biebrich. Sein dortiger Hauswirt hatte ihm zum 15. Februar gekündigt; es mußten daher seine Sachen ausgeräumt und anderswo untergebracht werden. Die dortigen Freunde halfen ihm natürlich bei diesem unangenehmen Geschäft, das ihm jetzt um so ungelegener kam, als es ihn zu einem so großen Umweg auf der Reise nach Petersburg zwang. Bevor er jedoch diese unvermeidliche Rheinreise antrat, wollte er wissen, wie es um ein gewisses Konzertunternehmen, das in Karlsruhe für ihn geplant wurde, stände, und schrieb mir zur Beförderung folgendes Telegramm auf, das ich ebenfalls noch besitze:

„Musikdirektor Kalliwoda.

Karlsruhe.

Können Sie mir etwas nachweisen? Bitte um Ja oder Nein. Reiseplan hängt davon ab. Antwort einfach bezahlt.

Wagner.“

Da ein Nein erfolgte, beschloß er nun, statt über Karlsruhe, wo immer etwas für ihn geschehen *sollte* — nie aber etwas geschah, an den Rhein über München und Frankfurt zu reisen. Wirtschaftlich war er nun in folgender Lage: Aus Prag hatte er 1100 Gulden und einen silbernen Lorbeerkranz mitgebracht, der mindestens 200 Gulden baren Wert hatte und die Inschriften seiner Opern trug. Außerdem standen bedeutende Einnahmen in Petersburg und Pest

in sicherer Aussicht, da ihm auch in letzterer Stadt Konzerte mit garantierter Einnahme offeriert wurden, und ebenso nochmals in Prag, wo nach seiner Rückkehr aus Petersburg ein zweites Konzert geplant wurde, da das erste einen kolossalen Enthusiasmus erregt hatte. Eine Dame hatte u. a. einen Lorbeerkranz, mit den deutschen Farben geschmückt! überreichen lassen, und trotzdem riefen die Czechen fortwährend ihr slavá, slavá: Czechen und Deutsche waren da einmal einig! — Durch diese Konzerte mußte also eine so hohe Summe zusammenfließen, daß sie Wagner die Vollendung der „Meistersinger" unter allen Umständen ermöglichte, zumal er nach der Wiener Tristanaufführung ein Honorar von 2000 Gulden zu beanspruchen hatte, und ich auch wegen eines Konzertes in diesem Sinne nach Löwenberg geschrieben hatte, wo er bei seiner Rückkehr von Petersburg sehr gut am fürstlichen Hofe konzertieren konnte. Voller Hoffnungen reiste er also am 12. Februar von Wien ab, nachdem Dr. Standhartner, Cornelius, Tausig und ich ihn zum Münchner Bahnhof gebracht hatten. Anfang März wollte er bestimmt wieder zum „Tristan" zurück sein, der bei fortgesetzten Proben gewiß in diesem Monat herauskommen mußte. Für Mai war dann „Tristan" in Prag geplant, da Schnorr um diese Zeit wieder urlaubfrei wurde und darauf brannte, diese ihm vorzüglich liegende Partie zu singen. Zu diesem Behufe sollte ich gleich nach der Wiener Aufführung nach Prag übersiedeln, um dort die Solisten und das Orchester einzustudieren. Mit Schnorr hatte es jedoch immer einen Haken. Kaum hatten die Zeitungen das beabsichtigte Auftreten in Prag gemeldet, als er von einem

Schnorr von Carolsfeld in Oesterreich eine Zuschrift erhielt, die ihm die sonderbare Mitteilung machte, daß, wenn er sich unterstünde, unter seinem Familiennamen auf einem Theater der Monarchie aufzutreten, er sich einer „körperlichen Unschädlichmachung in Ausübung seines Berufes aussetze". Diese Drohung wirkte bedauerlicherweise auf Schnorr, der zwar seinen ungemütlichen Namensvetter gerichtlich verfolgen ließ, trotzdem aber für gut hielt, in Prag nicht aufzutreten.[1]) So war es also dort mit „Tristan" nichts. Und in Wien? Kaum war Wagner fort, so stockten die Proben, und eines Tages im März erfuhr ich, die Oper sei definitiv vom Repertoire abgesetzt! Da hatte ich mich wieder einmal vergeblich abgemüht!

Immerhin war der Wiener Aufenthalt lohnend für mich. Ich hatte der ersten Aufführung der hervorragendsten Teile der „Nibelungen" beigewohnt und miterlebt, daß selbst ein Großer, mittelst früherer Werke bereits populär Gewordener in betreff seiner neuen Oper sofort mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, sobald er sich einfallen läßt, ungebahnte Wege zu betreten, — ich hatte während dieser Zeit mit Dr. Standhartner, Karl Tausig und Peter Cornelius in intimem Verkehr gestanden und besonders des

[1]) Als Schnorr diesen Zwischenfall Wagner berichtete, war dieser darob so ungehalten, daß er ihm gar nicht antworten wollte, sondern mich für ihn schreiben ließ. Leider ließ ich mich bereit finden, diesen unangenehmen Brief zu schreiben, der Schnorr sicherlich weh thun mußte. Er antwortete mir auch nicht, und zu meinem Leidwesen hatte ich in meiner unbedingten Ergebenheit für Wagner meine freundschaftlichen Beziehungen zu Schnorr auf das Spiel gesetzt. D. V.

letzteren gemütvolle Innerlichkeit von Tag zu Tag mehr schätzen gelernt. Unvergeßlich ist mir einer der Märztage, als Tausig draußen in der Vorstadt in Cornelius' Zimmer krank in dessen Bette lag und von diesem wie von einer Mutter gepflegt ward. Tausig hatte sich nämlich „überarbeitet"; er lag in einem nervösen Fieber, das er sich an seinem tollen Arrangement des Walkürenritts geholt hatte, welches dieser größte Klaviertechniker, der vielleicht jemals gelebt, zu seinem eignen Schrecken nun selber nicht zu Ende spielen konnte. Er mühte sich entsetzlich ab, spielte heute nur bis zum hundertzweiunddreißigsten Takt — wo ihm die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur fielen — um es morgen bis zum hundertdreiunddreißigsten zu bringen, nachdem er unaufhörlich immer wieder von vorn angefangen und einen weiteren Takt zu bezwingen bestrebt war. So ging es vierzehn Tage oder drei Wochen fort, bis Cornelius halb verrückt und Tausig wirklich krank geworden war. Ob er es bis zum Schlußtakt gebracht hatte, weiß ich nicht, wohl aber, daß er wochenlang krank bei Cornelius lag. Als ich wieder einmal dort war, kam auch Brahms. Während der verschiedentlichen Gespräche klimperte er zuweilen mit seinen Geldmünzen in der Tasche. Bald wurde das Tausigs „Pflegemutter" unangenehm, und der gute Peter sagte: „Siehst du, mein Kind, heute kommt der Brahms und klimpert dir mit seinem neuesten Verlegerhonorar in der Tasche etwas vor." Nachdem Cornelius mit Brahms weggegangen, war Tausig gesprächiger, als mir für seinen Zustand gut dünkte. Vor allem ärgerte er sich über Bendel, der auch in Berlin das Weimarer Gerede über ihn in

Umlauf gebracht hatte, wie Tausig von dort geschrieben worden. Er versicherte mich, es sei durchaus unwahr, daß er eine lebende Katze in einen glühenden Ofen geworfen, und daß er die ihm von Liszt geliehene Originalpartitur der Faustsymphonie einem Weimarer Käsekrämer als Makulatur verkauft habe. Um ihm Ruhe zu gewähren, ging auch ich, da er sich bei Cornelius' alter Hauswirtin in den besten Händen befand. Ich sah ihn nicht wieder; er starb nur allzufrüh am Typhus in Leipzig.

An sonstigen Bekanntschaften in Wien habe ich noch die des Konzertmeisters Joseph Hellmesberger und des Komponisten Goldmark zu verzeichnen. Mit letzterem wurde ich recht befreundet. Wir begegneten uns öfters, und zwei Jahre später besuchte er mich in Augsburg.

Da sich der Aufenthalt Wagners bei seinen immensen Erfolgen in Petersburg immer weiter ausdehnte, und im Kärtnertheater sein „Tristan" beharrlich schlief, beschloß ich Mitte März von Wien aufzubrechen, um so mehr, da auch Schindelmeisser dazu riet, der wiederholt in Osthofen die Befürchtung hatte laut werden lassen, daß mich Wagner „nur zu seinen egoistischen Zwecken benutze, und es ihm nicht einfiele, ernstlich für mich etwas zu thun". So sehr ich auch dieser Anschauung opponierte, so war ich leider außer stande, ihr Gegenteil zu demonstrieren. Es war mir daher sehr lieb, wenigstens heimschreiben zu können, Wagner habe mir vor seiner Abreise die Leipziger Kopistengelder bezahlt; mehr könne er vorläufig nicht thun. Dort und in Darmstadt wußte man nicht, daß er noch lange nicht so weit war — andern die Betten zu machen.

Nachdem ich noch auf dem Währinger Kirchhof am Grabe Beethovens und am Grabe Schuberts geweilt, fuhr ich abends in Begleitung Dr. Standhartners und mit Cornelius nach dem Nordbahnhof. Ich reiste zunächst nach Dresden, um mich bei Schnorr zu vergewissern, ob es wirklich in Prag nichts mit dem „Tristan“ würde, konnte ihn leider aber nicht sprechen.

In Leipzig hielt ich mich etwa acht Tage auf, um mit der Schriftstellerin Luise Otto-Peters einen Operntext über das letzte halbe Lebensjahr des Dichters und Helden Theodor Körner zu vereinbaren. Am 26. August jenes Jahres sollte dessen fünfzigster Todestag in ganz Deutschland gefeiert werden; ich wollte dazu auch das Meinige beitragen. Den Plan zur Oper hatte ich von Wien mitgebracht, und Frau Luise Otto ging bereitwillig darauf ein. Mit den Anfangsscenen versehen, reiste ich dann nach Osthofen, wo ich sofort ans Werk ging.

Immer noch berichteten die Zeitungen über Wagners immense künstlerische und pekuniäre Erfolge in Rußland. Ob er noch dort, oder endlich wieder nach Wien gekommen sei, wußte ich nicht, erfuhr es jedoch in dem nachstehenden Brief von Fräulein Mathilde Maier, welcher lautete:

Mainz den 17. Mai 1863.

Lieber Herr Weißheimer!

Vor Allem meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief, der mir damals so erfreuliche Nachricht brachte! [1])

---

[1]) Wahrscheinlich berichtete ich ihr auf Wagners Wunsch dessen Wiener Erfolge. D. V.

Die ganze Zeit hatte ich gehofft, ihn mündlich ausrichten zu können, da ich gehört, daß Sie schon so lange in Osthofen sind, und nicht gedacht hatte, daß Sie Ihre Mainzer Freunde so ganz vergessen hätten, um nicht einmal nach ihnen zu sehen. Weil nun aber meine Hoffnung vergeblich gewesen, so habe ich die Absicht, durch eine neue Mühe, die ich Ihnen auflade, Sie an uns zu erinnern. Meine Bitte an Sie bezieht sich, wie Sie leicht errathen werden, auch auf unsern verehrten Freund, der, wie Sie wohl wissen werden, seine Absicht, am Rhein eine dauernde Niederlassung zu finden, aufgegeben und in einem Landhause eines Baron v. Rochow in Penzing bei Wien bleibendes Asyl gefunden. Freitag, den 22. Mai, ist nun sein Geburtstag, zu dem er uns letztes Jahr eingeladen, und den er damals so heiter mit uns beging. Sie begreifen also wohl meinen Wunsch, den Tag dies Jahr nicht ohne freundliche Erinnerung daran vorübergehen zu lassen. Ich möchte deßhalb gar zu gern, daß er wie damals einige blühende schöne Rosenstöcke von uns bekäme! Aber wie das anfangen? Ich kenne niemand in Wien. Haben Sie nicht dort irgend einen Freund, dem Sie deßhalb schreiben könnten und ihn bitten, am bestimmten Tage, also nächsten Freitag,[1]) etwa sechs schöne Rosenstöcke, natürlich blühend, zu Wagner zu besorgen? Gern hätte ich die Auslagen

---

[1]) Wie besorgt! Ich glaube an Freund Cornelius geschrieben zu haben, der sicherlich ihren Wunsch erfüllte. D. V.

dafür gleich mitgesandt, wenn (ich) mir nur irgend einen Begriff machen könnte, was dort so etwas kosten mag. Es wäre vielleicht am einfachsten, wenn der gefällige Freund für den Betrag Postvorschuß auf Sie nehmen wollte, und Sie mich dann umgehend von Ihrer gütigen Auslage in („Kenntniß?") setzen würden, um mich so bald als möglich meiner Schuld entledigen zu können. Die viele Mühe, die ich Ihnen hiermit mache, wird durch die Voraussetzung entschuldigt, daß Sie gewiß gern dazu beitragen, Wagner eine kleine Freude zu machen! — Und er hat Rosen gar zu gern!

Wie geht es denn Ihrer Familie? Hat Ihr Vater sich nun wieder etwas von dem Verlust, der ihn so sehr schmerzlich getroffen haben soll[1]), erholt? — Sie könnten doch wirklich, ehe Sie die Gegend wieder verlassen, uns einmal besuchen! Es würde uns alle herzlich freuen! Daß meine Schwester (die Kät') schon seit November in Petersburg ist, haben Sie wohl gehört? Sie hat dort den ganzen Sturm der Wagnerbegeisterung miterlebt. Nun adieu und auf baldiges Wiedersehen! Freundlichste Grüße an Sie und Ihr Haus!

Mathilde Maier.

Weiteres hörte ich dann von meinem Freunde Dr. Schüler in folgendem Schreiben aus

---

[1]) Es war der sechsjährige Sohn meines ältesten Bruders, Hans Weißheimer, gestorben, den er so sehr betrauerte.

D. V.

Wiesbaden, 28. Mai 1863.

Lieber Freund!

Ein Auftrag Wagners gibt mir willkommene Gelegenheit, mich brieflich an Dich zu wenden. Ich soll Dir nämlich nebst herzlichem Gruße und der Bitte, bald etwas von dir hören zu lassen, Wagners Adresse in Penzing bei Wien Nr. 221 melden.[1]) Wagner ist mit Einrichtung seiner neuen Wohnung beschäftigt und deßhalb wohl an eignem Schreiben verhindert. Er scheint mit seinem neuen Domicile ganz zufrieden zu sein. Die Nichtaufführung seines „Tristan" hat er noch nicht verschmerzt.

Mit Freuden habe ich von meinem Schwiegervater[2]) von Deinem Wohlergehen und Eurem neulichen frohen Zusammensein gehört und dabei bedauert, nicht unter Euch gewesen zu sein. Für Deine in Arbeit begriffene Oper habe ich das lebhafteste Interesse und hoffe noch vor deren Aufführung von Dir mit derselben bekannt gemacht zu werden. Vielleicht kommst Du einmal zu Deiner Erholung hierher.

Durch die Uebersendung Deiner Photographie würdest Du mich sehr erfreuen. Mit herzlichem Gruß

Dein

Dr. Carl Schüler.

---

[1]) Ich hatte ihm bereits unter ähnlicher Adresse zu seinem Geburtstag gratuliert und ihn mit dem Gegenstand meiner jüngsten Arbeit bekannt gemacht. D. V.

[2]) Regierungsrat Städel in Darmstadt, mit dessen einziger Tochter Emilie sich Dr. Schüler kürzlich verlobt hatte. D. V.

Auch der folgende Brief Schindelmeisser's brachte mir unter anderm Neues über Wagner. Da ich Briefe nicht gerne verstümmle, setze ich auch den unwesentlichen Anfang her.

Lieber Weißheimer,

ich melde Ihnen dankerfüllten Herzens den richtigen Empfang des köstlichen Weines, von dem eine Flasche allsogleich aufgemacht und auf das Wohl der Familie Weißheimer ausgestochen wurde. Der edle Rebensaft erinnerte mich lebhaft an jene schöne Zeit, wo es mir vergönnt war, seinesgleichen in Osthofen selbst, an der Quelle — und im Kreise Ihrer verehrten Familie zu trinken. Mittlerweile bin ich jetzt drei Wochen wieder zu Haus und zur langersehnten Ruhe gekommen. Wenn Sie mich nun mit Ihrem Besuch erfreuen wollen, so stehe ich zu Ihrer Disposition; vergessen Sie nicht, nebst dem Buch des „Theodor Körner" auch den „Wiland der Schmied" mitzubringen — ich bin gar zu neugierig, diese literarische Rarität kennen zu lernen.

Sollte es nicht gerathen sein, daß Sie mich von dem Tag Ihrer Ankunft vorher in Kenntniß setzen? Es wäre gar so leicht möglich, daß ich vielleicht gerade einen Ausflug gemacht hätte. —

Vor etwa acht Tagen bekam ich einen Brief von Richard Wagner, in welchem er mir ankündigt, daß er gesonnen sei, Anfang September eine große musikalische Aufführung seiner Kompositionen

in unserem Theater zu veranstalten, und er beauftragt mich, dafür zu sorgen, daß er:

1. vom Großherzog dazu eingeladen werde,

2. daß er die volle kostenfreie ganze Einnahme der bei erhöhten Preisen stattfindenden Vorstellung bekomme! Alles ad mojorem Dei gloriam!! — Bescheidenheit ist eine schöne Sache!

Wenn Sie hierher kommen, sprechen wir weiter darüber; mittlerweile habe ich ihm geantwortet, daß Niemand von den Persönlichkeiten gegenwärtig in Darmstadt sei, die wir zur Vermittlung brauchen, daher ich mich darauf beschränken müsse, ihm vorläufig nur den Empfang seines Briefes anzuzeigen, um später wieder darauf zurückzukommen.

Meine gehorsamsten Empfehlungen an Ihre verehrten Eltern und meine freundlichsten Grüße an alle Geschwister, Schwäger und Verwandte

von Ihrem treu ergebenen

Schindelmeisser.

Darmstadt, den 18. Juni 1863.

Endlich ergreift Wagner selbst die Feder, um mir einen „kurzen" Brief zu schreiben, der aber der längste von allen wurde und die wichtigsten Geständnisse enthält:

Penzing bei Wien, 10. Juli 1863.

Mein lieber Wendelin!

Besser einmal kurz, als lange gar nicht!

Haben Sie noch herzlichen Dank für Ihren lieben Geburtstagsbrief. Viel Glück und innigen

Antheil für Ihre Arbeit: möge Alles gelingen! — das ist nicht wenig!

Mit mir hat es eine eigene Bewandniß: es will nicht mehr gehen! Mein fünfzigster Geburtstag, den ich in voller Abgeschiedenheit, einsam, ohne eine mir gehörige Seele verbrachte, hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, der in seinen Folgen sich als ein traurig entscheidender Wendepunkt meines Lebensmuthes ausbildet. Es geht nicht mehr, und ich fühle mich zu fremd in dieser Welt, in welcher ich für Alles, für Kunst und Leben, Wille und Gemüth, mich vollständig gehemmt finde.

Ich hab' keine Lust mehr: die Erschütterungen und das Erkennen der Ohnmacht des Einzelnen sind zu groß und bestimmt. Sie werden das in Ihrem Alter nicht recht begreifen können. Von mir gilt einfach der Ausdruck, — das Leben — satt haben. Mir fehlt nicht mehr als Alles, um menschlich leben zu können.

So sehr ich der Ruhe bedurfte, so ängstigt mich auch wieder die gänzliche Aussichtslosigkeit meiner eigentlichen theatralischen Vorhaben. Ich werde, um einigermaßen diese Angst loszuwerden und wirklich selbst um zu probiren, ob diese Art Aufregungen mich wieder etwas der Lebenshoffnung zuführen können, zu Zeiten an ähnliche Conzertaufführungen wie die Wiener gehen. Da ich auch Rußland nicht sobald wieder heimsuchen möchte, das endliche Versiegen meiner dortigen Ersparnisse (nach Bestellung der voll=

ständigen Einrichtung eines Hauses und andern schweren Einbußen) mir aber auch wieder Sorgen für die Zukunft erweckt, habe ich Orte, wo ich gute Orchester finde, und ich sonst mir willfährige Menschen weiß, hierfür ins Auge gefaßt. So habe ich denn auch an Schindelmeisser mich für Darmstadt gewandt: er möchte durch Dalwigk den Großherzog bestimmen, mir seine musikalischen Institute zu einer großen Aufführung, ähnlich der Wiener, zu Gebote zu stellen, die Einnahme, mit erhöhten Preisen, mir überlassen. Etwa Anfang September. Wenn der Großherzog in dieser Weise großmütig handelte, würde dies mich wie ihn ehren und könnte für andre Fürsten als ein gutes Beispiel gelten. Schindelmeisser antwortete mir zunächst, weder der Eine noch der Andere seien jetzt gegenwärtig, doch habe die Sache ja noch Zeit, und er würde, sobald es so weit sei, nach meinem Wunsch die Sache vertragen. —

Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, suchen Sie daher nun einmal Schindelmeisser auf und heizen Sie ihm ein. Ich bin erböthig, mich selbst an Dalwigk oder auch den Großherzog zu wenden, sobald mir dies als nützlich zu verstehen gegeben wird.

Lassen Sie, ich bitte, auch sonst wieder bald von sich hören. Ich lebe hier gänzlich abgeschieden und habe mich noch nicht wieder überwinden können, mich um „Tristan" zu bekümmern! —

Bisher habe ich wieder an den „Meistersingern" instrumentirt. Aber es geht sehr langsam; ich be-

kenne, der üppige Quell der Laune und des Lebensmuthes, aus der solche Arbeitslust fließen muß, ist jetzt bei mir versiegt. Ich weiß auch nicht, wo ich es hernehmen soll, im Hinblick der Erbärmlichkeit der Theater. In dieser Hinsicht würde mich allerdings das Flottwerden des „Tristan" sehr erfrischt haben.

Wenn es in Darmstadt zu etwas kommt, so verspreche ich aber doch noch das „Schusterlied" (also dort zum ersten Male), vielleicht auch den Chor „Wacht auf!" und so weiter.

Vielleicht macht mir dies alles wieder Lust. Jetzt steht es elend mit mir. —

Nun, schönen Gruß an den vortrefflichen Papa und die gütige Mutter: auch Schwestern und Brüdern rufen Sie mein Andenken freundlich zurück. —

Mit großer Rührung erinnere ich mich stets Ihrer Leiden und Sorgen mit mir und um mich in Wien!

Immer der Ihrige von Herzen

Rich. Wagner.

Dieser Brief ist für die Wagnergeschichte von großer Bedeutung; denn er dokumentiert, daß Wagner damals das Leben satt hatte, daß ihm die rechte Arbeitsfreude fehlte, daß der üppige Quell der Laune und des Lebensmutes in ihm versiegte, und daher an eine Vollendung selbst der „Meistersinger" kaum zu denken gewesen wäre, hätte sich nicht im folgenden Jahre das ihn rettende Wunder ereignet, welches ihn plötzlich aller irdischen Sorgen enthob und ihn auf eine Lebenshöhe schnellte, wie sie keinem Künstler vor

ihm beschieden war und auch wohl nach ihm keinem mehr zu teil werden wird. Und wie stellte es sich, dieses einzige Wunder, zur rechten Zeit ein! Privathilfe war für ihn durchaus unzureichend, selbst was er durch Konzerte zusammenbringen konnte, reichte nur für den Augenblick hin. Es mußte daher ein Krösus kommen, der ihm seine Schatzkammer öffnete. Wo sollte der aber herkommen? — — Vom Himmel! — Kaum von einer großen Kunstreise zurückgekehrt, die ihm eine Summe einbrachte, mit welcher jeder andre einige Jahre sorgenfrei leben und schaffen konnte, will er wieder in Darmstadt konzertieren, das heißt, Geld verdienen. Gleich nach Empfang des Briefes von Schindelmeisser stieg in mir die Befürchtung auf, daß die letzte große Einnahme statt nach Jahren am Ende schon in wenigen Monaten aufgezehrt worden sei, und nun wurde jene Befürchtung zur Gewißheit, da er sie selbst bestätigte. — Wie hatte mir im Herbst Hans v. Bülow unter anderm geschrieben? „Unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld“ konsumiert werden kann!“ Und gar jetzt! Wiederum spricht er von der vollständigen Einrichtung eines Hauses! Nun — das Landhaus des Barons v. Rochow in Penzing[1]) wird wohl nicht ganz leer gestanden haben und beanspruchte gewiß keine so beträchtliche Summen, um instand gesetzt zu werden. Das leidige Faktum stand also

[1]) Vergleiche den Brief von Mathilde Maier, der mir hierüber die erste Auskunft gab. Noch über vieles könnte die genannte Dame sicherlich Aufschluß geben, wenn sie sich entschließen möchte, ihre Wagnerbriefe zu veröffentlichen, deren sie, wie man mir in Mainz sagte, nicht weniger als anderthalbhundert direkt von ihm empfangen haben soll! D. V.

fest: Wagner war wieder ein „Finanzgenie" im — Ausgeben gewesen. Nun sollte plötzlich in Darmstadt Himmel und Hölle: Großherzog und Dalwigk! in Bewegung gesetzt werden, und ich sollte Schindelmeisser „einheizen", der ihm nicht gleich mit Volldampf entgegenkam. (Dieser hatte ja auch in diesem Punkte seine Erfahrungen gemacht — wie noch in viel höherem Grade Liszt, der längst in solchen Dingen keine Antwort mehr gab; denn er wußte nur allzugut, daß Wagner in pekuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.)

Nach Empfang des Briefes vom 10. Juli machte ich mich (meinerseits natürlich mit Volldampf) nach Darmstadt auf, um Schindelmeisser die verlangten Textbücher zu geben und womöglich die Angelegenheit Wagners in Fluß zu bringen. Da an ein Durchsetzen seiner Bedingungen nicht zu denken war, kam immerhin eine Verständigung dahin zu stande, daß Hoftheaterdirektor Tescher bereit war, dem Großherzog das Wagnersche Gesuch zur Annahme zu empfehlen, falls dieser unter Garantie einer gewissen Summe sich mit der Hälfte der Reineinnahme begnügen wolle. Ich teilte Wagner diesen Vorschlag mit, mit dem Ersuchen, Herrn Tescher zu schreiben, falls er damit einverstanden sei. Zugleich erbot ich mich, in diesem Sinne auch in Rotterdam vermitteln zu wollen, wo mein Freund Hermann Levi als Kapellmeister wirke, durch dessen Einfluß ein derartiges Konzertunternehmen leicht zu stande kommen könne. Schließlich teilte ich ihm noch mit, daß Theaterdirektor Wirsing das Vorspiel zu meiner neuen Oper unter dem Titel „Deutschlands Erhebung" gelegentlich der fünfzigsten Jahresfeier

der Schlacht bei Leipzig dort zur Aufführung bringen würde. — Schindelmeisser hatte nicht nur das Textbuch des „Theodor Körner“ ungemein gefallen, sondern nicht minder auch meine Musik, welche ich ihm, soweit sie gediehen war, auf seinem Klavier vorspielte. Er freute sich, die Oper bereits in Leipzig angenommen zu wissen, und sah der demnächstigen Aufführung des Vorspiels derselben mit Interesse entgegen.

Auf meine verschiedenen Vorschläge und sonstigen Mitteilungen verzögerte sich Wagners Antwort etwas, da er gerade in Pest weilte, um dort Triumphe zu feiern und eine gute Einnahme zu machen. Nachdem die Sache beendigt, schrieb er mir nach Leipzig, wohin ich inzwischen gereist war:

Penzing bei Wien, 2. August 1863.

Liebster Wendelin!

Glückauf zu Leipzig!

Soeben aus Pest zurückgekehrt, finde ich Ihren freundlichen, guten Brief vor. Ich sage Ihnen Dank für Ihre Mittheilungen wegen Darmstadt: soeben schrieb ich demnach an Herrn Tescher in dem von Ihnen mir gegebenen Sinn.

Ihre Nachweisung von Rotterdam ist mir sehr angenehm. Ich bitte Sie, augenblicklich an Ihren Freund, den dortigen Kapellmeister, zu schreiben, und autorisire Sie, durch ihn dem dortigen Theatercomitté in meinem Namen den Vorschlag zu machen, mich zu einer Conzertaufführung im größeren Styl (wie in Wien) nach Rotterdam zu berufen. Als Zeit

ist mir eine jede recht; nur wäre mir der nächste September am allerliebsten. Am nobelsten wäre es, wenn die dortigen Liebhaber meiner Musik zusammenträten, Alles arrangirten (wie es in Prag geschah) und mir, nach einfachem Abzug der Kosten, die volle Einnahme zu Gebote stellten. Ginge es ohne die Theaterdirektion nicht, und müßte ich demnach etwa mit der Hälfte der Einnahme vorlieb nehmen, so müßte diese wenigstens mir hoch genug garantirt sein, um das Unternehmen mir der Mühe werth erscheinen zu lassen. Ohne 1000 Gulden reinen Gewinn möchte ich nicht die Sache annehmbar finden; jedoch bin ich zu zwei Conzerten erbötig (in Pest hätte ich ein Drittesmal dasselbe Conzert haben können).

Sehen Sie, Liebster, was Sie mir zu Stande bringen. —

Seit der schrecklichen Katastrophe mit Schott im vorigen Herbst [1]) und dem Innewerden meiner unglaublich hülflosen und verlassenen Lage von damals ist eine wachsende Angst über mich gekommen, die in mir, das fühle ich, keine Ruhe zur Arbeit wieder aufkommen läßt, ehe ich nicht auf jede Weise mir mein Leben einigermaßen gesichert habe. Die Grundlage hierzu habe ich mir nun durch eine dauernde Niederlassung und gründliche häusliche

[1]) Als Verleger Schott im Bade Kissingen weilte und Wagner ihn dort nicht sprechen konnte, er somit die damals unbequeme Reise (unter anderm per Post von Schweinfurt nach Kissingen) von Biebrich vergebens hin und zurück gemacht hatte.

D. V.

Einrichtung gewonnen; ich muß nun zunächst sehen, wie ich auch für mein ferneres Auskommen weiter sorge, da ich meiner innersten Ueberzeugung nach auf die Theater für meine neuen Werke gänzlich verzichte. Nachdem ich fünfzig Jahr geworden, muß ich wissen, wovon ich leben soll; der unglaubliche Erfolg, den ich soeben wieder in Pest hatte, zeigt mir den Weg, auf welchem ich, wenn auch mit großen Aufopferungen, etwas für meine Zukunft thun kann. Die Welt begreift nur den Virtuosen und bezahlt ihn; an der Spitze eines Orchesters mit meinen wenigen Kompositionen erscheine ich als ein solcher, und in dieser Qualität muß ich denn jetzt — zu höchster Zeit — für mich sorgen.

Also — bringen Sie Rotterdam in Ordnung! — Versteht sich, daß ich dann die Rotterdamer Kapellmeisterstelle für Sie in Ordnung bringe.[1])

Herzlichen Gruß an Rosalie!

Ihr

Richard Wagner.

Ich schrieb hierauf nach Rotterdam und erhielt von Kapellmeister Levi folgende ausführliche Antwort:

Lieber Freund!

Gestern erst war eine Comitésitzung, in der ich in der bewußten Frage Bescheid erhielt; das Comité

---

[1]) Levi war nämlich vom nächsten Jahre an als Hofkapellmeister in Karlsruhe engagiert, wodurch die Rotterdamer Kapellmeisterstelle frei wurde. D. V.

hatte seither, bei beginnender Saison, den Kopf so voll, daß es für alle das Geschäft nicht direkt betreffenden Fragen fast unzugänglich war. Nach langem Hinundherdebattiren ist beschlossen worden, Wagner nicht zu einem Conzert hierher einzuladen; es wäre zu weitläufig, wenn ich Dir alle Gründe, die diesen Beschluß gerechtfertigt erscheinen lassen, mittheilen wollte; die Geldfrage spielt hier, wie überall, eine Hauptrolle, und vom geschäftlichen Standpunkte kann das Comité in der That kaum auf Deinen Vorschlag eingehen. Unsere Oper ist weder Privat- noch Aktienunternehmen; das Publikum, d. h. die Abonnenten sind zugleich Inhaber des Theaters; sie wählen einen Ausschuß von einundzwanzig Mitgliedern, diese wieder ein engeres Comité von fünfen; das Haus ist für die ganze Saison im Voraus fast ausverkauft; dagegen hat das Comité nicht das Recht, abonnement suspendu oder erhöhte Preise anzusetzen; die Abonnenten haben zu Allem, was im Theatergebäude geschieht, Zutritt, außer den Benefizen der engagirten Mitglieder. Das Comité ist deßhalb nicht im Stande, bedeutende Künstler gastiren zu lassen; es müßte großes Honorar zahlen, ohne einen Gulden mehr einzunehmen; aus demselben Grunde ist also auch ein Conzert Wagners nur zu veranstalten, wenn die Abonnenten Zutritt haben, die Direktion also ein bedeutendes Honorar zahlt, ohne eine größere Einnahme zu erzielen. Dazu wollen sich aber die rechnenden Holländer nicht verstehen.

Bei weitem günstiger ist mein Vorschlag aufgenommen worden, Wagner einzuladen, seinen „Lohengrin“ hier zu dirigiren (natürlich gegen Honorar) — ein fester Beschluß ist freilich noch nicht gefaßt worden, ich bin aber überzeugt, daß, wenn Du meinst, daß Wagner dazu bereit ist, man ihm ein sehr gutes Honorar zahlen wird. Vielleicht nimmt dann die Matschapy für Beförderung der Tonkunst die Sache auf und veranstaltet zu derselben Zeit ein Conzert. Glaubst Du, daß Wagner für ein Honorar von fünf bis sechshundert Gulden den „Lohengrin“ dirigiren wird? Schreibe Wagner noch Nichts; in einigen Tagen erhältst Du von mir einen zweiten Brief, der einen bestimmten Vorschlag enthält. Daß mir persönlich die Sache sehr am Herzen liegt, kannst Du Dir denken; schon lange sehne ich mich, Wagner kennen zu lernen. Noch ein anderer Punkt ist es, der mir bange macht. Ich habe mich nämlich bei der Aufführung des „Lohengrin“ nach der Decke strecken müssen; unser Haus ist sehr klein; das Orchester konnte nicht vergrößert werden, dreifaches Holz, vier Trompeten 2c. waren nicht aufzutreiben; ich habe also — horribile dictu — die ganze Oper für zwei Flöten, zwei Hoboen (oder Hoboe und englisch Horn), eine Clarinette und Baßclarinette, zwei Fagotten arrangirt, die Trompeten auf der Bühne weggelassen oder im Orchester blasen lassen, viele, viele Striche gemacht 2c. Was wird Wagner dazu sagen? [1]) Trotz alledem ist die

[1]) Das ließ sich denken. D. V.

Aufführung im vorigen Jahre vortrefflich gewesen, die Aufnahme von Seiten des Publikums brillant, zwölfmal hintereinander; „Fidelio" ist die einzige Oper, die ebensoviel Vorstellungen in einer Saison ermöglicht hat. Wird Wagner sich herbeilassen, das Werk in dieser Gestalt zu dirigiren? Die Orchesterstimmen sind mit Strichen und in meinem Arrangement ausgeschrieben. Wagner würde, wenn er hierher käme, großen Jubel erregen; ob er aber von der Aufführung des „Lohengrin" sonderlich erbaut wäre, bezweifle ich sehr.

Entschuldige meine zerfahrenen Sätze; ich habe alle Hände voll zu thun; mein Regisseur hat seinen Abschied verlangt und erhalten; nun bin ich ganz allein. Morgen Abend erste Vorstellung (Fidelio). Fünf große Proben; nun geht er auch vortrefflich. Schreibe mir Deine Ansicht, besonders in Bezug auf meine Furcht, wie Wagner das Arrangement, die großen Striche 2c. aufnehmen wird. Ueber das fragliche, von der Matschapy zu veranstaltende Conzert erfahre ich auch nächster Tage Näheres; hoffentlich kommt die Sache in einer Wagners Wünschen entsprechenden Form zu Stande.

Mit herzlichem Gruße
Dein
Hermann Levi.

Rotterdam, 5. September 1863.

Meines Erinnerns dankte ich Levi herzlich für seine freundwillige Bethätigung in der Sache und machte ihm

den Vorschlag, vor allem das Konzert der Matschapy energisch zu betreiben, dann regle sich die Lohengrin-frage von selbst; denn es würde schwer werden, wegen der fünf- bis sechshundert Gulden Wagner von Wien nach Rotterdam zu bringen, falls das Darmstädter Konzertprojekt etwa nicht zur Ausführung käme, welches augenblicklich allein von dem Großherzog abhinge. Wegen der Striche im „Lohengrin" brauche Levi nicht allzu ängstlich zu sein; Wagner habe gegen das Ende des zweiten und dritten Aktes in Frankfurt selbst mehrere Kürzungen beibehalten, welche dem Gesamteindruck eher förderlich als schädlich gewesen, — nur im ersten Akt dulde er keine Striche. Das Arrangement der Instrumentierung sei freilich ein heikler Punkt, mit dem man Wagner vorläufig nicht kommen dürfe, — wäre er jedoch einmal dort, so würde er hierüber schon eher mit sich reden lassen, denn schließlich sei ein etwas reduzierter „Lohengrin" doch immer besser als gar keiner 2c. 2c.

Da das Matschapykonzert nicht zu stande kam und auch aus Darmstadt ungünstige Nachrichten eintrafen, fielen sämtliche Projekte über den Haufen — man schrieb damals 1863! —

Nach einigen höchst beifällig aufgenommenen Aufführungen meines Körnervorspiels im Leipziger Stadttheater kehrte ich wieder nach Osthofen zurück, um so schnell als möglich das ganze Werk zu vollenden. Ganz so schnell wie ich dachte, ging das jedoch nicht. Ich konnte mich in diesem Punkte mit Wagner trösten, der unterm 20. Nov. 1861 bereits an Schott u. a. geschrieben hatte: „Mit

1. Okt. 1862 muß die Oper (die Meistersinger) an alle deutschen Theater versandt und hoffentlich vor Dezember auf allen aufgeführt sein." Das dauerte bekanntlich länger, viel länger; denn erst im Oktober 1867 wurde die Partitur vollendet, und die erste Aufführung zog sich bis Juni 1868 hinaus! Da ich ungestört an der Arbeit bleiben konnte, brachte ich immerhin im Winter 63 bis März 64 die Komposition meines Körner bis zum letzten Akt und die Instrumentierung bis zum dritten. Als ich gerade Lützows wilde verwegene Jagd instrumentierte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aufgerüttelt, und zwar befremdlicherweise aus Stuttgart:

Telegramm.

(Worms von Stuttgart.)

Aufgegeben den 29. April 12 Uhr 15 Min. Nachmitt. Angekommen den 29. 3 Uhr Nachmitt.

Wendelin Weißheimer, Osthofen.

Bote frei.

Bin einige Tage hier, hôtel Marquard und bitte um Ihren Besuch. Besten Gruß.

Richard Wagner.

Ich wähnte ihn in Penzing ruhig bei der Arbeit — was konnte ihn fortgetrieben haben? Gewiß wieder „die alte Müh' — die alte Not" — wie sich später einmal Frau Mathilde Wesendonck in Zürich äußerte. Leider war dies bei ihm jetzt mehr denn je der Fall: pekuniäre Drangsale nötigten ihn, Penzing im März 1864 zu verlassen. Soviel sich hierüber aus seinem Brief an Frau

Eliza Wille in Mariafeld bei Zürich entnehmen läßt, beabsichtigte er auch dieses Jahr wieder eine größere Kunstreise nach Rußland zu machen, und hatte, um bis dahin ungestört bei der Arbeit bleiben zu können, wohl in Wien ein Kapital in Höhe der gehofften russischen Einnahme im voraus aufgenommen. Aus mir unbekannten Gründen zerschlug sich jedoch das geplante Konzertunternehmen in Rußland, und seine Wiener Gläubiger mochten ihm darob auf den Leib gerückt sein. Er entzog sich diesen „Drangsalen" durch eine schnelle Reise in die Schweiz, wo er sich bei Herrn Wille „zu kurzem Aufenthalt" in Mariafeld anmeldete. Herr Wille machte jedoch gerade einen Ausflug nach — Konstantinopel, und noch eh' Wagner von diesem Abhaltungsgrund benachrichtigt werden konnte, war er bereits seiner schriftlichen Ankündigung *persönlich auf dem Fuße gefolgt*. Da nichts andres übrig blieb, ließ ihm nun Frau Wille schnell einige Zimmer einrichten — Wagner war schon während seines langen Züricher Aufenthalts mit Willes befreundet gewesen — und hier blieb er einige Wochen, die Entwicklung der Dinge erwartend. Er empfing viele Briefe, und kamen solche, „die ihn verstimmten, so zog er sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück", wie Frau Wille in der „Deutschen Rundschau" 1887 erzählt.[1]) Viel wird er da wohl nicht komponiert haben, und

---

[1]) Die dort (Heft 5 und 6) mitgeteilten Gespräche tragen in den Aeußerungen Wagners übrigens nicht immer den Stempel der Natürlichkeit — öfters erscheinen sie in einem etwas zu blühenden, poetischen Gewande, welches Wagner in Unterhaltungen gewöhnlich zu vermeiden bestrebt war. D. V.

wenn trotzdem Frau Wille S. 411 die „Meistersinger“ das Werk nennt, „das fast unter ihren Augen entstanden war“, so ist das eine Uebertreibung, welche lebhaft an die „fast halbhundertjährige Freundschaft“ Ferdinand Prägers erinnert.

Aus Petersburg hatte Wagner immer noch günstige Nachrichten erwartet bezüglich des Konzertunternehmens, das ihm unter den Füßen brannte. Er wendete sich auch an jene Großfürstin, die ihn ermächtigt hatte, sich „unter allen Umständen auf ihre thätige Freundschaft zu stützen“. Statt der gehofften Hilfe kam ein Absagebrief. Inzwischen war Herr Wille von seiner Reise zurückgekehrt; da aber gleichzeitig auch von Wien entscheidende Nachrichten eingelaufen sein mußten, so beschloß Wagner aufzubrechen und sofort nach — Stuttgart zu reisen.

Wagner in Stuttgart.

Die Veranlassung zu dieser Reise ist wohl in dem guten Verhältnis Wagners zu Hofkapellmeister Karl Eckert in Stuttgart zu suchen, durch dessen Einfluß er hoffen konnte hier endlich seinen „Tristan“ zur Aufführung zu bringen. Er wohnte zu diesem Behufe einer Opernvorstellung im Hoftheater bei — die vorhandenen Kräfte schienen ihm für den „Tristan“ jedoch nicht ausreichend zu sein, und entmutigt gab er das Vorhaben auf. Nicht wissend, was zunächst zu beginnen, telegraphierte er mir in seiner Not nach Osthofen

und schon am folgenden Tag, Samstag den 30. April, war ich bei ihm. Welch trauriges Wiedersehen, — den großen Genius ratlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak ich bei seinen Worten: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich davor nicht bewahren!“ Auf meine bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, ich hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab er mir eine ähnliche Auskunft wie in dem bereits angeführten Brief an Frau Wille, und mit Schrecken wurde mir der fluchtartige Charakter seiner Reise allmählich klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Eclat mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn er es auch nicht direkt aussprach, so war ich dennoch nicht im mindesten davon überrascht, als mir Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rat würde. Als er mich dann mit Thränen in den Augen fragte, ob ich ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, sagte ich unbedingt zu. In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich allein auch gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war. Ich war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf mein „Ja“ fiel er mir in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten wir uns über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — Rauhen Alb, wo ich so rasch als möglich den Klavierauszug des ersten Meistersingeraktes beenden sollte, um

damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlassen. Die Abreise wurde auf übermorgen oder spätestens Dienstag festgesetzt, da morgen, Sonntag den 1. Mai, Mozarts „Don Juan“ im Hoftheater angesetzt war, den Wagner gern noch einmal hören wollte.

Den Samstagabend brachten wir in der Wohnung Kapellmeister Eckerts zu, der Wagner nicht minder ergeben war wie seine schöne, liebenswürdige Ehehälfte, die, wie mir Wagner mitteilte, erst mit einem Wiener Bankier verheiratet gewesen, dann aber mit Eckert nach Stuttgart gekommen sei, als dieser von dort nach hier übersiedelte, nachdem er den Wiener Kapellmeister-, sogar Intendantenposten niedergelegt hatte. In dieser Eigenschaft sei Eckert der erste Lohengrinbahnbrecher in Wien gewesen. Die ihm nach Stuttgart nachgefolgte Frau Käthi habe sich vorher von ihrem Bankier losgemacht, der aber trotzdem die Noblesse besäße, ihr jährlich 4000 fl. Rente zu schicken. Frau Eckert war eine echte Wienerin, etwas korpulent, aber voller Leben und, wie gesagt, äußerst liebenswürdiger Natur, während ihr Gemahl etwas hager erschien, und sein Gesundheitszustand schon einige Bedenken aufkommen ließ. Immerhin hatte er noch ein feuriges Auge und beherrschte seine Hofkapelle mit erstaunlicher Sicherheit und — Ruhe. Als beide Herren während der Unterhaltung auf den bevorstehenden „Don Juan“ und den Auftritt des steinernen Gastes vor dem Schluß zu sprechen kamen, den Wagner als den großartigsten Moment bezeichnete, welchen die gesamte Opernwelt aufzuweisen habe, erzählte er noch, daß er in Dresden die bekannten sechs Schritte des Gouver-

neurs unter dem Bühnenpodium durch ebensoviele Stöße mittels eines Stemmeisens nach oben wuchtig habe erdröhnen lassen, was die Wirkung dieser furchtbaren Scene noch ungemein steigerte. Um das Zusammentreffen der Stöße mit den Schritten zu erleichtern, habe er dabei ein wuchtiges alla breve dirigiert, wie er auch in älteren Partituren zu Anfang der Ouvertüre (also derselben Musik) ein Allabrevezeichen gesehen zu haben sich erinnere. Mozart möchte sich also wohl das Tempo etwas schneller gedacht haben, als es gewöhnlich genommen werde.[1]) Eckert, dem die Sache ebenfalls einleuchtete, nahm sich vor, in der morgenden „Don Juan"-Vorstellung einen derartigen Versuch anzustellen, — wollte aber doch vorsichtshalber vorher das Orchester davon in Kenntnis setzen lassen.

Um mir Stuttgart aus der Höhe anzusehen, ging ich am Sonntagmorgen früh auf den Hasenberg, der eine prächtige Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung bietet. Dann holte ich Wagner zu einer Matinee in die Karlsschule ab, in welcher Bassist Wallenreiter, derselbe, welcher in der Leipziger „Euterpe" zuerst das Solo in meinem „Grab im Busento" gesungen hatte, mehrere Lieder vortrug, unter anderm auch Schumanns „Du meine Seele, du mein Herz". Wallenreiter sang es so schleppend, daß Wagner förmlich ungeduldig wurde und ihm nachträglich eine kleine Strafpredigt zukommen ließ über solch unbegreifliches Vergreifen

---

[1]) Hofkapellmeister Rietz in Dresden, mit dem ich später über diesen Punkt sprach, war derselben Meinung wie Wagner; trotzdem halte ich es für praktischer, nicht zu langsame Viertel zu schlagen, wie es wohl auch allenthalben geschieht. D. V.

eines Tempos, das „ja auf der Hand liege“. Zerknirscht hörte dies Wallenreiter an, dem offenbar mehr an der breiten Entfaltung seiner schönen Stimmmittel gelegen war als an richtiger Wiedergabe der Intentionen Schumanns.

Nach der Matinee kehrten wir zum Hotel zurück, um das Mittagsmahl einzunehmen. Unsern Gedecken gegenüber hatte bereits Barytonist Neumann Platz genommen, der heute abend den Don Juan singen sollte und auch schon mehrere vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, mit Wagner persönlich bekannt zu werden. Hierzu sich nicht aufgelegt fühlend, raunte mir Wagner zu, mit ihm am andern Ende der Tafel Platz zu nehmen. Neumann mochte das wohl verdrossen und zu unmutigen Aeußerungen veranlaßt haben, die — fast dreißig Jahre später — in der „Allgemeinen Zeitung“ Unterschlupf und dort auch nebst den mitunter-gelaufenen Unrichtigkeiten meine Berichtigung fanden.[1])

Nach der wohlgelungenen „Don Juan“-Aufführung, deren interessante Einzelheiten ich jetzt übergehe, da sie sich etwas später aufgezeichnet finden (denen ich hier nur die Erwähnung der auffallend langen Beine Angelo Neumanns beifügen will, die in ungeheuren weißen Tricots staken und Wagner ungemein belustigten), kehrten wir in Begleitung Eckerts und des späteren Kapellmeisters Abert zum Hotel zurück, wo Wagner der entfalteten vorzüglichen Dirigentenleistung Eckerts das rückhaltloseste Lob spendete. Mit Abert schien er nicht auf besonders gutem Fuß zu stehen, denn er

---

[1]) Vergleiche die nach Schluß dieses Kapitels mitgeteilte Polemik, die sich 1893 in genannter Zeitung über den Artikel: „Wie Richard Wagner nach München kam“ abspielte. D. V.

hänselte ihn etwas über dessen Verhalten gelegentlich der Pariser Tannhäuseraffaire. Ob dem etwas Wahres zu Grunde lag, ließ sich nicht feststellen, denn Abert widersprach den Anspielungen, die wohl auf gehässige Einflüsterungen seiner Widersacher zurückzuführen waren. Bei einer Gesprächswendung auf die französische Oper führte übrigens Wagner „die Stumme von Portici" als Muster an, in deren fünf kurzen effektvollen Akten ein unauslöschliches Feuer brenne. Gounods „Faust und Margarethe" kam ihm etwas weichlich vor, und er meinte, „wenn — Meyerbeer diese Oper komponiert hätte, so wäre ihm sicherlich mehr eingefallen". Ueber letztere Anschauung Wagners läßt sich streiten, sicherlich aber nicht über die hohe Meinung, welche er von Aubers „Stummen" hatte, und welche ich daher mit vielem Vergnügen „hiemit männiglich kund und zu wissen thue".

Auf Dienstag, den 3. Mai, war unsre Abreise in die Rauhe Alb festgesetzt; Wagner machte daher Montags noch einige Besuche in der Stadt und ging auch mit mir zum Hofschauspieler Dr. Grunert, der am 1. September die Direktion des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen hatte. Diesem empfahl er in schwungvoller Rede die Aufführung meiner Oper „Theodor Körner," welche Grunert sofort zusagte. Da diese Zusage so überraschend schnell erfolgte, so mochte Wagner nicht gleich auch den eigentlichen Hauptzweck unsers Kommens zur Sprache bringen, der darin bestand, daß mich Direktor Grunert zu seinem Kapellmeister in Leipzig mache. Als wir wieder gingen, sagte er mir durchaus zutreffend: zwei so wichtige Punkte auf einmal

durchzusetzen, sei ihm zu viel vorgekommen, nach Aufführung der Oper würde man mir die Stelle wohl schon von selbst anbieten, und schloß, als wir gerade die Straße vor dem Königsbau passierten: „Mich hätte man noch ein Jahr vor meinem ‚Rienzi‘ in Dresden nicht zum Musikdirektor, geschweige zum Kapellmeister gemacht, und nach allem, was ich von der Handlung der Oper kenne, wird der ‚Körner‘ Ihr ‚Rienzi‘ werden!“

Gleich darauf standen wir vor dem Hotel — er hatte keine Ahnung von dem unglaublichen Glück, das seiner harrte, denn ich mußte schnell noch den Wagen bestellen, der uns am folgenden Morgen nach Untertürkheim bringen sollte, um von da mit dem Zug weiterzufahren! Auf seinem Zimmer in der ersten Etage (in der Richtung zum Hoftheater) angelangt, wurde mit dem Packen seines großen Koffers begonnen — seine Gemütsstimmung sank während dieser Arbeit wieder weit unter Null —: da brachte der Kellner gegen Abend eine Visitenkarte herein, die die Inschrift trug: „v. Pfistermeister, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière. Da Wagner derartig entmutigt war und sich von nichts, was es auch sei, noch etwas Gutes versprach, stand er erst unschlüssig da, ob er Herrn von Pfistermeister empfangen wolle, und nur als dieser betonen ließ, er käme im Allerhöchsten Auftrag des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieser zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu stören, entfernte ich mich während derselben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr sich endlich empfahl, und ich wieder

eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: „Daß mir das passiert — und gerade jetzt passiert!" fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals.

König Ludwig II. hatte erst vor wenigen Wochen den bayerischen Thron bestiegen, nachdem sein noch in den besten Mannesjahren stehender Vater Maximilian im März d. J. nach ganz kurzem Krankenlager verschieden war. Es hieß, der König sei infolge einer Verletzung an seiner Busennadel durch Blutvergiftung gestorben. Der ungemein rasch eingetretene Tod rief allenthalben eine wahre Bestürzung hervor. So gelangte der achtzehneinhalbjährige Ludwig II. zur Regierung, der noch als Kronprinz vor wenigen Monaten nach Anhörung des „Lohengrin" ausgerufen hatte: „Wenn ich einst den Purpur trage, so will ich der Welt zeigen, wie hoch ich das Genie Wagners zu stellen wissen werde." [1]) Und schon im März 1864 trug er den Purpur und bereits im April betraute er seinen Privatsekretär, den nachmaligen Staatsrat v. Pfistermeister, mit der Mission, Wagners Aufenthalt zu erforschen und nur mit ihm selbst wieder nach München zu kommen! — Die vielen Kreuz- und Querfahrten, die Pfistermeister anstellen mußte, um endlich den so heiß Begehrten auf-

---

[1]) Diesen Satz las ich in einem eigenhändigen Brief des Königs an Wagner, den er mir einige Monate später zu lesen gab. D. V.

zufinden, sind bekannt. Er hatte dabei noch ein außerordentliches Glück; denn wäre er nur einen Tag später in Stuttgart angelangt, so wäre Wagner fort und niemand (auch Eckert nicht) hätte ihm seinen Aufenthaltsort angeben können. In welche Not wäre dann Herr v. Pfistermeister geraten!

Als sich Wagner allmählich wieder von der großen Nervenerschütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, teilte er mir dann das Nähere mit. Der König hatte ihm sagen lassen, „er sei sein glühendster Bewunderer" und ließ ihn fragen, „ob er auch noch ganz seinen Ansichten getreu wäre, die er in seinen Schriften niedergelegt habe und die der König auswendig wisse, er möge in diesem Falle nach München kommen, wo er den obersten Rang einnehmen müsse, um dort seine Nibelungen zu vollenden und aufzuführen. Alles, was er nur wolle, würde ihm zur Verfügung gestellt!" [1]) War es da ein Wunder, wenn Wagner wähnte, ein Engel habe ihm solche Botschaft vom Himmel gebracht?! —

Wie begreiflich, war er von alledem so ergriffen, daß er nicht ausgehen wollte, und er bat mich, bei Eckerts abzusagen, wo wir den letzten Abend zubringen sollten. Man kann sich vorstellen, mit welchem Staunen diese die unerhörte Freudenkunde über die königliche Botschaft entgegennahmen. Da Wagners Reise nach München auf zwei Uhr des nächsten Tages mit Pfistermeister vereinbart war, so bestürmten sie mich, mit Wagner gegen Mittag zum Frühstück

---

Brief vom 4. Mai an meine Braut. D. V.

zu kommen. Ich überbrachte ihm noch am Abend diese Einladung und wünschte ihm von Herzen gute Nacht, worauf er lächelnd sagte: „Ja, schlafen will ich, schlafen in einem Zug bis morgen früh und — diesmal werd ich's wohl auch können!"

Es mochte aber doch nicht so gut gegangen sein, denn als ich am 3. Mai früh herunter kam, war er schon auf und bereits beim Einpacken. Immer wieder liefen ihm Thränen die Backen herunter, wenn er bei dem prosaischen Geschäft seines Glücks gedachte und wiederholt die Worte hervorstieß: „Daß mir das passierte — und gerade jetzt passiert!", mich dann wieder umarmte, dann wieder seinen grünseidenen Schlafrock in den Koffer preßte, der immer wieder herausquoll und sich durchaus nicht einschließen lassen wollte, dann wieder etwas weinte — für mich ein wahrhaft unvergeßliches Kofferpacken!

Nachdem er fein Toilette gemacht, begaben wir uns zum Frühstück zu Eckerts, welche ihm die erste Huldigung darbrachten. Als wir zu Tisch gingen, kam noch Abert hinzu, der neben mir Platz nahm. Die Stimmung war anfänglich eine gar würdige, fast feierliche, die mit dem freudigen Ereignis etwas kontrastierte, obwohl sie doch durch dasselbe hervorgerufen zu sein schien. Aus dieser Seelenbeklommenheit erlöste glücklicherweise die kleine Tischgesellschaft bald eine glänzend helle Hose, welche Herr Abert trug. Es servierte ein Diener in Jägertracht die schönsten englischen Beefsteaks in Sauce — und als er die Platte meinem Nachbar reichte, huschte plötzlich ein sehr ansehnliches und saftiges Exemplar hernieder auf Herrn Aberts Oberschenkel,

wo es ruhig liegen blieb, bis es schließlich aufgespießt wurde — leider aber ein schreckliches Konterfei hinterlassend —: die so nötige Tischheiterkeit war plötzlich in ungezwungenster Weise herbeigeführt. Gleich darauf mußte sie jedoch wieder verstummen, denn es kam die Trauernachricht aus Paris: Meyerbeer sei gestorben! Gestern — an Wagners Glückstag!! —

Da es schon halb ein Uhr geworden und im Hotel noch manches zu erledigen war, verabschiedeten wir uns. Die herzlichsten Segenswünsche begleiteten Wagner aus dem Hause Eckert. Nachdem alles in Ordnung, brachte ich ihn zum nebenliegenden Bahnhof, wo Pfistermeister bereits seiner harrte, und wo wir uns des herzlichsten voneinander verabschiedeten. Am nächsten Tag wurde er zu seinem königlichen Freunde geführt — das Unglaubliche ging in Erfüllung, und schnell begab sich Wagner nach Wien, um seine Gläubiger zu befriedigen. Was mögen die für Augen gemacht haben, als er ihnen mit klingender Münze (und wahrscheinlich mit recht vieler!) seine Aufwartung machen konnte!

Wagner in München.

Bevor ich einem Unbekannten das Wort lasse, um darüber zu orakeln, „wie Richard Wagner nach München kam", erteile ich es lieber Wagner selbst, mir von ihm das große Glück bestätigen zu lassen, das er in so ungeahntem Maße gefunden. Er schrieb mir nach Osthofen:

Starnberg in Bayern, 20. Mai 1864.

Liebster Wendelin!

Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeschreibliche Glück zu bestätigen, welches mir zu Theil geworden ist. Alles ist so eingetroffen, wie es sich schöner gar nie träumen ließ. Ich bin durch die Liebe des jungen Königs für alle Zeiten gegen jede Sorge geschützt, kann arbeiten, habe mich um nichts zu bekümmern; keinen Titel, keine Funktion, keine Art von Verpflichtung. Nur, sobald ich etwas von mir aufführen will, stellt mir der König Alles, was ich irgend brauche, zur Verfügung. Sobald ich die Sänger haben kann, haben wir zunächst den „Tristan" mit Schnorr und der Tietjens. Dann immer die ersten Musteraufführungen. „Nibelungen" ganz nach meinem Plane u. s. w.

Der junge König ist für mich ein wundervolles Geschenk des Schicksals. Wir lieben uns, wie nur Lehrer und Schüler sich lieben können. Er ist selig, mich zu haben, und ich ihn. Er ist vollkommen nach meinen Werken und Schriften ausgebildet, nennt mich vor seiner Umgebung unbedingt als seinen einzigen wahren Erzieher. Er ist dabei so schön und tief, daß der Umgang mit ihm jetzt täglich hinreißend ist und mir ein völlig neues Leben giebt.

Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie sich denken; mein Einfluß auf den jungen Monarchen ist so groß, daß Alle, die mich nicht kennen, in der größten Sorge sind. Der große Gehalt, den mir der König ausgesetzt hat, wird deshalb geflissentlich

geringer angegeben; ich selbst aber halte mich, wie es auch meine Natur und mein Bedürfniß erfordert, gänzlich zurück und beruhige nach allen Seiten hin, so daß allmählich die Furcht verschwindet. Lachner ist bereits um den Finger zu wickeln. Der König verachtet mit mir das Theater. Wir lassen hier Alles gehen und behalten uns mit der Zeit vor, auf geeignete Weise auch hier eine edlere Richtung zu ermöglichen.

Besuchen Sie mich einmal; nur müssen Sie sich Tag's über hübsch ruhig halten. Denn Ruhe bedarf ich jetzt vor Allem. Ich bewohne ein Landhaus am Starnberger See, eine Viertelstunde von einem Lustschlößchen (Berg) des Königs, der oft hier sein wird.

Adieu! Melden Sie mir Gutes von Ihnen, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Geschwister herzlichst von mir!

Ihr

R. W.

Es sei mir nun gestattet, jener Polemik Erwähnung zu thun, die sich fast dreißig Jahre später über die soeben geschilderte Glücksfahrt Wagners aufthat, in welcher es sich zeigt, welche Legendenbildungen aufzusteigen vermögen, und wie selbst die angesehensten Blätter nicht im stande sind, sich vor solchen zu schützen. Ein L-Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" beglückte dieselbe mit dem von ihm zusammengestellten Märchen; es lief durch einen großen Teil der Presse und kam auch in die Frankfurter „Didaskalia", in welcher ich es folgendermaßen abgedruckt fand:

Didaskalia Nr. 248 (21. Oktober 1893.)

Wie Richard Wagner nach München kam,

darüber giebt ein Mitarbeiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung" Aufschluß, der die näheren Umstände im Jahre 1879 von Bodenstedt erfuhr. Diesem hatte König Ludwig II. nach einer Lohengrin-Aufführung den Auftrag gegeben, er möge unter allen Umständen versuchen, Wagners habhaft zu werden; wenn die Schulden des Dichterkomponisten nicht mehr als 200 000 Gulden betrügen, wolle der König sie aus seiner eignen Schatulle bezahlen. Wagner hatte damals bei Schweizer Freunden eine Unterkunft gefunden, war jedoch gerade zur Zeit, als ihm eine so ungeheuer glückliche Wendung seiner äußeren Lage in Aussicht stand, auf einige Zeit nach Stuttgart gegangen. Dort lebte er unter fremdem Namen im Hotel. Nicht einmal die zwei Mark, welche nötig waren, den Mittagstisch sofort zu bezahlen, hatte der längst berühmte Meister. Zufälligerweise gastierte zu gleicher Zeit der Sänger Angelo Neumann, nunmehr Direktor des Prager Stadttheaters, an der Stuttgarter Hofbühne. Er wohnte in demselben Hotel und beklagte sich bitter über einen sonderbaren Kauz in seiner nächsten Zimmernachbarschaft, welcher unaufhörlich mit geräuschvoller Nervosität bis spät in die Nacht hinein sein Zimmer auf- und abschreite und ihm weder zum Studium noch zum Schlafen die nötige Ruhe lasse. „Nicht einmal zu sehen bekommt man den sonderbaren Heiligen," so ungefähr äußerte sich der geplagte Sänger gegen den damaligen Hoftheater-Kapellmeister Eckardt. Endlich wollte Neumann, der es nicht mehr aushalten konnte, bei dem Wirt Beschwerde führen. Daran hinderte ihn jedoch schnell entschlossen Frau Käthi Eckardt durch die Entdeckung des Geheimnisses: der von Neumann so unliebsam empfundene Zimmernachbar sei kein andrer als Richard Wagner; er, Neumann, möge deshalb um des Himmels willen ruhig sein, denn da Wagner aus mancherlei

Ursachen der Aufenthalt im Deutschen Reiche noch immer versagt sei, halte er sich eben unter fremdem Namen in der schwäbischen Hauptstadt auf; Eckardts streckten ihm die zum Leben notwendigsten Geldmittel vor. Wenn man bedenkt, daß Wagner damals ein Mann war, der schon die Fünfzig überschritten und den „Tannhäuser", „Lohengrin", sowie die meisten seiner übrigen großen Meisterwerke bereits geschaffen hatte, dann wird man sich einen Begriff machen können von der Schwere, mit welcher die Ungunst der äußeren Verhältnisse damals auf dem genialen Künstler lastete. Viele Jahre lang hatte Franz Liszt mit einer wahrhaft rührenden Freundschaftshingabe für Wagner gesorgt; allein Liszts Mittel waren nach der Lockerung seines Verhältnisses zur Fürstin Wittgenstein sehr beschränkt; er konnte beim besten Willen nicht weiter helfen. Nun kam endlich durch Vermittlung der Schweizer Freunde die niemals wieder versiegende Hilfe von dem Königsjüngling, der in Bayern den Thron bestiegen hatte. Uebrigens stellte sich heraus, daß die Schulden Wagners die Summe von 200 000 Gulden doch nicht ganz erreichten. König Ludwig II. übermittelte dem glücklich gefundenen Meister trotzdem nicht nur die ganze Summe, sondern sorgte auch, wie allbekannt, für seine ganze fernere Zukunft mit mehr als fürstlicher Freigebigkeit.

Man denke sich das Erstaunen, mit welchem ich diese Geschichte las, und lese weiter, was dann geschah.

Didaskalia Nr. 250 vom 24. Oktober 1893.

Wie Richard Wagner nach München kam.

Man schreibt uns: Osthofen, den 21. Oktober 1893. Geehrtester Herr Redakteur! Soeben mit der Herausgabe der von Richard Wagner an mich gerichteten Briefe und meinen vielfachen persönlichen Erlebnissen mit ihm beschäftigt,

las ich mit Erstaunen in Ihrer Nr. 248, wie R. W. nicht nach München gekommen ist. Von ihm am 28. April 1864 nach Stuttgart, „Hotel Marquardt", telegraphisch berufen, war es mir zufällig vergönnt, dem hochinteressanten Vorgang nicht allein beizuwohnen, sondern auch thatkräftig einzugreifen. Die Mitteilung aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" ist in allen Teilen absolut unrichtig, was Sie, wenn Sie darauf Wert legen, öffentlich erklären können, da ich der einzige lebende Zeuge jener Episode.

Hochachtungsvoll

Kapellmeister Weißheimer.

Hiermit glaubte ich die Sache erledigt, wurde jedoch vierzehn Tage später durch die „Allgemeine Zeitung" eines andern belehrt. Unterm 8. November 1893 brachte ihr L=Korrespondent folgenden Artikel gegen mich, der die früheren unrichtigen Behauptungen „voll und ganz" aufrecht hielt und ihnen noch eine Menge neuer hinzuzufügen sich erdreistete. Ich könnte das Gewäsch einfach übergehen und würde es auch thun; doch will ich den Leser nicht um das Vergnügen bringen, das er beim Anblick eines so kunstvollen journalistischen Eiertanzes auf Kosten der Wahrheit vielleicht haben könnte. Man lese also, oder überschlage es auch, wie man will.

Nochmals: wie Richard Wagner nach München kam.

Vom Verfasser des unter diesem Titel (im Morgenblatt vom 14. Oktober) erschienenen Feuilletons gehen uns noch nachstehende Mitteilungen mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Die Didaskalia-Beilage vom 24. Oktober des „Frankfurter Journals" bringt eine uns erst später zur Kenntnis gekommene Erklärung des Kapellmeisters Weißheimer, welche die durch meinen kleinen Artikel über Wagners Berufung gebotenen Mitteilungen „in allen Teilen als absolut unrichtig" bezeichnet. Irgend welchen Beweis für seine Erklärung bleibt Herr Weißheimer schuldig; es sei denn, daß man Weißheimers Behauptung, er sei am 28. April 1864 von Richard Wagner telegraphisch nach Stuttgart berufen worden und habe selbst bei Wagners Berufung nach München thatsächlich eingegriffen, schon an und für sich als Beweis für die absonderliche Behauptung des Herrn Kapellmeisters gelten lassen will. Die einzige von Weißheimer beigebrachte Thatsache, nämlich seine telegraphische Berufung nach Stuttgart, ist jedenfalls eher ein Beweis für als gegen die Richtigkeit meiner Darstellung. Selbstverständlich halten wir alle in unserm Artikel veröffentlichten Thatsachen voll und ganz aufrecht. Dieselben behaupteten über den Verlauf der Berufung Richard Wagners durch König Ludwig II. weiter nichts als folgendes:

1. Ein Hofherr erkundigte sich im Auftrage des jugendlichen Königs bei Bodenstedt, der damals zu der Münchener Hofbühne nahe Beziehungen hatte, ob er (Bodenstedt) nicht wisse, wo Wagner sich aufhalte?

2. Wagner hielt sich damals meistens bei Freunden in der Schweiz auf.

3. Wagner durfte infolge des noch immer aus dem Jahre 1848 gegen ihn von der sächsischen Regierung aufrecht erhaltenen Steckbriefes den deutschen Boden nicht betreten, ohne seiner Verhaftung gewärtig zu sein.

Unter den drei hier angeführten Punkten ist Nr. 1 der nebensächlichste. Denn ob Richard Wagner durch Bodenstedts Vermittlung oder durch die Vermittlung des Herrn Kapellmeisters Weißheimer nach München kam, ist an und für sich ziemlich gleichgültig. Dennoch halten wir unsre Darstellung

auch in diesem Punkte voll und ganz aufrecht, da wir an Bodenstedts Wahrheitsliebe zu zweifeln nicht die geringste Ursache haben. Uebrigens hat weder Bodenstedt uns gegenüber noch haben wir in unserm Artikel behauptet, einzig und allein der Dichter des Mirza-Schaffy habe Richard Wagners Berufung durch König Ludwig veranlaßt; ganz im Gegenteil sind wir sogar davon überzeugt, daß eine ganze Anzahl andrer Persönlichkeiten dabei noch viel größeren Einfluß zu Gunsten Wagners ausgeübt hat als Bodenstedt, von dem wir nur die nackte Thatsache mitteilten, ein Hofherr habe sich bei ihm erkundigt, wo Wagner zu finden sei. Solange Herr Weißheimer nicht einen aktenmäßigen Beweis für das Gegenteil dieser unsrer Behauptung beibringt, halten wir an Bodenstedts Darstellung fest. Das schließt durchaus Herrn Weißheimers persönliche Mitwirkung für die Uebersiedelung Wagners nach München nicht aus. Wir haben eine solche nirgends in unserm Artikel bestritten, ja gestehen offen, von Herrn Weißheimer bis zur Stunde seiner Erklärung ebensoviel und ebensowenig gewußt zu haben wie die größere Anzahl aller gebildeten Deutschen. Herr Weißheimer möge uns also verzeihen, wenn uns trotz der an ihn von Richard Wagner gerichteten Briefe seine Mithilfe an der Rettung des großen Dichterkomponisten bis jetzt unbekannt geblieben war. Um eine Rettung im eigentlichen Sinne des Wortes aber hat es sich im April 1864 für Richard Wagner gehandelt. Und darin liegt das besonders Charakteristische und geschichtlich Denkwürdige von des Meisters Berufung durch den edlen Bayernkönig. Nicht nur haben wir dafür außer Bodenstedts Mitteilungen das mündliche Zeugnis eines mit den damaligen Stuttgarter Kunst- und Litteraturverhältnissen eng vertrauten und durchaus wahrheitsliebenden Mannes, sondern auch die im Druck vorliegenden Zeugnisse noch zweier andrer Männer, an deren Glaubwürdigkeit sogar Herr Kapellmeister Weißheimer nichts auszusetzen finden wird; diese Männer heißen: Franz Liszt und — Richard Wagner!

Der Stuttgarter hohe Beamte, der uns, ganz unabhängig von Bodenstedt, und ohne daß wir der Mitteilungen des letzteren überhaupt erwähnt hatten, den Verlauf der Thatsachen in gleicher Weise erzählte, hieß Wilhelm Hemsen und war jahrelang Bibliothekar des letzt heimgegangenen Königs Karl von Württemberg. Gelegentlich einer Erinnerung an seinen Freund, den aus einem westfälischen Bauernhof hervorgegangenen Maler Mintrop, kam Hemsen voll edelmütiger Bitterkeit darauf zu sprechen, wessen alles ein deutscher Künstler in seinem eignen Vaterlande gewärtig sein könne. Als ein geradezu unerhörtes Beispiel dafür erzählte er dem Verfasser des Artikels „Wie Wagner nach München kam“ und einem andern Herrn, welcher zur Zeit Professor am Polytechnikum in Stuttgart war, daß Wagner, obgleich er bereits als Schöpfer des „Lohengrin“ und des „Tannhäuser“ längst eines europäischen Rufes genoß, kurz vor seiner Berufung nach München, auf die materielle Unterstützung seiner Freunde angewiesen, in Stuttgart unter fremdem Namen im Hotel leben mußte. Wir wollen hier noch bemerken, daß Hemsen jahrelang täglicher Mittagsgast im „Hotel Marquardt“ war und wahrscheinlich dort, sowie durch Hoftheaterkreise Näheres über Wagners Stuttgarter Leidenszeit erfahren haben mochte.

Jedenfalls stimmen seine und Bodenstedts Mitteilungen durchaus mit Richard Wagners eignen Aeußerungen in seinen Briefen an seine Schweizer Freunde überein. Diese Briefe hat Frau Wesendonck in einem neueren Jahrgang der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht und durch Hinzufügen persönlicher Erinnerungen noch vervollständigt. Wagners Freundin teilt an der genannten Stelle mit: Wagner habe Anfang der sechziger Jahre (das genaue Datum vermögen wir im Augenblick nicht anzugeben, weil wir die Zeitschrift nicht zur Hand haben) sich an ihren Mann, Herrn Wesendonck, mit der Bitte gewendet, letzterer möge in seinem Hause dem Meister auf einige Zeit eine Frei-

statt zur Vollendung der „Meistersinger" gewähren; er (Wagner) verlange nichts weiter als „Wohnung und Kost". Frau Wesendonck erzählt dann, welch unerhörte Unruhe der berühmte Gast durch sein unregelmäßiges Kommen und Gehen, Abreisen und Wiedereinkehren in ihr Haus gebracht habe; es sei so arg gewesen, daß sie zuletzt unwillig erklärt habe, „sie habe kein Hotel!"

Aus alldem geht wohl am besten hervor, daß unsre Behauptung, Richard Wagner sei damals so gut wie mittellos gewesen, vollkommen auf Wahrheit beruht. Was Wagner aus dem Wesendonckschen Hause in Zürich nach Stuttgart geführt hat, wissen wir nicht; ebensoviel steht fest: Unter seinem Namen durfte er sich damals in Deutschland nicht aufhalten. Wenn Herr Weißheimer das nicht glauben will, möge er den bei Breitkopf & Härtel vor etwa fünf Jahren erschienenen Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Franz Liszt zur Hand nehmen. Dort kann er ausführlich lesen, wie Liszt sich einst beim Großherzog von Weimar für Wagners ungefährdete Rückkehr nach Deutschland verwandte und, als das nichts half, bei einem gelegentlichen Besuch des Königs Johann von Sachsen seine Bitte für den genialen Kunstfreund erneuerte: vergeblich! König Johann soll geradezu erklärt haben, sobald Wagner sich in Deutschland blicken lasse, würde er sofort seine Verhaftung anordnen. Wenn also Wagner in Stuttgart unter fremdem Namen sich aufhielt, so hatte das seine guten Gründe. Damit, denken wir, ist die volle Wahrheit unsrer in dem Artikel: „Wie Richard Wagner nach München kam" gegebenen Darstellung allseitig erwiesen. Nochmals wiederholen wir: Ueber die näheren Vorgänge bei Wagners Berufung, welche zwischen Bodenstedts erster Auskunft für König Ludwig II. und Wagners wirklicher Uebersiedelung nach München liegen, haben wir durchaus keine Miteilung gemacht, einfach weil uns diese Vorgänge unbekannt waren. Will und kann Herr Weißheimer diese Lücke wahrheitsgemäß und interessant ausfüllen, desto

besser! Die Wahrheit unsrer eignen Darstellung bleibt dadurch vollkommen unberührt. L.

Meine erste Erklärung in der „Didaskalia" hielt ich absichtlich knapp, weil ich es vermeiden wollte, bei diesem Anlaß weiter auszuholen und durch Bekanntgabe interessanter Details das diesbezügliche Kapitel meines Buches zu schädigen. Nach dem erfolgten Angriff mußte ich nun meine Haltung ändern. Ich beschränkte mich jedoch in meinem Schlußwort auf das Allernotwendigste, indem ich jenen Herrn L., der mich absolut nicht hatte kennen wollen, ganz beiseite ließ, berichtigte nicht einmal die neuen Unrichtigkeiten über Frau Wesendonck und Liszt u. s. w., sondern widerlegte einfach Punkt für Punkt der ersten Legende. Nachdem mein Artikel in Nr. 316 der „Allgemeinen Zeitung" erschienen war, hörte übrigens der L.-Korrespondent auf — Mitarbeiter genannter Zeitung zu sein.

Wie Richard Wagner nach München kam.

Ein Schlußwort.

Wir erhalten nachstehendes Schreiben, durch welches die Frage, „wie R. Wagner nach München kam", endgültig durch einen Augenzeugen entschieden sein dürfte, und mit dessen Abdruck, für uns wenigstens, die Angelegenheit erledigt ist.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 248 der „Didaskalia" fand ich unter obigem Titel einen Wiederabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" über

Wagners Berufung nach München, der diesen für die Kunstgeschichte so hochwichtigen Vorgang durchaus unrichtig wiedergiebt. Zufällig war ich von dem Dichterkomponisten am 29.[1]) April 1864 telegraphisch nach „Hotel Marquardt" in Stuttgart berufen, wo ich am 30. April ankam und dem hochinteressanten Vorgang als intimer Augenzeuge von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Im Interesse der Wahrheit fühle ich mich daher gedrungen, die vielfach mituntergelaufenen Irrtümer zu berichtigen und folgendes klarzustellen:

1. Der von König Ludwig II. Beauftragte, Richard Wagners „habhaft" zu werden, war Staatsrat v. Pfistermeister, welcher auf allerhöchsten Befehl zuerst von München nach Penzing bei Wien reiste (wo Wagner nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg Wohnung genommen hatte), um den Dichterkomponisten in Person seinem königlichen Verehrer zuzuführen. Infolge der pekuniären Bedrängnisse hatte jedoch Wagner gerade Penzing verlassen, als Herr v. Pfistermeister dort ankam.[2]) Nach vielem Umherfragen brachte Pfistermeister heraus, Wagner sei in die Schweiz gereist; sogleich

---

[1]) Da ich während der Abfassung meiner Erklärungen auf Reisen war, daher meine Papiere nicht zur Hand hatte und alles aus dem Kopf schreiben mußte, hatte sich hier statt des 29. April der 28. und später statt Leipzig — Frankfurt eingeschlichen, was nunmehr berichtigt worden ist. D. V.

[2]) Ueber den Aufenthalt Wagners in Wien hatte Herr Regierungsrat Friedrich Uhl die Güte, nachstehende Daten uns mitzuteilen. D. R.

„Der Kabinetts-Sekretär des Königs Ludwig, Herr v. Pfistermeister, kam nach Wien, um Richard Wagner die Berufung nach München mitzuteilen. Es war der Wunsch des Königs, daß Herr v. Pfistermeister Wagner bewege, sobald als möglich, wenn es irgendwie anginge, sofort nach München zu kommen. Der Aufenthalt Wagners in Wien — er dauerte damals länger als ein Jahr — war überall in Deutschland bekannt. Richard Wagner schrieb zu jener Zeit seine bekannten, im „Botschafter" veröffentlichten, an mich gerichteten drei Briefe über das Wiener Hof-

reiste er dorthin; in Zürich angekommen, erfuhr er wieder, der Gesuchte befände sich in Stuttgart — er folgte ihm auch dorthin nach, wo er ihn am Abend des 2. Mai endlich fand. Wäre er nur einen Tag später gekommen, so hätte er Wagner auch in Stuttgart nicht mehr angetroffen und höchstwahrscheinlich seine Spur für längere Zeit gänzlich verloren, denn auf den Morgen des 3. Mai war Wagners Abreise festgesetzt. Die Irrfahrten Pfistermeisters hätten also sicherlich noch länger fortgedauert, hätte er nicht das Glück gehabt, kurz vor Wagners Abreise von Stuttgart dort einzutreffen. Wo aber wollte Wagner am 3. Mai hin? Als ich am 30. April bei ihm eintraf, wußte er es selber noch nicht — er wußte nur, daß er nirgends bleiben konnte, — ausgenommen an einem stillen, abgelegenen Ort. Seine verzweifelten Worte lauteten kurz und bündig: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden; können Sie mich

---

operntheater. Als Herr v. Pfistermeister in Wien ankam, fand er Wagner nicht mehr. Derselbe war zwei Tage vorher abgereist. Herr v. Pfistermeister, den ich seit längerer Zeit zu kennen die Ehre hatte, besuchte mich, teilte mir seine Mission mit und schilderte seine Verlegenheit, da ihm niemand Auskunft über Wagners Aufenthaltsort geben könne. Mit Wagner seit 1848 befreundet, konnte ich damit dienen. Wagner hatte sich nach Zürich begeben, und ich sagte Herrn v. Pfistermeister, daß er im Hause des Herrn Wesendonck erfahren werde, wo Wagner wohne. (Wagner befand sich damals nicht im Hause Herrn Wesendoncks, sondern, wie bereits bekannt, in Mariafeld bei Wille. Herr v. Pfistermeister war also genötigt, seine Irrfahrten auch auf die Züricher Umgebungen auszudehnen. Glücklicherweise kam er dann noch rechtzeitig nach Stuttgart. Erst nachdem die Richtigkeit meiner obigen Darstellung durch Herrn Regierungsrat Uhl bestätigt worden war, schritt die Redaktion der „Allg. Ztg." zur Veröffentlichung meines „Schlußwortes". D. V.) Herr v. Pfistermeister reiste sofort nach Zürich, fand aber Wagner auch dort nicht mehr, da sich derselbe nach Stuttgart begeben hatte. Dort traf Herr v. Pfistermeister endlich den Gesuchten."

davor nicht bewahren!“ Ich deutete ihm an, daß eine abermalige Hilfe meinerseits um so weniger möglich sei, da ich noch nicht in den Besitz meines zu erwartenden Vermögens getreten, und mein Vater, der früheren Opfer müde, jetzt immer zugeknöpfter geworden sei. Wagner: „Nun, so muß ich auf einige Zeit verschwinden, aber Sie müssen mich begleiten. Wollen Sie das?“ Ich: „Rechnen Sie unter allen Umständen auf mich!“ Wagner: „Wissen Sie einen abgelegenen Ort in der Nähe?“ Ich: „Ein Ort bei Stuttgart wäre nicht geeignet. Ich empfehle Ihnen, zu diesem Behufe Aufenthalt in der Rauhen Alb zu nehmen. Dort sind Sie vor jeder Belästigung sicher.“ Wagner: „Sie haben recht. Verschwinden wir in die Rauhe Alb!“ Er wollte gleich am folgenden Tage mit mir aufbrechen; zum Glück war aber zum Sonntag im Hoftheater Mozarts „Don Juan“ angesetzt, den er gern wieder einmal hören wollte; darum wurde die Abreise um einige Tage verschoben.

Wir saßen in der vierten oder fünften Sperrsitzreihe. Hochinteressant war es mir, Wagners Verhalten beim Anhören dieser unvergänglichen Zauberklänge zu beobachten. Schon daß Kapellmeister Eckert (nicht Eckardt!) es wagte, nach der Mozartschen Angabe den Anfang der Ouvertüre alla breve zu dirigieren, fand Wagners sofortige Zustimmung, so wie er während der ganzen wohlgelungenen Vorstellung der vorzüglichen Interpretation Eckerts und der Orchesterleistung das uneingeschränkteste Lob erteilte. Auch die Leistungen des Sängerpersonals (mit Herrn Angelo Neumann als Gast in der Titelrolle) befriedigten ihn, so daß der Eindruck des Mozartschen Meisterwerkes auf Wagner, je weiter die Vorstellung dem grandiosen Finale zueilte, immer mächtiger und packender wurde und manche Thräne der Ergriffenheit in seinem Auge erglänzen ließ. Dabei äußerte er seine Wahrnehmungen und Empfindungen öfters lauter, als es den Umsitzenden angenehm sein konnte, die ihn natürlich nicht erkannten, und als während

der Briefarie die Ausdrücke des Entzückens immer vernehmlicher wurden, zum Beispiel bei der aufsteigenden Skala vom tiefen c in der Violastimme, wo er mir sehr hörbar zurief: „Hören Sie nur diese Bratschen“, da brach der Unmut in lautem Zischen von der ganzen Nachbarschaft gegen uns los und erstickte jeden weiteren Gefühlsaustausch. Von nun an aber wußte ich, daß alles Gerede, als blicke Wagner mit Geringschätzung auf Mozart, eitel Lüge war, denn ich hatte es selbst miterlebt, wie er in höchster Bewunderung und Ergriffenheit zu dem Himmlischen aufgeblickt.

Dem folgenden Montag galten die Vorbereitungen zur Abreise und einigen Besuchen, unter anderm auch bei dem berühmten Hofschauspieler Grunert, welcher damals die Leitung des Leipziger Theaters übernehmen sollte. Gegen Abend kehrten wir in das Hotel zurück, um am nächsten Morgen nach der Rauhen Alb zu fahren, wo ein mehrmonatlicher Aufenthalt geplant war, um ungestört die „Meistersinger“ zu vollenden, während ich durch Herstellung des Klavierauszugs bei dem Mainzer Verleger Schott neue Zahlungen flüssig machen sollte. Da geschah das gänzlich Unerwartete! Als ich Wagner gerade beim Einpacken behilflich war, ließ sich Herr v. Pfistermeister anmelden. Erst wollte Wagner ihn gar nicht annehmen, als er aber sagen ließ, er komme im Allerhöchsten Auftrag Seiner Majestät des Königs Ludwig und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn hochüberrascht eintreten. Um bei dieser Unterredung nicht zu stören, trat ich während derselben auf den Korridor, und als dieselbe nach längerer Dauer beendigt und ich mit klopfendem Herzen wieder eingetreten war, machte er mir von der fast unfaßbaren Glückswende, die ihm in höchster Not beschieden war, eingehendste Mitteilung, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen.

2. Es ist unrichtig, daß Wagner unter falschem Namen in Stuttgart weilte. Als ich am 30. April dort angekommen,

fragte ich im Hotel nach „Herrn Richard Wagner" und wurde vom Kellner sofort auf sein Zimmer geführt, ebenso Herr v. Pfistermeister einige Tage später.

3. Es ist unrichtig, daß „Wagner aus mancherlei Ursachen der Aufenthalt im Deutschen Reich noch immer (1864!) versagt" war. Er kehrte bereits 1861 nach Deutschland zurück, verlebte ungestört Frühjahr und Sommer 1862 in Biebrich am Rhein, wo er den ersten Akt der „Meistersinger" schrieb, und dirigierte Ende Oktober desselben Jahres in einem von mir veranstalteten Konzert im Leipziger Gewandhaus „zum ersten Male" das Meistersingervorspiel und die Tannhäuser-Ouvertüre persönlich öffentlich unter seinem Namen! Wenn dies 1862 in Sachsen möglich gewesen, warum sollten ihn 1864 in Stuttgart Ursachen des „Deutschen Reiches", welches selber erst sechs Jahre später geboren wurde, zur Führung eines falschen Namens nötigen?!

4. Seltsam liest sich in dem Berichte die Jammerklage, daß dem Meister nicht einmal möglich gewesen, die zwei Mark für Mittagessen zu bezahlen: Ihr Herr Verfasser hätte dies auch nicht gekonnt und niemand; denn — es gab noch keine zwei Mark. Auch war es damals noch nicht üblich, den Mittagstisch im Hotel extra zu bezahlen und noch dazu „sofort". Reiste man ab, so ließ man sich die Rechnung geben und zahlte den Gesamtbetrag auf einmal oder wöchentlich, je nach Abmachung. Wollte jedoch Ihr Herr Berichterstatter damit andeuten, daß sich damals Wagner in dürftigen pekuniären Verhältnissen befand, so hat er leider nur allzusehr recht. Dieselben waren, wie schon angedeutet, so verzweifelter Art, daß Wagner am 3. Mai 1864 auf einige Zeit mit mir verschwinden wollte. Schon hatte ich zum frühen Morgen den Wagen bestellt, der uns zwei oder drei Stationen entfernt an den Zug bringen sollte; denn es schien nicht ratsam, die Reise vom Stuttgarter Bahnhof direkt anzutreten. Deshalb waren Wagners erste Worte nach der wichtigen Unterredung mit Pfister-

meister zu mir: „Nur gleich den Wagen wieder abbestellen, — statt in die Rauhe Alb geht es morgen zum König von Bayern, zu *diesem*“ — damit auf eine kostbar eingerahmte Photographie Ludwigs II. weisend, welche auf dem Tische stand. Wie begreiflich, befand er sich in der denkbar größten Gemütsbewegung, deren leidenschaftliche Ergüsse sich jeder Beschreibung entziehen und in einer wahren Thränenflut endigten. Noch spät eilte ich in die nahegelegene Wohnung Kapellmeister Eckerts, von dem überraschenden Ereignis Mitteilung zu machen, und kehrte mit der Einladung Frau Eckerts „zum gemeinschaftlichen Frühstück am folgenden Morgen vor der Abreise“ zu Wagner zurück. Diesem Abschiedsschmause wohnte auch Herr Kapellmeister *Abert* bei. Während des Essens kam noch als weitere Ueberraschung die Nachricht von dem Tode Meyerbeers hinzu, welcher an demselben Tage in Paris erfolgt war, an welchem Herr v. Pfistermeister in Stuttgart eintraf.

5. Daß es in den vorangehenden Nächten, da Wagner noch mit der Verzweiflung rang, oder in der letzten, wo ihm das plötzlich hereingebrochene Glück die Ruhe und den Schlaf raubte, für zufällige Zimmernachbarn keine Annehmlichkeit sein mochte, in seiner Nähe zu sein, will ich gern glauben, — sie konnten dem aber leicht entgehen, wenn sie sich ein andres Zimmer geben ließen. Da sie diesen in dem geräumigen Hotel so naheliegenden Ausweg nicht einschlugen, so geht daraus nur hervor, daß die Störungen Wagners keine so großen gewesen sein können, wie angegeben wird, oder, wenn doch, daß sie dieselben *gern* ertrugen, nachdem sie gehört, *wer* der „sonderbare Kauz“ in ihrer Nachbarschaft gewesen, den sie vielleicht nicht nur sehen, sondern auch sprechen zu können wähnen mochten. Einer derselben, ein reicher Engländer, machte zu diesem Behufe während meiner Anwesenheit einen Versuch, indem er seine Karte präsentieren ließ. Wagner lehnte jedoch den Besuch kurz ab mit den Worten: „*Der* giebt mir

doch nichts!“ Sicherlich hatte auch der Barytonist Neumann den sehr begreiflichen Wunsch, dem Schöpfer des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ näher zu treten; daß es ihm aber damals nicht gelang, geht aus dem Satze im Bericht hervor: „Nicht einmal zu sehen bekommt man den sonderbaren Heiligen.“

6. Die Mitteilungen der Frau „Käthi“ an Herrn Neumann können nicht richtig sein, da, wie schon dargethan, Wagner nicht unter falschem Namen in Stuttgart weilte. Auch daß Eckert ihm bei dem kurzen Aufenthalt „die zum Leben notwendigen Gelder vorgestreckt“, ist wohl gleichfalls unrichtig. Im Hotel brauchte er für die paar Tage kein Geld und — hatte auch keins, wie sich beim Verlassen des Hotels und beim Billetkauf herausstellte, denn er bezahlte seine Hotelrechnung nicht in bar, sondern gab an Zahlungsstatt dem Oberkellner eine reiche russische Dose, welche er in St. Petersburg von einer hochstehenden Persönlichkeit zum Geschenk erhalten. Natürlich hatte sie einen vielfach höheren Wert, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Dose nur flüchtig besehend und ihren hohen Wert sofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete uns unter tausend Bücklingen bis vor den Ausgang. Schnell fragte ich Wagner, weshalb er mir die Dose nicht vor einer Stunde zum Versilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun sei er doch so wie so aller Geldsorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte sich sogleich im Bahnhof. Der königliche Abgesandte hatte bereits in einem Coupé erster Klasse Platz genommen und sah mit sichtlicher Ungeduld dem Kommen Wagners entgegen, der sich etwas verspätet hatte. Schnell stieg er zu ihm ein, und ich verabschiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, so kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gottes willen, Pfistermeister hat mir ja kein Billet gelöst; springen Sie schnell, eins zu holen.“ Im Galopp eilte ich zur Kasse und vermochte auch noch glücklich, dem

bereits im Gang befindlichen Zug nachspringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen: ich hatte ihm das Billet zu seinem Glück gekauft! So — und nicht anders — kam Richard Wagner nach München.

Meine früheren und späteren Erlebnisse mit dem Dichterkomponisten gedenke ich demnächst mit seinen zahlreichen an mich gerichteten Briefen zu veröffentlichen.

Karlsruhe, im November 1893.

W. Weißheimer.

Nach dieser unfreiwilligen polemischen Exkursion kehre ich wieder zu dem Tag der Abreise Wagners von Stuttgart, zum 3. Mai 1864 zurück.

Sobald der Münchener Zug meinen Blicken entschwunden, verließ ich den Bahnhof. Vor dem Hotel begegnete mir Konzertsänger Wallenreiter. Dieser teilte mir mit, Theaterdirektor Böckel aus Augsburg sei hier, welcher zum Herbst einen ersten Kapellmeister suche und mich für sein Theater gewinnen wolle. Hofkapellmeister Eckert habe mich Böckel sehr warm empfohlen, und falls ich Lust habe, das Engagement anzunehmen, wolle er es dem Direktor, mit welchem er befreundet sei, mitteilen. Es bedurfte keines langen Besinnens — Augsburg so nahe bei München — ich sagte zu. Nach einer Stunde brachte mir Direktor Böckel den Kontrakt ins Hotel. Am 4. Mai, nachdem ich meiner Braut von alledem Mitteilung nach Leipzig gesandt, reiste ich vergnügt nach Osthofen. Wie dort die vielerlei Glücksbotschaften aufgenommen wurden, läßt sich denken, und als gar der schon mitgeteilte Brief Wagners eintraf, welcher alle gehegten Erwartungen bestätigte und sie wo-

möglich noch übertraf, war des Staunens über den königlichen Gnadenspender kein Ende.

So sehr es mich drängte, Wagners Einladung nach Starnberg zu folgen, vergingen doch etwa drei Wochen bis zur geplanten Abreise, da in Osthofen verschiedene Formalitäten in betreff meiner Verheiratung zu erledigen waren. Als ich zur Abreise bereit war und ich Wagner mein Kommen ankündigte, schrieb er mir aus Starnberg unterm 16. Juni 1864:

Liebster Wendelin!

Sie kommen nun zu spät — ich kann Sie nicht mehr bei mir aufnehmen, da meine Gasträume in diesen Tagen sich für längere Zeit mit ganzen Familien füllen.[1]) Warum trödeln Sie auch so lange? Sie hatten lange Zeit, sich zu besinnen, und ich war ganz einsam. —

Jetzt heirathen Sie, und besuchen Sie mich wenigstens auf der Hochzeitsreise. —

Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Zukünftige von Ihrem

Richard Wagner.

P. S. Schicken Sie mir doch nur den Band Schoppenhauer!

Daß er den Namen seines vielgeliebten Philosophen hier mit zwei p ausstattete, ließ auf die Eile schließen, mit welcher er, von den Umständen gedrängt, die obigen Zeilen

---

[1]) Die Familie Bülows hatte sich angemeldet, welche mit Kindern und Kindsmädchen in der raumbeschränkten Villa Wagners Wohnung nahmen.

niedergeschrieben haben mußte. Ich sandte ihm das gewünschte Buch und versprach, meinen Besuch später und bei passenderer Gelegenheit auszuführen. In der That paßte auch mir derselbe in jener Zeit nur wenig, sonst hätte ich ihn dennoch abgestattet. Ich konnte ja leicht in Starnberg oder sonstwo in der Nähe unterkommen. Freilich kam ich durch diese Verschiebung um die schöne Gelegenheit, bei den häufigen Besuchen Wagners und v. Bülows in Schloß Berg anwesend zu sein, welche sich in jener Zeit ereigneten, und die, wie mir Bülow später mitteilte, in ihrer Art wirklich reizend gewesen sein sollen. Der junge Monarch empfing die genannten Gäste in ungezwungenster Weise zum Nachmittagskaffee, wobei er sehr gesprächig gewesen und sich von Hans v. Bülow öfters Klaviervorträge halten ließ. Hatte ich also durch mein Fernbleiben viel, sehr viel versäumt, so fand ich andrerseits einen reichen, ungeahnten Ersatz durch eine Bekanntschaft, die ich in Mainz machen sollte, und die mich mit einer der hervorragendsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts zusammenbrachte, mit

Ferdinand Lassalle.

Dieser hochstrebende, geniale Mann war in jenen Jahren die Zielscheibe der allerheftigsten Befehdungen und Schmähungen fast der gesamten deutschen Presse. Der Kampf gegen ihn wurde mit einer Erbitterung, einer Wut geführt, welche die beim Auftreten Wagners seinerzeit entfesselte noch bei weitem übertraf: Tag für Tag wurde er in die Oeffentlichkeit gezerrt, sein Wesen entstellt, seine

Person verhöhnt, zerfleischt und die spärlichen Ueberbleibsel von der gierigen öffentlichen Meinung verschlungen. Und was hatte dieser damals neben Bismarck bestgeschmähte Mann Deutschlands gethan? Wodurch zog er sich solchen grenzenlosen Haß zu? Er hatte jene bisher nur den Gelehrten der Sozialwissenschaft zugängliche Erkenntnis der ökonomischen Gesetze in eine klare, jedermann verständliche Sprache gebracht und damit das im Verborgnen glimmende Lichtlein der Gelehrtenstube zu einer hellstrahlenden Leuchte für das ganze Volk angefacht. Da diese Leuchte den Vertretern der damaligen Erwerbszustände durchaus nicht paßte, sollte sie mit aller Gewalt wieder ausgelöscht werden. Es begann jene heftige, leidenschaftliche und darum gänzlich unwirksame Preßcampagne, in deren Stürmen die Leuchte zur Fackel und bald zu einem mächtigen Feuerbrand wurde, dessen sengende, „wabernde Lohe" die folgenden Dezennien mit unheimlichem Glanz beleuchtete. Durch Lassalles Schriften war urplötzlich die große „soziale Frage" aufgerollt und zum Brennpunkt der ökonomischen und politischen Welt geworden.

Sofort suchte ich mir die so arg verlästerten Schriften zu verschaffen; denn wie einst bei Wagner sagte ich mir, dieser mit solcher Erbitterung Verfolgte müsse ein hochbedeutsamer Mann sein. Sobald ich sie gelesen, machte ich Wagner darauf aufmerksam mit dem Hinzufügen, er würde bei deren Lektüre nicht wenig überrascht sein, hier dasjenige wissenschaftlich begründet zu finden, was sein prophetisches Künstlergenie stets geahnt, was sich durch alle seine früheren Schriften, besonders „Die Kunst und die

Revolution", wie ein roter Faden hindurchziehe und ihnen ihre Signatur verleihe. Gab es schon früher bei Berührung dieser sozialen Seite Wagners innerhalb meiner Familie starke Meinungsverschiedenheiten, so brachte sie die Erscheinung Lassalles in heftigsten Aufruhr. In der Tagespresse wurde er als „Helfershelfer Bismarcks" bezeichnet — das war genügend, auch ihn zu verdammen. Es passierte die komische Verwechslung, daß beide in einen Topf geworfen und beide als „Erzreaktionäre" verschrieen wurden! Mit Fug und Recht mußten daher beide als die gefährlichsten Volksfeinde gehaßt werden. So auch im Schoße meiner Angehörigen. Gern ergriff ich da die Gelegenheit, einige Tage nach Mainz und Frankfurt zu gehen, umsomehr, als für Sonntag den 3. Juli in der Mainstadt ein öffentlicher Vortrag Lassalles angekündigt war. Mein Freund Städel, welcher dessen persönliche Bekanntschaft dort bereits gemacht hatte, stellte mich ihm am 2. Juli im Mainzer Bahnrestaurant vor. Mit festem Blick sah er mich aus den stahlgrauen Augen an, ergriff meine Hand und sagte, meinen Namen genau prononcierend: „Herr Weißheimer, ich grüße Sie!" (Nicht etwa, wie sonst üblich: „Sehr erfreut" oder „sehr angenehm", wobei gewöhnlich der noch ungeläufige Name des Vorgestellten entweder ganz übergangen oder undeutlich gemurmelt zu werden pflegt.)

Lassalle stand damals im kräftigsten Mannesalter, war 39 Jahre alt, von schlanker, hochgewachsener Gestalt, bartlos (mit Ausnahme eines unbedeutenden Schnurrbärtchens) und hielt das Haupt mit der mächtigen Denkerstirne hoch emporgerichtet. Die blassen, langen, durchfurchten und durch-

geistigten Gesichtszüge hingen etwas schlaff herab, umrahmt von dichtem, dunkelbraunem und sehr krausem Kopfhaar. Sobald sich die vorher festgeschlossenen Lippen auf der sofort angetretenen gemeinsamen Weiterfahrt nach Frankfurt öffneten und ihnen ein unvergleichlicher Redestrom entquoll, belebten sich die schlaffen Gesichtszüge, die stählernen Augen leuchteten, die hohe Figur schien mehr und mehr anzuwachsen. Am folgenden Tag konnte ich in der Mainstadt seine wohl noch nicht übertroffene Redevirtuosität in vollstem Maße bewundern. Er sprach in einem seiner neu ins Leben gerufenen Arbeitervereine über Kapital und Arbeit und berührte gegen den Schluß seiner hochinteressanten Ausführungen auch die Politik. Es handelte sich darum, ob, was die liberalen Parteien wünschten, Friedrich von Augustenburg in Schleswig-Holstein als Herzog einziehen solle oder nicht. Lassalle erläuterte alle Für und Wider und kam zum Schluß: es sei nicht im Interesse des deutschen Volkes, wenn den vielen Kleinstaaten im Norden noch ein neuer hinzugefügt würde; er wünsche daher „dem Augustenburger" keinen Erfolg. Nach diesem zweistündigen, von der Menge mit donnerndem Applaus aufgenommenen Vortrag schlichtete er im Nu die zwischen einigen Vereinsmitgliedern entstandenen Differenzen: seiner Flammenzunge und der machtvollen Persönlichkeit konnte niemand widerstehen.

Den Sonntagabend brachten wir im „Holländischen Hof" [1]) am Goetheplatz zu, und der Zufall wollte es, daß Lassalle an der Tafel nicht weit von seinem gleichfalls in

[1]) Ist neuerdings eingegangen.

Frankfurt anwesenden Hauptgegner Schulze-Delitzsch zu sitzen kam. Man kann sich denken, welche Blicke hie und da über den Tisch hinflogen und wieder zurückkamen. Schade, daß der Schauplatz dieses Zusammentreffens der neutrale Boden eines Hotelspeisesaales gewesen: welch interessantes Redeturnier hätte sich leicht an einem andern Ort entwickeln können; denn auch Schulze-Delitzsch war in der Redekunst kein zu verachtender Gegner. Als er sich nach einiger Zeit zurückzog, blickte ihm Lassalle bedauerlich nach — in seinem Buche „Bastiat—Schulze" hatte er ihm furchtbar mitgespielt! Friedlich schliefen sie nun beide unter einem Dache.

Am andern Morgen war ich mit Städel auf Lassalles Zimmer, wo er seiner Freude Ausdruck gab, daß der von ihm geplante Empfang der Deputation schlesischer Weber im Berliner Schloß unter Befürwortung Herrn v. Bismarcks glücklich zu stande gekommen. Der König sollte aus dem Munde der Arbeiter selbst ihre Notlage kennen lernen und die von Lassalle formulierten Vorschläge entgegennehmen.[1]) Dabei bediente sich Lassalle eines sehr drastischen Ausdrucks, den ich hier nicht mitteilen will. Sodann kamen wir auf die etwaige Stellung der Kunst im Sozialstaat zu sprechen, welcher Lassalle ein weites, ungeahntes Feld vindizierte, weil sie dann allen zugänglich würde, während jetzt nur der kleinste Teil des Volkes an ihren Gaben teilnehmen

---

[1]) Bismarcks Vermittlung wurde später im Abgeordnetenhaus seitens der Fortschrittspartei einer herben Kritik unterzogen. Die Redereien schnitt er kurz mit der Frage ab, ob er die Leute erst hätte fragen sollen, wie reich sie seien, ehe er sie zum König führen ließ.

könne. In diesem Punkte stimmte er ganz mit Wagners hierüber geäußerten Ansichten überein. Ich teilte ihm das mit und verwies ihn auch auf die eminent sozialistische Grundlage des in Leipzig bei Weber erschienenen „Ring des Nibelungen", dessen Gold seinem jeweiligen Besitzer zum Verderben gereichte. Mit großem Interesse nahm er davon Akt und bestellte sogleich das Buch. Hier trat nun ein Wendepunkt in der Unterhaltung ein. Lassalle teilte uns mit, daß er demnächst einen Ausflug in die Schweiz machen wolle, um vorläufig den Konsequenzen einiger nicht aufzuhaltenden Verurteilungen in zweiter Instanz zu entgehen. Er bedürfe der Erholung, bevor er es zu den Verhandlungen in letzter Instanz kommen lasse, denn er müsse in diesen die Verteidigung selbst führen; überlasse er sie einem andern, so sei ihm eine stattliche Reihe von Gefängnisstrafen gewiß. Zu der ihm dadurch erwachsenden Arbeit habe er jetzt keine Lust; darum wolle er sich auf kurze Zeit in die Schweiz begeben, wo er unbehelligt sei. Schon auf dem Weg dorthin, habe er mit „der Gräfin", mit welcher er morgen in Mainz zusammentreffe, einen kurzen Ausflug in die Pfalz verabredet, um einige ihn interessierende historische Punkte, wie Trifels und Madenburg, zu besuchen. Falls wir (Städel und ich) Lust hätten, an dieser Partie teilzunehmen, würde es ihn sehr freuen. Da wir zufällig ebenfalls eine derartige Fußtour geplant hatten, nahmen wir Lassalles Vorschlag mit Vergnügen an. Es wurde nun zunächst folgendes verabredet: Städel sollte Lassalle andern Tags nach Mainz begleiten und Mittwoch den 6. Juli mit diesem und der erwarteten Gräfin

Sophie v. Hatzfeld in Osthofen eintreffen, um mich dort in Empfang zu nehmen, weil ich am selben Tage noch (Montag nachmittag) nach Darmstadt reisen wollte. Dort wünschte ich bei Frau Schindelmeisser eine Kondolenzvisite abzustatten, da vor kurzem deren Gatte, mein wahrer Freund und Berater, einem tückischen Lungenleiden erlegen war. Während des Dienstags mußte ich in Osthofen eintreffen, um für den nächsten Tag bereit zu sein. Gegen Mittag sollte der Besuch von Mainz kommen und womöglich das Mittagsmahl in der Steinmühle einnehmen; denn bei der feindlichen Stimmung, die allerwärts gegen Lassalle und selbst gegen die Gräfin Hatzfeld herrschte, war es durchaus nicht sicher, ob es mir gelingen würde, meine Eltern zu einem freundlichen Empfang dieser Gäste umzustimmen.[1]) Für den sehr möglichen Fall des Gegenteils hatte ich mir vorgenommen, dieselben an der Station erst gar nicht aussteigen zu lassen, sondern mit ihnen direkt nach Worms zu fahren. Immerhin mußte die Veranstaltung dieses vielleicht allermerkwürdigsten Besuches in Osthofen versucht werden, und ich klopfte zu diesem Zweck zuerst bei meiner Mutter an. Kaum hatte sie den Namen „Lassalle" und „Gräfin v. Hatzfeld" gehört, als sie heftig erschrocken zur Thüre hinauslief. Ich wandte mich nun an meinen Vater, der, mit der Ausarbeitung seiner umfangreichen Geschichte Osthofens beschäftigt, an seinem Schreibtisch saß und in seine Arbeit so vertieft war, daß er von meinem Gespräch

---

[1]) Es mag auch in meiner alt-protestantischen, wenngleich liberal denkenden Familie zu der Abneigung im stillen doch etwas der Umstand beigetragen haben, daß Lassalle Jude war. D. V.

mit der Mutter nichts gehört hatte. Er hielt gerade das Kapitel über die herzoglich von Dalbergischen Besitzungen und besonders die Franz v. Sickingens in der Osthofener Gemarkung aufgeschlagen, und ich beschloß, an diesen ihn am meisten interessierenden Punkt anzuknüpfen. Ich sagte ihm, mit Franz v. Sickingen habe auch Lassalle sich viel beschäftigt und sogar eine fünfaktige Tragödie gleichen Namens verfaßt, heute käme der berühmte Autor zu einem kurzen Besuch hierher, da hätte er die schönste Gelegenheit, sich mit demselben über — Sickingen zu unterhalten, und um diese ihn gewiß in hohem Grade interessierende Unterredung am bequemsten und angenehmsten zu machen, habe ich Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld gleich zum Mittagessen eingeladen. Als ich auf den erstaunten Mienen meines Vaters „Sturm" aufsteigen sah, warf ich schnell noch ein: Lassalle sei ein höchst eleganter und sehr vermögender Mann, ein Gelehrter sondergleichen, der nicht bloß die Geschichte bis aufs i-Tüpfelchen kenne, sondern alles wisse, — sein Besuch sei daher eine große Ehre für unser Haus. Nun beobachtete ich meinen Vater. Er überlegte. Die aufgeregten Gesichtszüge beruhigten sich allmählich, und schließlich meinte er: auch dem Feinde dürfe man unter gewissen Umständen die Gastfreundschaft nicht verweigern, immerhin sei es interessant, einen solchen Mann sich einmal in der Nähe ansehen zu können — und wenn es der Mutter recht sei, wolle auch er nichts dagegen haben. Nach einigem Widerstand brachte ich auch die Mutter herum. Im Saale wurde die Tafel bereitet, und um Mittag holte ich die Gäste von der Bahn ab.

In Osthofen mochte sich schon die Kunde von der Ankunft des Gefürchteten verbreitet haben; aus geöffneten Fenstern blickten scheue, neugierige Gesichter, als Städel, die Gräfin führend, an ihrer Seite die bildhübsche Kammerzofe Helene, durch die Straßen schritt und ich mit Lassalle hinterdrein kam. Endlich in der Steinmühle angelangt, war vorerst der Empfang nur ein höflich-frostiger. Ich brachte Lassalle mit meinem Vater zusammen, die sich bald in ein historisches Gespräch miteinander vertieften, während meine Schwester Lenchen, die Mutter und meine Schwägerin Auguste (eine geborene Röder v. Diersburg) sich mit der Gräfin v. Hatzfeld beschäftigten. Die Unterhaltung wurde warm und wärmer, und nach kurzer Zeit war sie bereits höchst animiert. Als da meine Brüder Julius und Gustav, der Turner, zum Vorschein kamen, begrüßte sie Lassalle und schlug letzterem mit den Worten: „Fürwahr, eine wahre Reckengestalt" wohlgefällig auf die Schulter. Nun ging es die Treppe hinauf zu Tisch. Lassalle hatte mich zuvor auf die Seite genommen und gefragt, ob „die Helene" mit am Tisch sitzen dürfe; sie sei ein gebildetes Mädchen und würde sich durchaus bescheiden benehmen. Ich sagte das meinem Vater — ihm waren junge hübsche Gesichter sehr sympathisch — und so ward auch dieser Punkt bald in Ordnung gebracht und Städel neben Helene plaziert. Beim Hinaufsteigen sagte mir mein Vater: „Der Herr Lassalle ist ja ein hochmerkwürdiger Mann, den ich durchaus unrichtig beurteilt und mir ganz anders vorgestellt hatte. Wie doch die Zeitungen einen Menschen entstellen können!" Bei Tisch nahm er zwischen Lassalle und der Gräfin Platz, welche am

oberen Ende saß. Trotz ihres vorgerückten Alters war ihr ein schönes blondes Haar geblieben, welches den interessanten Kopf in noch reicher Fülle umgab. In ihrem sehr ausdrucksvollen Gesicht zeigten sich bereits viele Falten. Sie mochte etwa zwanzig Jahre älter sein als ihr berühmter Freund, der ihr einst durch seine kühne Vermittlung ein großes Vermögen rettete. [1])

Nach dem Essen trat plötzlich ein äußerst heiterer Zwischenfall ein. Meine Mutter, welche Lassalle zur Seite saß, hatte eine ähnliche Frage auf dem Herzen wie die, welche sie vor zwei Jahren an Richard Wagner stellte, auf welche er lächelnd die Antwort schuldig geblieben war. Jetzt saß sie wieder neben einem andern hochbedeutenden Manne, dessen Auftreten in der Welt so großes Aufsehen machte, über dessen wahre Absichten sie bisher gänzlich im unklaren geblieben, und über die sie doch so gern Klarheit gehabt hätte. Als gerade für einen Augenblick die animierte Unterhaltung zu einem Stillstand gekommen, faßte sie sich ein Herz und sagte: „Nun, da wir gerade so gemütlich beisammen sind, so können Sie mir doch auch sagen, Herr Lassalle, was Sie denn eigentlich w o l l e n." Lassalle stutzte einen Moment, ergriff aber schon im nächsten meine Mutter und drückte ihr mit den

[1]) Bekanntlich gelang es ihm, durch seine Freunde Mendelssohn und Oppenheim der Maitresse des Grafen Hatzfeld jenes Dokument zu entreißen, welches sie zur Besitzerin des Vermögens der Gräfin, seiner Frau, machen sollte. Von der wider ihn erhobenen Anklage der Verleitung zum Kassetten-Diebstahl wurde er nach seiner gigantischen Verteidigungsrede am 11. August 1848 von dem Assisenhof zu Köln freigesprochen. D. V.

Worten: „O, Sie köstliche Frau!" einen schallenden Kuß auf den Mund, der alles Weiterfragen verstummen machte. Bei dieser gänzlich ungeahnten und blitzschnell ausgeführten Operation brach natürlich bei allen die ungeheuerste Heiterkeit aus. Selbst meine Mutter lachte mit, und mein Vater rang noch lange Zeit nach Luft. Eine bessere Antwort auf diese verfängliche Frage hätte Lassalle für den Augenblick gar nicht finden können.

Was er wollte, zog übrigens gleich darauf mit fast mehr als hinreichender Klarheit an seinen Zuhörern vorüber. Friedrich Städel legte nämlich einen Teil der neuesten Streitschriften, sowie die zuletzt gehaltenen, im Druck erschienenen Verteidigungsreden vor diversen Gerichtshöfen auf den Tisch und bat Lassalle, der Gesellschaft daraus einiges zum besten zu geben. Bereitwillig legte er sich das Material zurecht und hielt dann einen Vortrag, der mir zeit meines Lebens unvergeßlich bleiben wird. In kürzester Uebersicht gab er die Quintessenz seiner kolossalen Rede über die indirekten Steuern, welche in der Hauptverhandlung einen ganzen Tag lang dauerte, zu welcher er auf dem Gerichtstisch eine kleine Bibliothek aufgestellt und mit welcher er die Richter und besonders den Staatsanwalt fast zur Verzweiflung gebracht hatte. Schien er die zulässigen Grenzen der Verteidigung hart zu streifen, so unterbrach ihn der Staatsanwalt und beantragte, dem Angeklagten das Wort zu entziehen. Dieser, dem wegen angeblicher „Erregung von Haß und Verachtung" eine vielmonatliche Gefängnisstrafe drohte, wehrte sich natürlich bis zum Aeußersten. Er mußte beweisen, daß das, was er geschrieben, Wissenschaft sei, während der Staats-

anwalt behauptete, es sei keine Wissenschaft. (Das Gesetz erklärte nämlich die Wissenschaft und ihre Lehre für frei.) Da nun Lassalle in umfassendster Weise aus allen nationalökonomischen Werken nicht bloß der deutschen, sondern aller Kulturländer überzeugend das Wissenschaftliche seiner Lehre nachgewiesen zu haben glaubte, und der Staatsanwalt es immer noch bestritt, entschlüpften ihm die Worte: „Was, keine Wissenschaft? Da muß ja der Staatsanwalt ein wahrer ‚Ausbund von Wissenschaftlichkeit' sein, wenn er das nicht für Wissenschaft gelten lassen will, was in diesen gelehrten Werken hier geschrieben steht.“ Bei der Stelle „Ausbund von Wissenschaftlichkeit“, welcher sich noch die scharfe Frage: „Bin ich denn der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?“ anschloß, schlug er in Osthofen so heftig auf den Tisch, daß alle Weingläser klirrend in die Höhe fuhren. Aehnlichen Effekt mußten in der Hauptverhandlung diese Worte auf den Herrn Staatsanwalt gemacht haben. Auch er sprang auf und erreichte nun wirklich, daß der Gerichtshof dem Angeklagten das Wort „definitiv“ entzog. Dieser sagte: „Gut, so werde ich Ihr Urteil mit kreuzweis verschlungenen Armen stumm über mich ergehen lassen. Zuvor muß ich jedoch auf Artikel soundsoviel, in den Verordnungen Band soundsoviel, auf Seite soundsoviel 2c. verweisen und beantrage, mir das Wort wieder zu erteilen.“ Der Gerichtshof hielt eine kurze Beratung und kam zum Beschluß: „Der Angeklagte hat wieder das Wort!“ Geraume Zeit ging es dann noch weiter, und schließlich wurde Lassalle, der erst zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war, freigesprochen,

nachdem er den Richtern der höheren Instanz die Versicherung gegeben hatte, daß ihm eine etwa viermonatliche Gefängnishaft weit weniger Beschwer verursacht haben würde als die Mühe, aus allen Ländern Europas den Beweis herbeizuschaffen, daß seine Lehre in der That Wissenschaft sei.

Es ist geradezu unmöglich, den Eindruck auch nur annähernd zu beschreiben, den die wahrhaft phänomenale Beredsamkeit Lassalles bei den Zuhörern hervorrief. Mein ältester Bruder Jean, welcher der Begegnung aus Groll bisher fern geblieben war, kam nun doch, von der Neugier getrieben, sich das „Wundertier" anzusehen, herbei und war nicht wenig erstaunt, die Gesellschaft in vollster Begeisterung zu finden. Er hatte geglaubt, jetzt bei etwas vorgerückter Stunde müßten sich alle an den Köpfen haben! Die in so kurzer Zeit vorgegangene Umwandlung der Gemüter war ihm ganz unbegreiflich. Solche Wunder konnte nur ein Genie bewirken, und welch ein Genie Lassalle gewesen, weiß jetzt so allgemach die Welt.

Nachmittags hatte die Unterhaltung ihren Höhepunkt erreicht. Weiter ging es nicht, denn Lassalle, der dem starken Osthofer Gewächs lebhaft zugesprochen, spürte nun dessen Wirkung. Ich brachte ihn an die Luft, in den Garten. Wie er den Bach sah, raffte er sich auf, mir eine Probe seiner Energie abzulegen, und in sehr schwankendem Zustand brachte er es in der That fertig, hart am Rand des Baches hinzulaufen, ohne ins Wasser zu fallen. Da er bereits Anstalt machte, diesen höchst bedenklichen Dauerlauf zu wiederholen, hielt ich ihn davon ab und brachte

ihn in Sicherheit — auf mein Bett, wo er sofort einschlief. Nach einer Stunde kam er wieder völlig nüchtern zum Vorschein. Nun wollte er auch sehen, wo dieser gefährliche Wein gewachsen war, der ihm so zu schaffen gemacht, und wir führten ihn zu diesem Behufe auf die bei der Steinmühle gelegene Anhöhe, auf den „Schnapp“, wo ihm außer der guten Lage auch die Aussicht nach Worms und über den Rhein recht gefiel. Den Wein brachte er aber nicht aus dem Kopf und bestellte sich bei meinem Bruder Julius gleich ein ganzes Faß davon. Er hat ihn nicht mehr getrunken!

Nachdem wir zurückgekehrt, wurde schnell das Abendessen eingenommen, denn Lassalle brannte darauf, meine Oper „Theodor Körner“ kennen zu lernen. Bei seinem scharfen Auffassungsvermögen und dem durch seinen intimen Verkehr mit Hans v. Bülow gesteigerten Musiksinn war es ihm ein Leichtes, meiner Wort- und Tonreproduktion am Flügel zu folgen und Scene für Scene an seinem Geist vorüberziehen zu lassen. Schon beim Anhören des königlichen Aufrufs: „An mein Volk“ geriet er in sichtliche Erregung, die sich beim Abschied Körners von seiner Braut, beim Schwur der Lützower, der Trauerhymne an die Germania und der darauf folgenden Phantasie „an die Eichen“ &c. dermaßen steigerte, daß er vom Sofa aufschnellte, mich vom Klavierstuhl riß, im Nu mich stürmisch umarmte und küßte und in die Worte ausbrach: „Eine solche Musik- und Deklamationsgewalt wie die Ihre würde mir für die Agitation hochwillkommen sein. Vor Ihrem Können die allergrößte Hochachtung! Wollen Sie, daß ich Ihnen einen meinen

Absichten und Ihren Fähigkeiten entsprechenden Operntext ausarbeite, so bin ich mit Vergnügen dazu bereit." Selbstverständlich ging ich freudig darauf ein, und sofort machten wir uns an die Stoffwahl. Vom Bauernkrieg kamen wir auf Florian Geyer und Thomas Münzer und zuletzt auf den Böhmen Ziska, welchen Lassalle für den Geeignetsten hielt. Er versprach, gleich nach seiner Ankunft in der Schweiz ans Werk zu gehen.

Jetzt, in später Abendstunde, war der leidige Abschiedsmoment gekommen, denn die Gäste wollten mit dem letzten Bahnzug nach Worms fahren, wo sie im „Alten Kaiser" ein Zusammentreffen mit Doktor J. B. v. Schweitzer verabredet hatten. Die am Vormittag so kühl Empfangenen zogen nun mit den herzlichsten Dankesworten meiner Eltern und Geschwister von dannen.

Am nächsten Tag folgte ich ihnen zum „Alten Kaiser" in Worms, wo außer Dr. v. Schweitzer auch Herr und Frau v. Hoffstetten eingetroffen waren, welche sich am Abend Lassalle, der Gräfin, Friedrich Städel und mir nach Neustadt a. d. Haardt anschlossen. Vor der Abreise waren übrigens noch der Dom und die prächtigen Gartenanlagen des damals schon sehr reichen jetzigen Freiherrn v. Heyl besucht worden. Beim Eintritt in den Garten fragte Lassalle den Portier: „Wie viel Arbeiter ernährt denn Herr Heyl?" und bekam treuherzig zur Antwort: „Viertausend." Die starke Betonung des einen Wortes vorher war ihm gar nicht besonders aufgefallen — er mochte sie auch vollkommen richtig und ganz in der Ordnung gefunden haben. —

Auf der Fahrt nach Neustadt hatte sich zwischen Lassalle

und dem ihm gegenübersitzenden v. Schweitzer ein interessanter Meinungsstreit über die Bedeutung von Schopenhauers Philosophie entsponnen. Schweitzer erhob Schopenhauer über alles, während Lassalle dies nicht gelten lassen wollte, sondern Hegel die Palme reichte. Durch die Ankunft in Neustadt wurde die sehr lebhaft geführte Debatte unterbrochen, sogleich aber nach dem Abendessen im „Gasthof zum Löwen" wieder aufgenommen und beharrlichst fortgesetzt. Da nach zwei Stunden Lassalle erklärte, nicht eher schlafen zu gehen, als bis er Schweitzers Irrtum gründlich nachgewiesen habe, so verduftete eins nach dem andern, und die beiden blieben allein sitzen. Erst gegen fünf Uhr morgens soll Schweitzer erklärt haben: „Jetzt bin ich geschlagen —", worauf sie endlich ihre Betten aufsuchten.

Am folgenden Tag fanden im Garten des „Löwen" zwischen Lassalle, Schweitzer und Hoffstetten längere Verhandlungen über die nunmehr zu gründende Zeitung „Der Sozialdemokrat" statt, und gegen Abend wurde ein Spaziergang in das Thal bei Neustadt unternommen, dem sich auch die Gräfin anschloß. Man sprach über Uhlands Gedichte, wobei wieder Lassalles fabelhaftes Gedächtnis zu bewundern war, denn er recitierte da „Des Sängers Fluch" von Anfang bis zu Ende, ohne sich nur im geringsten zu irren. Ich drückte der Gräfin mein Erstaunen über diese doch gewiß unvorbereitete Leistung aus, worauf sie meinte: „Lassalles Gehirn scheint mir aus zahllosen kleinen Gefächern zu bestehen, ich möchte fast sagen — Schubfächern, deren Register er nur zu ziehen braucht, um alles bis aufs kleinste klar und deutlich vor sich zu sehen." Nicht bloß

die nationalen Dichter recitierte er auswendig, sondern ebenso die englischen, französischen, spanisch-portugiesischen, die italienisch-lateinischen und griechischen Klassiker, natürlich jeden in der Ursprache. In der Völkergeschichte war er im stande, über die Vorgänge eines jeden Dezenniums, jeden einzelnen Volkes zu berichten, und selbstverständlich gab es kein philosophisches und nationalökonomisches Buch, das er nicht kannte. Als die Gräfin Hatzfeld den Prozeß um ihr Vermögen führen mußte und keinen resoluten Rechtsbeistand finden konnte, studierte Lassalle Jurisprudenz und gewann den Prozeß! Später verfaßte er sogar ein höchst schwieriges und umfangreiches rechtsphilosophisches Werk, „Das System der erworbenen Rechte", in welchem er auch auf diesem Gebiet ein ganz außergewöhnliches Wissen bekundete. Kein Wunder, daß er bei solch umfassendster Gesetzeskenntnis, bei solch nie versagendem Gedächtnis und seiner Beredsamkeit ohnegleichen bald der Schrecken der Staatsanwälte und Gerichte wurde.[1])

Am Samstagnachmittag besuchte die Gesellschaft das bei Neustadt etwas in der Höhe gelegene ansehnliche Dorf Haardt, wo in einem Gasthaus eingekehrt und bei einer

---

[1]) Eine geradezu verblüffende Leistung Lassalles teilte mir einige Wochen später Professor Marbach in Leipzig mit. Diesen kam er zu besuchen und fragte ihn über den Gegenstand seiner neuesten Forschung. Marbach sagte, er habe gerade den Versuch unternommen, die einzige noch griechisch existierende Seite eines (wenn ich recht behalten habe) Proteusfragments zu ergänzen und womöglich zu Ende zu führen. Hier habe sich nun, wie mir Marbach erzählte, etwas nahezu Unglaubliches ereignet, das ihn vor Staunen „starr" gemacht: Lassalle habe ihm jenes Fragment Wort für Wort frei aus dem Gedächtnis griechisch hergesagt!!

guten Flasche Dürkheimer Rast gemacht wurde. Hier gab Lassalle, auf Bitten der Gräfin, eine Darstellung seines achttägigen Kassetten-Prozesses vor den Assisen in Köln, wo er sich hart in der Klemme befunden. Nach seiner Angabe war es ein aus langer Hand sorgfältig gegen ihn vorbereiteter Tendenz-Prozeß, der ihn vernichten sollte. Ein falscher Zeuge trat sogar mit der infamen Beschuldigung auf, Lassalle habe ihn zum Mord, zu einer Vergiftung verleiten wollen! Selbst seine äußerst umfangreiche Verteidigungsrede ließ bei den Geschwornen keine unbedingt günstige Lösung erwarten. Der Staatsanwalt hatte eine sehr harte Strafe beantragt und der Gerichtshof sich in das Beratungszimmer zurückgezogen. Während dieser peinlich-langen Pause habe sein von ihm zugezogener Rechtsbeistand ihm den Rat gegeben, um jeden Preis aus dem Saal zu kommen; bei der ihm günstigen Menge, die den Raum gänzlich ausfülle, sei das Gelingen nicht unmöglich, und unten stehe ein Wagen bereit, ihn fortzuschaffen. Trotz der höchst kritischen Lage habe er den Gedanken an Flucht zurückgewiesen und gesagt: „Nie werden Gerichtsschranken meinen Rücken sehen.“ Selbst nicht die angsterfüllten Mienen seines von Breslau herbeigeeilten und in vorderster Reihe stehenden Vaters hätten seinen Entschluß wankend gemacht und, wie er hinzufügte, dies zum Glück! Denn kurz darauf sei der Hof mit einem freisprechenden Erkenntnis zurückgekehrt, und die jubelnde Menge habe ihn auf den Schultern aus dem Saal getragen.

Nach solchen interessanten Ausflügen in Neustadts Umgebung verbrachte die Gesellschaft gewöhnlich die Abende

im Klavierzimmer des Hotels. Ich spielte da auf Wunsch Stücke aus meiner vaterländischen Oper und Sonaten Beethovens, z. B. die passionierte in F-moll, die in E-moll (op. 90) und die große in As-dur, einmal auch einige Akte von „Figaros Hochzeit“, die Lassalle über die Maßen liebte. Wie er dann ausführlich erzählte, sei seine Liebe zur Musik und deren Verständnis hauptsächlich durch den regen Verkehr mit Hans v. Bülow erweckt und entwickelt worden: „Bülow habe ihm die heiligen Hallen der Musik erschlossen“. Aus den häufigen Begegnungen beider habe sich mit der Zeit ein wahres Freundschaftsverhältnis herausgebildet, das auch dann keine Einbuße erlitten, als Lassalle sich veranlaßt sah, seine Besuche im Hause seines Freundes aus Gründen „der Frau“ einzustellen, mit welcher er nicht Lust hatte gelehrte Disputationen über Philosophie und dergleichen schwierige Themata zu führen, auf die sie öfters mit Vorliebe zurückgekommen, trotzdem sie davon gar nichts verstanden habe. Ihre Sucht, mit einem Bildungsniveau etwa in Höhe französischer Mädchenpensionate ihm gegenüber die „Geistreiche“ zu spielen, sei ihm lästig geworden, darum habe er eines Tages Hans v. Bülow gesagt: „Nimm mir nicht übel, wenn ich dich künftig nicht mehr besuche, — komme du lieber zu mir“ — und Bülow sei von da an regelmäßig zu Lassalle gekommen.[1])

---

[1]) Einige Jahre später saß ich in München mit Herrn und Frau v. Bülow abends beim Thee. Es kam die Rede auf Lassalle, und, um mich zu vergewissern, citierte ich das eben Mitgeteilte: von keiner Seite wurde mir damals widersprochen. Selbstverständlich hatte es Lassalle bei Frau v. Bülow gründlich verdorben.

Sonntag den 10. Juli sollte ein Ausflug nach dem berühmten Hambacher Schloß gemacht werden. Da ich früh einen der dortigen höchsten Gipfel, den „Kalmit", besteigen wollte, wurde für den Nachmittag jenes bekannte Schloß als Rendezvous ausgemacht. Wie sich an jenem Prachtsonnentag die schöne Welt aus der Höhe ausnahm, kann ich nicht mit Worten sagen, ich sagte es jedoch in Musik, zu der mir Theodor Körners schönes Gedicht Gelegenheit gab, welches er bei Besteigung der „Riesenkoppe" dichtete, und welches den gleichen Gefühlen Ausdruck giebt, die mich auf dem Kalmit bewegten. Weit sah ich den Rhein hinauf, der sich wie ein Silberfaden zwischen Schwarzwald und Vogesen hinschlängelte, sah mir gegenüber die in der Sonne glitzernden Häuser der badischen Residenz und im Süden einen in den Himmel ragenden schwarzen Dorn — die Spitze des Straßburger Münsters. Rheinabwärts die Türme des Speierer und Wormser Doms und, wie in der Riesenkoppe, — die Heimat. Um solche Naturweihe „voll und ganz" zu genießen, muß man durchaus allein sein. Lange blieb ich auf jenem Aussichtspunkt, der, wenn ich recht gesehen habe, jetzt auch einen Aussichts*turm* hat, dann sauste ich ohne Weg und Steg, über Stock und Stein hinunter und grad auf das Hambacher Schloß los, wo ich um vier Uhr ankam und Lassalle mit der Gräfin im Schloßhof traf. Der übrige Teil der Gesellschaft kam in einzelnen Gruppen bald ebenfalls von seinem Ausflug ins Grüne zurück, und als wir alle beisammen waren, gingen wir zu Fuß nach Neustadt. Dort kamen v. Schweitzer und Lassalle auf die Politik der sogenannten „Gothaer" im Frank-

furter Parlament zu sprechen, welche damals alles verdorben habe, immer nur die triviale Krämerparole gehabt hätte: „Was gemacht werden kann, wird gemacht — ha, was gemacht werden kann, wird gemacht“. Schnell fand ich dazu eine ebenso triviale Melodie, über die sich Lassalle höchlichst amüsierte, besonders, wenn ich sie am Klavier variierte und zum Schluß einen gespreizten Marsch, den „Marsch der Fortschrittler“, daraus hervorgehen ließ.

Am nächsten Tag wurde unser Hauptquartier von Neustadt nach Bergzabern verlegt, um von da den „Trifels“ und die „Madenburg“ zu besuchen. Beim Abstieg von letzterer versagten die Kräfte der Gräfin v. Hatzfeld: an Lassalles Arm schwankte sie langsam den Abhang hinunter. Der interessanteste Ausflug für mich war jedoch der nach der entfernteren Bergruine Schloß Dahn. Die riesigen Mauern auf- und abschreitend besprach da Lassalle mit mir den unterdessen ausgereiften Plan der Handlung unsrer projektierten Oper Ziska: — kühne Entwürfe, große Ideen! Dann redete er mir zu, mit ihm in die Schweiz zu gehen; da wolle er die ihm fast noch unbekannten östlichen Kantone besuchen, in meiner Gegenwart den Operntext ausarbeiten und dann, nach Deutschland zurückgekehrt, die seiner harrenden Prozesse wieder aufnehmen und „den Stier bei den Hörnern packen“. Er bat mich dringend, ihn einige Wochen in die Ostschweiz zu begleiten; denn nur in Gesellschaft wolle er diese besuchen — andernfalls ginge er auf den Rigi, wo er hoffen könne, einen oder den andern seiner zahlreichen Bekannten zu treffen. Immer kam er aber darauf zurück,

es sei ihm am liebsten, wenn ich ihn in die Ostschweiz begleitete. Er bat, — bestürmte mich — ich konnte nicht, — ich mußte jetzt nach Leipzig und dann nach Augsburg. Hätte ich damals nur eine blasse Ahnung gehabt, welch furchtbare Folgen sich an mein „Nein!“ knüpften, so hätte ich unbedingt die geplante Hochzeit verschieben lassen, auch die Augsburger Kapellmeisterei eventuell an den Nagel gehängt und würde Lassalle in die Ostschweiz begleitet haben, wo er sicher war vor den Fallstricken der Dönniges-helene, des höllischen „Goldfuchses“ auf Rigikaltbad. Das Unglück schreitet schnell, und an einem Haar hängt des Menschen Schicksal: wäre ich mit ihm gezogen — alles wäre anders gekommen! Mit welcher Wehmut betrachtete ich nachher seine Photographie, die er mir auf Schloß Dahn verehrt hatte!

Mitte Juli fuhr er fröhlich und guter Dinge im offenen Wagen mit der Gräfin aus Bergzabern, zunächst hinüber nach Karlsruhe. Die Herren v. Schweitzer und v. Hoffstetten mit Gemahlin waren schon vorher abgereist. Ich blieb noch einige Tage mit Städel zurück, welcher in Bergzabern eine Tante besuchte. Dann reiste ich schnell über Osthofen nach Leipzig. Dort traf ich leider meine Braut so bedenklich erkrankt, daß die Hochzeit, zu der schon alle Anstalten getroffen waren, nun in der That verschoben werden mußte. Nachdem etwas Besserung eingetreten, wurde die Kranke nach Gohlis gebracht. Mitte August schrieb ich Lassalle unter seiner Rigi-Adresse — ich hatte keine Ahnung von seinem stürmischen Hin und Her zwischen Genf, München, Starnberg, wo er durch Bülows Ver-

mittlung Wagner besuchte, welcher seinerseits wieder durch den König den alten Dönniges zur Raison bringen sollte — ich wartete vergebens auf Lassalles Antwort — wahrscheinlich hatte ihn unter solchen Umständen mein Brief gar nicht erreicht. Als ich da zwei bis drei Wochen später im Garten bei der Mühle in Gohlis die Zeitungen überflog, traf mich die Nachricht von Lassalles Tod wie ein Donnerschlag. Wie betäubt saß ich vor dem Unglückstelegramm aus Genf. Erst nach längerer Zeit konnte ich mich aufraffen und meiner Braut das Fürchterliche mitteilen. Die schrecklichsten Vorwürfe, ihn nicht in die Ostschweiz begleitet zu haben, zerwühlten wochenlang mein Inneres. In dieser elenden Gemütsverfassung mußte ich meinen neuen Beruf antreten als

Kapellmeister in Augsburg.

In der Lechstadt traf ich am 6. September 1864 ein, und schon am 9. d. M. besuchte ich Wagner in Starnberg. Bei der Station stieg ich in einen Kahn und ließ mich nach der linken Seeseite direkt in seinen Garten fahren. Dort hielt mich der von Penzing mit übergesiedelte neue Hausdiener resp. Wächter „Franz“ an, der mich noch nicht kannte, und welcher mich durchaus nicht aussteigen lassen wollte. Es entstand ein lauter Wortwechsel, der erst endigte, als von oben Wagners Stimme hörbar wurde, welcher aus dem Fenster rief: „Franz, dieser Herr passiert!“ Plötzlich war Franz wie verwandelt, klappte wie ein Taschenmesser zusammen und ließ mich durch den Garten. Von der Haus-

thür führte eine lange und schnurgrade hölzerne Treppe in den ersten Stock, wo Wagner, mich erwartend, stand. Schon während des Hinaufsteigens fiel mir seine bunte Tracht auf, die in allen Farben schillerte. Oben angelangt, mußte ich unwillkürlich ausrufen: „Nun, Sie kommen mir ja wie der Papst entgegen," worauf er mich herzlich umarmte und lächelnd hinzufügte: „Der bin ich auch jetzt!" Er beklagte dann, daß er mich im Juni nicht habe bei sich aufnehmen können; jetzt aber sei der Besuch fort, und es würde ihn freuen, wenn ich bis zu seiner Uebersiedelung nach München bei ihm bliebe. Leider war das nicht möglich, da schon übermorgen in Augsburg die Proben beginnen sollten. Er bedauerte dies und führte mich in sein für ein Landhaus glänzend ausgestattetes Arbeitszimmer, wo er mir ein Päckchen eigenhändiger Schreiben seines königlichen Freundes an ihn zu lesen gab, während er einen angefangenen Brief rasch zu Ende schrieb. Um Mittag wurden wir ins Eßzimmer zu ebener Erde hinunter gerufen, wo wir speisten. Gegen das Ende der Mahlzeit ließ er „zu Ehren meiner Anwesenheit" Champagner bringen, und Franz mußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe „Kinderchen" hereinführen, welche er alle von Penzing nach Starnberg hatte mitbringen dürfen. Sie wurden wie die Orgelpfeifen aufgestellt, jedes mit einem Glas Champagner versehen, dann mußten sie der Reihe nach mit mir anstoßen und auf meine Gesundheit trinken. Wagner empfand bei diesem Anblick sichtlich viel Vergnügen und sagte: „Endlich habe ich es so weit gebracht, andern auch einmal eine materielle Freude machen zu können. Das ist auch für mich eine sehr wohlthuende Ab-

wechslung." Dann verzog sich die Familie Franzens wieder, und bei einer neuen Flasche stießen wir beide auf immerwährendes Glück und auf ein langes Leben des jungen Monarchen an.

Beim Kaffee kam das Gespräch auf meine Oper „Theodor Körner". Wagner fragte, ob sie nun ganz beendet sei und sagte mit Betonung: „Apropos! was haben Sie denn mit Lassalle angefangen? Als dieser mich noch vor einigen Wochen hier besuchte, schwärmte er ja förmlich über Sie und Ihren Körner!" Ich erzählte nun, wie er bei seinem Besuch in Osthofen in helle Begeisterung geraten sei, als ich das Werk der Gesellschaft vorspielte, und wie ich, während der Tour durch die Pfalz, an jedem Ort, wo sich ein Klavier fand, immer wieder Körner und Körner spielen mußte, an dem er sich nicht satt hören konnte. Wagner bemerkte hierauf: „Das ist ein gutes Zeichen! Nachher, wenn wir vom Spaziergang zurückgekehrt, müssen Sie auch mir Ihre Oper spielen." Wir machten uns auf den Weg in der Richtung nach Schloß Berg. Wagner kam gleich wieder auf Lassalle zu sprechen und teilte mir den Grund seines neulichen Besuches bei ihm mit, hinzufügend, seine Persönlichkeit habe auf ihn lange nicht so sympathisch eingewirkt, wie sie ihm von Hans v. Bülow geschildert worden sei — im Gegenteil: eher abstoßend. In ähnlichem Sinne schrieb er am selben Tage auch seiner Mariafelder Freundin.[1]) Dieses Urteil war mir sehr auffallend:

---

[1]) Ich erzählte schon, daß Wagner nach meiner Ankunft schnell einen Brief beendete, während er mir seine Königsbriefe zu lesen

Lassalle, ein Kavalier von Kopf bis zu Fuß, war auch persönlich so hervorragend, daß er sogar einem Bismarck imponierte und ihn für sich einzunehmen verstand. Ich erinnere hier nur an dessen bekanntes Wort im Reichstag über den „liebenswürdigen und geistreichen Gutsnachbarn“. Was konnte nun Wagner gegen ihn so eingenommen haben? War es der bereits auf ihn mächtig und mächtiger werdende Einfluß weiblicherseits (vgl. S. 307), oder war es der Jude in Lassalle, der ihn abstieß? Kaum denkbar; denn in seinem Benehmen lag durchaus nichts Jüdisches. Alles, was Wagner in seiner bekannten Broschüre am Juden auszusetzen hatte, war bei Lassalle nicht vorhanden. Wie es sich auf jenem denkwürdigen Spaziergang bald herausstellte, kannte er dessen Schriften nicht, hatte somit auch keinen

---

gab. Jener Brief war, wie ich jetzt aus dem Datum ersehe, an Frau Wille gerichtet, in welchem er sich ebenfalls über Lassalle äußerte. Ich kann mir nicht versagen, die betreffende Stelle hier mitzuteilen. Er schrieb aus

Starnberg, 9. Sept. 64.

„... Sie sehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbst nicht ein Fall, wie der von Lassalles Tod: Der Unglückliche war gerade vierzehn Tage vor seinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen dessen Gesandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günstling: letzthin haben sich die Hinterlassenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was sagen Sie dazu? Ich kannte Lassalle noch gar nicht; bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß.“

(Vergl. Deutsche Rundschau, 1887, Heft. 6.)

rechten Begriff von Lassalles enormem Wollen und Können. Er kannte nicht die statistische Aufzählung der nach unten zermalmenden Wirkung der indirekten Steuern, konnte sich somit auch nicht recht erklären, weshalb die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher werden, und weshalb Lassalle gerade an diesem wundesten Punkt der heutigen Gesellschaftsordnung den Hebel ansetzte. Ohne die bei solchen Erörterungen durchaus nötigen statistischen Tabellen läßt sich gesprächsweise keine Einigung erzielen; drum waren wir beide am Schluß des Spazierganges nicht viel weiter als an dessen Anfang. Wagner hielt daran fest, die Triebfeder in Lassalles Auftreten sei hauptsächlich persönliche Eitelkeit — Herz und Aufopferung seien einem Juden fremd. Da waren wir nun glücklich auf dem Standpunkt seiner 1850 veröffentlichten Abhandlung über die Juden angelangt, worin er auch den jüdischen Komponisten hart zu Leibe rückte. Er schrieb da u. a.: „Der in dieser Beziehung von uns bereits näher charakterisierte Jude hat keine wahre Leidenschaft, am allerwenigsten eine Leidenschaft, welche ihn zum Kunstschaffen aus sich drängte. Wo diese Leidenschaft nicht vorhanden ist, da ist aber keine Ruhe anzutreffen — wo der Ruhe nicht die Leidenschaft vorangegangen ist, erkennen wir nur Trägheit: der Gegensatz der Trägheit ist aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdischen Musikwerken von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, außer da, wo sie jener geist- und empfindungslosen Trägheit Platz macht. Was so der Vornahme der Juden, Kunst zu machen, entsprießt, muß daher notwendig die Eigenschaft der Kälte, der Gleichgültigkeit, bis zur Trivialität und Lächerlichkeit, an

sich haben, und wir müssen die Periode des Judentums in der modernen Musik geschichtlich als die der vollendeten Unproduktivität, der verkommenden Stabilität bezeichnen." — Es ist eine schlimme Sache mit derartigen gewaltsamen Verallgemeinerungen: ihnen stehen Wagners eigne begeisterte Lobsprüche auf den vierten Hugenottenakt diametral gegenüber! Die „vollendete Unproduktivität" paßt daher gar nicht auf Meyerbeer und ebensowenig auf — Halévy, wie sich sogleich eklatant herausstellte, als wir vom Spaziergang wieder zu Hause angelangt waren. Wagner hatte es sich bequem gemacht und behaglich auf dem Sofa Platz genommen. Während der Dämmerung bat er mich, ihm aus meiner Oper zu spielen. Da ich jedoch die Partitur nicht mithatte, und es mir sehr wichtig war, daß er nicht bloß die Musik, sondern zugleich auch die Instrumentierung kennen lerne, wollte ich seinen Wunsch lieber ein andermal erfüllen und dann das Erforderliche dazu mitbringen. Auch er hielt es für zweckentsprechender, wenn er während des Spielens „gleich mit hereinsehen" könne, und so wurde denn heute davon Abstand genommen. Er fragte dann, welche Opern zunächst in Augsburg zur Aufführung kommen sollten. Ich nannte ihm „Freischütz", „Tannhäuser" und die „Jüdin." An letztere anknüpfend erinnerte er sich einer komischen Situation während des Marsches vor Schluß des ersten Aktes in Paris. Er habe in der Loge neben Halévy gesessen. Bei der effektvollen Stelle: „Großer Gott, hör mein Flehn" hätten Recha und Eleazar im Tempo so bedeutend zurückgehalten, daß es dem Zug kaum möglich gewesen wäre, danach zu marschieren. Die in die Luft ge=

streckten und auf den Niederschlag wartenden Beine hätten einen sehr komischen Anblick gewährt, und Halévy habe ihm versichert, dieses Ritardando, worauf die Sänger wie versessen wären, sei ganz gegen seine Intention. Als ich die Stelle zu spielen begann, erhob sich Wagner vom Sofa und machte es mir vor, wie die Pariser von einem Bein auf das andre taumelten, was sich in der That sehr komisch ausnahm. — Bei den Klängen des mehrstimmigen Gebets zu Anfang des zweiten Aktes setzte er sich schnell wieder hin. Vorher noch zu Scherzen aufgelegt, wurde er jetzt nachdenklich, sogar andächtig. Ich mußte immer weiter spielen — zum Glück kannte ich fast die ganze Oper auswendig —, intonierte die Arie Rechas mit dem schönen „Bald ist er hier" und Eleazars erschreckendes „Wo eilt ihr hin" mit dem folgenden ergreifenden Terzett im Sechsachteltakt. Bei Stellen wie Rechas: „Sag, kennst du mich nicht mehr" (im dritten Akt) flammte Wagner förmlich auf — und als wir gar in den letzten Akt kamen und er das tiefempfundene Zwiegespräch hörte: „Recha, willst du leben?" „Wozu? Um zu lieben, um zu leiden?" „Nein, umgeben von Glanz und Freuden" — wie Ruggiero sein fürchterliches: „Es ist Zeit" hören läßt und der Chor das entsetzliche Gebet vor sich hinmurmelt: wem läuft es da nicht eiskalt über den Rücken, und wer konnte sich je dem Banne dieser furchtbaren Scene entziehen? Niemand und — Wagner erst recht nicht! Ein über das andre Mal rief er aus: „Man wird's nicht los!" — „Man wird's nicht los!" So — der tiefergriffene Wagner und — die „vollendete Unproduktivität" — Halévys! Drum heraus

mit jenem Passus aus der Judenbroschüre: — er ist nicht wahr!! [1])

Durch meine viel weiter ausgedehnte als anfänglich beabsichtigte Interpretation der „Jüdin" hatte sich auch unser Nachtessen hinausgeschoben, welches wir, beide in Gedanken, einnahmen. Der gute Wein that das Seine, und Wagner wurde wieder gesprächiger. Er erzählte mir von den ersten Tannhäuseraufführungen in Dresden und von dem Besuch Mendelssohns bei einer derselben. Nach dem ersten Akt sei dieser auf die Bühne gekommen und des Lobes voll gewesen, nach dem zweiten sei er wieder gekommen — aber bereits zugeknöpfter, und nach dem dritten — sei er ausgeblieben: — ein solches Diminuendo habe das ihn beunruhigende Creszendo des Tannhäuserdramas

---

[1]) Trotzdem erschien fünf Jahre später bei J. J. Weber in Leipzig eine fast unveränderte Neu-Auflage des „Judentums in der Musik" — hauptsächlich wohl aus taktischen Gründen; denn auch auf diesem Gebiet war Wagner ein großer Meister. Nach dem Erscheinen der „Meistersinger" begann in der Presse ein Umschwung zu seinen Gunsten. Der mochte ihm für seine Zwecke weniger ersprießlich sein; er brauchte Opposition, welche ihn viel schneller vorwärts brachte. Drum ließ er schnell noch einmal die Judenbroschüre erneuern und erreichte seinen Zweck vollkommen: sofort fielen wieder sämtliche Blätter im Chor über ihn her! Diesmal versah er die Schrift mit einem längeren Nachwort, beleuchtete auch das Judentum in der Presse und schreibt S. 43: „Nur in Petersburg und Moskau fand ich das Terrain der musikalischen Presse von der Judenschaft noch vernachlässigt: dort erlebte ich das Wunder, zum ersten Male auch von den Zeitungen ganz so aufgenommen zu werden wie vom Publikum, dessen gute Aufnahme mir überhaupt die Juden nirgends noch hatten verderben können, außer in meiner Vaterstadt Leipzig, wo das Publikum mir einfach gänzlich wegblieb." (Vergl. mein Konzert im Gewandhaus. D. V.)

in Mendelssohns Begeisterung hervorgerufen! Lächelnd fügte er hinzu, man dürfe dieses Stutzigwerden Mendelssohns nicht allzuschwer deuten; ihm, Wagner selbst, sei es bei der ersten Probe der Tannhäuserouvertüre ähnlich ergangen. Die Orchestermitglieder hätten da höchst bedenkliche Gesichter geschnitten, der Eindruck sei ein so verworrener gewesen, daß er während des Dirigierens sich einmal ernstlich die Frage vorgelegt habe: „Solltest du denn wirklich diesmal Unsinn gemacht haben!“ Zum Ueberfluß sei dann auch noch der erste Bratschist mit der Stimme gekommen und habe gesagt: „Da sehen Sie, Herr Kapellmeister, alles scheint jetzt verrückt geworden zu sein, selbst unsre Kopisten. Hier steht ja in meiner Stimme eine ganze Passage im Violinschlüssel, die wir doch gewiß nicht spielen sollen, sondern die zweiten Geiger!“ Wie habe der Mann da gestutzt, als ihm Wagner sagte, die Stimme sei ganz richtig, die Bratschisten möchten sich nur daran gewöhnen, auch einmal Violinpassagen zu spielen. (Heute stößt sich wohl kein Bratschist mehr an jener obendrein gar nicht so schwierigen Passage im Allegro der Ouvertüre.)

Während dieser interessanten Mitteilungen war es spät geworden, und wir beschlossen, zu Bett zu gehen. Vorher teilte ich Wagner meinen Plan zum morgenden Tag mit, der letzte, der mir noch frei war. Da ich München noch nicht kannte — außer den Frauentürmen, die ich von Pasing aus liegen sah —, und ich Bülows, welche jetzt dorthin übergesiedelt waren, gern besuchen wollte, schlug ich Wagner vor, gleich morgen früh dorthin aufzubrechen, da er sowieso doch den ganzen Vormittag zu arbeiten pflege und ich

morgen abend in Augsburg sein müsse. Wagner leuchtete das ein, und er sagte: „Gut; dann besuchen Sie mich aber bald in meiner neuen Wohnung bei den Propyläen.“ Vor dem Zubettgehen verabschiedeten wir uns gleich, da ich früh mit dem ersten Zug fort wollte und Wagners Morgenruhe nicht gestört werden sollte. Franz servierte mir um sechs Uhr das Frühstück, und ich fuhr nach München.

Nachdem ich mir die Stadt etwas besehen hatte und die Besuchszeit herangerückt war, suchte ich Hans v. Bülow auf [1]), welcher in der Nähe des Glaspalastes wohnte, und dem ich zum neuen Hofkapellmeister in spe von Herzen gratulierte. Welch ein Umschwung, seitdem wir uns nicht gesehen hatten! Wie viel gab es da zu erzählen und sich zu freuen! Wir waren in einem förmlichen Redeschwall, der sich plötzlich dämpfte und in tiefe Trauer verwandelte, als wir des dahingeschiedenen großen Freundes in Genf gedachten. [2])

In Augsburg erwartete mich ein wahrer „Ozean“ von

---

[1]) Da mir hierüber Notizen fehlen, bin ich nicht ganz sicher, ob ich Bülow an jenem Tag in München antraf, oder ob der Besuch nicht vielleicht einige Wochen später stattfand — was übrigens von wenig Belang ist. Er fand in der That in der oben beschriebenen Weise statt und, wie ich mich bestimmt erinnere, an einem Vormittag, was später nicht gut möglich gewesen wäre, da ich künftig an Vormittagen regelmäßig Theaterproben abzuhalten hatte. D. V.

[2]) Auch Friedrich Städel schrieb mir nach Lassalles Tod: „Was ich jetzt leide, ist kaum auszusprechen. Mir ist, als ob der Vorhang im Tempel zerrissen, als ob der Genius der deutschen Nation für immer seine Fackel ausgelöscht habe. Ich weiß nicht, wer jetzt alles das nur annähernd thun könnte, was er wie spielend verrichtet haben würde.“

Arbeit, dessen Bewältigung im einzelnen ich natürlich übergehe; denn hier muß ich mich streng an meinen Gegenstand halten — meine Theatererlebnisse erzähle ich vielleicht einmal später — ich bringe daher nur das, was den Leser besonders interessieren könnte: vor allem die Aufführung des „Tannhäuser". Als ich die Proben begann, zeigte es sich, daß nur ein Klavierauszug, aber keine Partitur vorhanden war. Direktor Böckel scheute die Kosten der Anschaffung und wollte lieber von einer Tannhäuseraufführung absehen als die teure Partitur kaufen. Das paßte mir nun gar nicht. Ich beschloß daher, an Wagner zu schreiben und mir die seine auszubitten. Da ich noch einige andre Fragen betreffs der Inscenierung anhing, schrieb er mir:

Bester Wendelin!

Herzlich sehne ich mich nach Ihrer Unterhaltung: zu brieflichen Explicationen müssen Sie mich aber nicht viel verleiten wollen!

Einem Theater, welches den Tannhäuser ohne Partitur geben will, sollte ich eigentlich die Aufführung gar nicht gestatten. Sagen Sie dem Direktor, daß die Partitur für Geld zu haben ist. — Ihnen leihe ich für diesmal mein eignes einziges Exemplar, und bitte um dessen baldige Zurückgabe.

Introduction vom 3ten Act gekürzt. —
Statt Sarg Bahre aus Baumzweigen. —
Im Uebrigen helfen Sie sich selbst, Liebster!
Zeitungsreclamationen unnütz!

Holländer (in München) wohl erst Ende October! —

Bleibe noch vorläufig hier!

Herzliche Grüße!

Ihr

R. Wagner.

Starnberg, 27. September 1864.

Mit der Partitur ausgerüstet, machte ich mich nun an die Arbeit, verstärkte das Orchester nach Möglichkeit und bat mir auch von Hans v. Bülow noch sechs männliche und sechs weibliche der besten Münchener Chorsänger aus, um das Werk bestmöglich zur Aufführung zu bringen. Leider war der Bühnenraum in dem alten Theater an der Jakoberkirche sehr beschränkt, sowie für die Größe der Stadt das ganze Haus viel zu klein. (Oberbürgermeister Fischer sagte mir lakonisch, man habe schon lange gehofft, daß es eines schönen Tags einmal „abbrennete"; es wolle leider aber immer nicht dazu kommen.) Trotz aller räumlichen und sonstigen Hindernisse gelang es mir, dem großartigen Werk Ehre zu machen. Ein Augsburger Blatt schrieb darüber folgendes:

Theater. Die Benefizvorstellung des sehr geschätzten Kapellmeisters, Herrn W. Weißheimer, war sehr zahlreich besucht. Die Wagnersche Oper „Tannhäuser" hatte umsomehr Anziehungskraft entfaltet, als man wußte, daß Herr Weißheimer ein Schüler von Richard Wagner ist, und man deshalb eine recht korrekte Aufführung hoffen durfte. Diese Hoffnung ist denn auch vollkommen befriedigt worden, so daß wir die Oper selbst an Hofbühnen nicht besser gehört zu haben

uns erinnern. Es ist keine Kleinigkeit, drei und eine halbe Stunde dieser feierlichen, getragenen, fast immer rezitierenden Musik, die so selten Ruhepunkte für das Ohr gewährt, mit Aufmerksamkeit zu folgen, und doch — das ist das beste Zeugnis für den Komponisten sowohl wie für die Darsteller — blieb das Interesse des Publikums ungeschwächt bis zum letzten Ton, und unter stürmischem Beifall wurden die Träger der Hauptrollen gerufen. Allen Mitwirkenden, voran dem Herrn Kapellmeister, gebührt volle Anerkennung. Als Glanzpunkt heben wir nur hervor das Ensemble am Ende des zweiten Aktes, die Scene der Elisabeth (Fräulein Blazek) am Kreuz und die große Scene des „Tannhäuser" (Herr Damke) mit Wolfram v. Eschenbach (Herr Hochheimer) im dritten Akt.

„Tannhäuser", der dem Publikum so gut wie neu war, bildete neben Gounods „Faust", den ich in Augsburg zum ersten Male aufführte, den Hauptanziehungspunkt der Saison. Unterdessen war die Weihnachtszeit herangerückt. „Faust" sollte am zweiten Feiertag gegeben werden, während am ersten gewohnheitsmäßig keine Vorstellung stattfand. Um diesen Tag nicht ungenützt verstreichen zu lassen, schlug ich dem Direktor vor, ein Konzert zu geben. Da gerade die Tochter des Leipziger Gesangprofessors Götze anwesend war, ließ ich sie Lieder und Arien singen und wählte als Konzertstücke Hans v. Bülows „Sängers Fluch" und Beethovens A-dur-Symphonie. Leider ließ sich das Publikum von seiner Gewohnheit, den ersten Feiertag zu Hause zu verleben, nicht abbringen — es fehlte bei dieser Gelegenheit. „Ausverkauft" dagegen war das Theater wieder am folgenden Abend. Ich teile auch hierüber den Bericht der „Abendzeitung" mit, welcher lautete:

Augsburg, 28. Dezember. (Stadttheater.) Gounods „Faust“ ist noch immer die Parole der Theaterfreunde; er ging jetzt fünfmal über die Bühne und jedesmal, trotz erhöhter Eintrittspreise, bei überfülltem Hause; ein schlagender Beweis für die Vortrefflichkeit der Leistungen aller Mitwirkenden, welchen wir ihren Teil an der Zugkraft der Oper nicht verkürzt wissen möchten. Wir glauben besonders auch alle Musikfreunde in der Nähe unsrer Stadt auf den Genuß, der sie beim Besuche dieser Oper erwarten dürfte, aufmerksam machen zu müssen. Die in jeder Beziehung gelungene Aufführung hat vollgültige Beweise für die Tüchtigkeit unsrer Bühnenleitung und der ihr zu Gebote stehenden Kräfte geliefert. Außer dieser Oper sahen wir noch in der letzten Zeit gut durchgeführt Beethovens „Fidelio“, in dem wie in „Faust“ das Orchester unter Kapellmeister Weißheimer Vorzügliches leistete. Am Weihnachtstage wurde bei schauderhaft leerem Hause ein Konzert zum Besten der Orchester-Witwen- und Krankenkasse gegeben. Sie haben schon in der „Abendzeitung“ auf Fräulein Götze aus Leipzig aufmerksam gemacht, die in der That den ihr vorausgegangenen Ruf noch übertraf und sich im Vortrage von vier Liedern als eine mit nicht gewöhnlichen Mitteln begabte Sängerin bewährte. Sie erntete, soweit ein leeres Haus ihn zu spenden vermag, einen stürmischen Beifall.

Daß ich es gewagt hatte, in diesem Konzert Bülows Orchesterballade „Des Sängers Fluch“ aufzuführen, zog mir den Zorn des Referenten der „Allgemeinen Zeitung“ (Schletterer) zu, welcher uns beide gründlich „vermöbelte“.

Während meines Besuches in Starnberg fragte mich Wagner unter anderm nach einem tüchtigen Gesangslehrer, den er in München anstellen wolle; es fehle dort an einem geeigneten Manne, der es verstände, jungen Leuten die

Stimmen zu bilden und zu stählen, wie er solche für seine Zwecke nötig habe. Ich empfahl ihm den in Leipzig lebenden Friedrich Schmitt, welcher eine große Gesangsschule herausgegeben und sehr erfolgreiche „Stimmkuren“ gemacht habe. Wagner beschloß, ihn kommen zu lassen, und eines Nachmittags empfing ich in Augsburg den Besuch des auf seiner Münchenfahrt begriffenen, im höchsten Grade dankerfüllten Friedrich Schmitt, welcher froh war, durch Wagners Berufung seiner prekären Lage in Leipzig enthoben worden zu sein. Noch eines andern Besuches muß ich hier Erwähnung thun, dessen des mir befreundeten Komponisten Goldmark aus Wien, und einer mich nicht wenig wundernden Begegnung mit Mathilde Maier im Augsburger Bahnhof. Sie hatte mich telegraphisch gebeten, an den Münchener Nachmittagsschnellzug zu kommen, mit welchem sie mit ihrer Mutter die Station passieren würde. Noch ehe der Zug hielt, sah ich ihr angsterfülltes, erregtes Gesicht aus dem Coupéfenster herauslugen. Ich eilte, sie zu erreichen, und noch ehe dies möglich war, kam mir die stürmische Frage entgegen: „Lebt er denn noch?“ Ich stutzte und fragte: „Wer denn?“ Schnell antwortete sie: „Nun, — Wagner!“ Ich: „Wieso Wagner?“ Sie: „Ja, haben Sie denn nicht in den Zeitungen gelesen, daß er am Sterben liegt?“ Ich: „Warum nicht gar! Ich war ja erst vorgestern bei ihm, — da war er gesund und munter!“ Sie (zur Mutter): „Gott sei Dank, es ist nichts!“ Sie beratschlagten einen Augenblick und beschlossen, die einmal begonnene Reise nun auch fortzusetzen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und es kamen mir noch schnell die

Worte nach: „Tausend Dank für Ihre Beruhigung!“ — Wie wird Wagner erstaunt gewesen sein!

Dieser war im Oktober von Starnberg nach München übergesiedelt, wo ich ihn öfters, wenn auch immer nur auf wenige Stunden, gegen Abend besuchte. Mit dem Nachtzug fuhr ich dann wieder nach Augsburg zurück. Er wohnte in der Briennerstraße bei den Propyläen, wo ihm der König ein ganzes Haus mit großem Garten übergeben hatte. Dort traf ich ihn einmal mit einem der Hoftheaterkopisten beschäftigt, dem er mancherlei Kürzungen für den dritten Tristanakt angab und eigenhändig in der Partitur anmerkte: dies Faktum beweist, daß er durchaus kein Gegner von wohlangebrachten „Strichen“ war, wie man später der Welt gern glauben machen wollte. Er wußte selbst am besten, daß alles seine Grenzen hat. Als der Kopist sich mit der Partitur empfohlen hatte, sagte mir Wagner, er sei heute in die unangenehme Lage geraten, einen ihm vom König von Italien, Viktor Emanuel, verliehenen hohen Orden nicht anzunehmen, und fügte hinzu: „Was soll ich mit einem solchen Ding?! Da hat mein König doch ein besseres Einsehen, — der mutet mir so was nicht zu! Bin ich ohne Orden bis hierher gekommen, brauche ich auch weiter keinen!“ Nach solchen Aeußerungen ist wohl anzunehmen, daß er wirklich den Orden zurückschickte.

Bei einem meiner Besuche im Dezember begleitete er mich abends spät von der Briennerstraße an den Bahnhof. Unterwegs teilte ich ihm mit, daß die im August in Leipzig so unliebsam verschobene Hochzeit dafür nun in Augsburg stattfinden solle. Meine Braut sei längst wieder von dem

damaligen Krankheitsanfall genesen, und es sei kein Grund mehr, unsre Vereinigung länger zu verzögern. Er freute sich darüber sehr und sagte auch gleich sein Erscheinen beim Fest zu, worum ich ihn gebeten hatte. Dann besann er sich einen Augenblick und fragte, wieviel Personen etwa noch eingeladen würden. Ich sagte, nur wenige; wir wollten die Feier möglichst entre nous begehen. Außer meinem Schwager und meiner Schwiegermutter sei nur noch Direktor Böckel als Trauzeuge geladen. Da machte er mir ganz aus eignem Antrieb den mich natürlich außerordentlich freuenden Vorschlag: nach der Trauung, welcher er am 10. Januar morgens elf Uhr in Augsburg beiwohnen würde, sogleich mit ihm und den genannten Gästen hierher, nach München, zu fahren, um bei ihm das Diner einzunehmen, damit auch Herr und Frau v. Bülow, sowie der nach München übergesiedelte Peter Cornelius am Feste teilnehmen könnten. Von solcher liebenswürdigen Güte war ich ganz entzückt und dankte ihm beim Abschied herzlichst mit dem Zusatz, das gleich meiner Braut schreiben zu wollen, die darüber vor Freude förmlich außer sich geraten würde. Ihre Antwort vom 24. Dezember lautete natürlich ganz enthusiastisch: „Ach! wie freue ich mich! Der liebe gute Wagner!"

In meiner Gratulation zum neuen Jahre 1865 fügte ich außer meinem Dank auch den meiner Braut bei und schrieb Wagner, daß alles so gehalten werden solle, wie er in seiner übergroßen Liebenswürdigkeit zu bestimmen die Güte gehabt. Am Morgen des 10. Januar käme ich an die Bahn, ihn abzuholen.

Alles schien in Ordnung zu sein. Meine Braut war in Begleitung ihrer Mutter aus Leipzig eingetroffen, und mein Schwager sollte am Tag vor der Hochzeit ankommen — da überraschte uns am neunten um Mittag folgendes Telegramm:

Wendelin Weißheimer, Musikdirektor, Stadttheater
Augsburg.

Es wird mich freuen, Ihnen und Ihrer lieben Braut morgen meine Glückwünsche ausdrücken zu können; unmöglich aber ist mir, Sie mit Ihren geehrten Gästen zu bewillkommnen, da ich mich neuerdings Schonung äußerst bedürftig fühle.

Wagner.

Diesem folgte ein zweites Telegramm, aufgegeben am selben Tag um 6 Uhr 30 Minuten nachmittags. Angekommen 7 Uhr.

Soeben von stärkerem Fieber überfallen, sehe Unmöglichkeit, morgen mit Ihnen zu sein. So geht's.

Wagner.

Man denke sich unsre Ueberraschung!! Da die Kunde seines Kommens in der Stadt bekannt geworden, war während der Trauung die Verlegenheit groß. In der Eile wurde in einem Hotel ein Diner bestellt, zu welchem schnell außer Böckel noch einige Augsburger Freunde geladen wurden.

Nach einigen Tagen schrieb mir (ohne Datum) Hans v. Bülow:

Geehrter Herr und Freund,

Wagner krank und melancholisch, ich dito, Cornelius wenigstens das letztere — da sind wir nun um die Theilnahme an Ihrem Hochzeitsfeste gekommen. Traurig, aber unabänderlich! Nun, Sie werden uns in dieser schönen Zeit nicht vermißt haben (!) und dem, der glücklich ist, thun keine Wünsche von Freunden noth. (!) Dennoch — Sie lesen es ja zum ersten Male — lassen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin die herzlichste Gratulation darbringen.

Es ist grausam, Sie in den Flittertagen (hoffentlich wird von Flittermonaten die Rede sein können) mit einer Behelligung zu stören. Aber wir sind selbst geplagt und darum gezwungen, auch Andere zu plagen. „Majestät befehlen" in den Besitz aller Wagnerschen Manuscripte u. s. w. gesetzt zu werden, begnügen Sich aber auch mit Abschriften. Staatsrath v. Pfistermeister, selbst gemahnt an Beschleunigung, hat nun wieder Wagner gemahnt, dieser endlich mich.

Also — haben Sie den Wiland-Entwurf noch? Und wenn das der Fall, möchten Sie die Güte haben, ihn uns recht rasch zukommen zu lassen? Ich habe Aehnliches noch 6 Mal zu schreiben!

Die Eile nöthigt mich, mir das Vergnügen einer Condolenz zum 25. Dezember zu versagen. (Vergl. das leergebliebene Weihnachtsconzert mit Bülows „Sängers Fluch". W). Doch — da auch Sie mir condoliren könnten, so hebt sich's ja. Uebrigens ein Fiasko ist ja eben so ein Truggebilde wie ein soge-

nannter musikalischer Triumph. Wir finden schon beide jeder unsere Revanche!

Mit herzlichem Gruße, College im Ehejoch,

Ihr

freundschaftlichst ergebener

Hans v. Bülow.

Da man mit der Gratulation etwas sehr post festum kam, hatte ich es natürlich auch mit der Antwort nicht allzu eilig. Drum fand sich Wagner bewogen, endlich selbst die Feder zu ergreifen; ohne den Wilandentwurf weiter zu erwähnen, schrieb er bloß:

Lieber Weißheimer!

Könnten Sie uns denn mit Ihrer lieben jungen Frau nicht bald einmal besuchen? Die vorgefallene Confusion dürfte sich wohl nur mündlich ausgleichen lassen.

Melden Sie mir doch auch Eines! Ich sehe soeben nach und finde, daß ich die beiden zum Tannhäuser nachcomponirten Scenen nicht besitze. Ich weiß, daß ich sie Ihnen in Wien übergab. Gewiß haben Sie sie noch? Ich brauche sie jetzt. —

Also — bitte! besuchen Sie uns bald: lassen Sie mich es auch vorher wissen. Ich freue mich aufrichtig Sie zusammen zu sehen, und komme noch nicht aus dem Bedauern heraus, Ihr Hochzeitfest gestört zu haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Rich. Wagner.

25. Januar 1865.

— Schweren Herzens schickte ich ihm die Pariser Tannhäuserscenen. Immer hatte ich gehofft, er würde sie vergessen haben oder wenigstens nicht mehr wissen, daß er sie mir übergeben: ich wollte sie ihm einmal später wieder einhändigen — viel später — wenn sie kein Unheil mehr anrichten konnten; denn ihre Musik paßt zur Tannhäusermusik — wie die Faust aufs Auge! Da er sie nun durchaus haben wollte, so mußte ich seinem Verlangen willfahren, überzeugt, daß er damit sein herrliches Werk verunzieren und entstellen würde. So geschah es auch! An den großen Theatern wurden die Neuerungen eingeführt und dadurch das so einheitlich komponierte Werk mit zwei gänzlich verschiedenen, sich sogar feindlich gegenüberstehenden Stilarten durchsetzt, die kein Genießen selbst in den unangetastet gebliebenen Teilen mehr aufkommen lassen. Hätte er doch lieber die Kadenz am Schluß des Duettes zwischen „Tannhäuser" und „Elisabeth" im zweiten Akt einer Revision unterzogen, statt im Sängerkrieg die charakteristischen Gesänge Walthers von der Vogelweide und Biterolfs wegzustreichen! Das Fortlassen der Chor- und Solistimmen (zweites Finale) bei der Stelle: „zum Heil den Sündigen zu führen" bietet nun dem allein übrig gebliebenen Tannhäuser keine Unterstützung mehr; er schwebt über dem hier allzu durchsichtigen Orchester, das auf die Mitwirkung der Ensemblestimmen berechnet war, die nun fortfallen, haltlos in den Lüften, und jeder Sänger kann von Glück sagen, wenn er über diese ebenso großartige als halsbrechende Stelle ohne Unfall hinweg kommt. Hier müssen unbedingt wieder die Ensemblestimmen eintreten oder die entstandenen Lücken im Orchester

durch Horn- und Holzbläser ausgefüllt werden, will man mit Erfolg diese wichtige Stelle dem Werk erhalten, welche leider meistens gestrichen wurde. Statt den vortrefflichen Schluß der frühesten Lesart: „Er ‚ist erlöst" (mit den Einsätzen des Wolfram, Landgrafen ꝛc.) wieder herzustellen, ließ Wagner den den Schluß der Oper über Gebühr hinausziehenden Chor der jüngeren Pilger in der Pariser Bearbeitung stehen, wodurch nun die Monstruosität entstand, daß der erste Akt etwa wie ein tollgewordener „Tristan" anhebt, und der letzte sich mit „Rienzi"-ähnlichen Klängen empfiehlt!

Schon gelegentlich unsrer Biebricher Spaziergänge beschäftigte uns häufig genug der Tannhäuserschluß, über den Wagner immer noch nicht ganz einig war: Eh die von Wolfram scheidende Elisabeth die Wartburg erreichen konnte wird sie schon als Leiche wieder heruntergetragen — ob im Sarg oder auf Baumzweigen, macht keinen großen Unterschied —, und viel schneller stirbt dann „Tannhäuser" hin, welcher kurz vorher noch erstaunlich kräftig gewesen. Wagner erkannte diese Uebelstände wohl, wußte aber keine Abhilfe zu schaffen. Einmal war sogar ganz ernstlich davon die Rede, Tannhäuser wieder in den Venusberg ziehen zu lassen und damit die Oper zu schließen. Als ich einwarf: „Was soll aber dann mit Wolfram geschehen? Am Ende muß der auch mit hinein!" lachten wir, und die Sache blieb beim alten.

Durch die unglückliche Einführung der Pariser Partitur an deutschen Hoftheatern wurde man in der Folge gezwungen, wollte man noch die Stileinheit des alten „Tann-

häuser“ genießen, diejenigen Stadttheater aufzusuchen, denen die Mittel fehlen, eine so übertriebene Ausstattung der Venusgrotte herzustellen. Dort blieb notgedrungen auch die gute alte Partitur in Kraft. Wie war ich aber freudig überrascht, als ich vor drei Jahren in Stuttgart, wo jene Mittel keineswegs fehlen, die ganze Oper dennoch in der früheren Art aufgeführt sah! Das war Hermann Zumpes Werk, welcher beharrlich daran festhielt, mit meiner Ansicht hierüber völlig übereinstimmte, und welcher unumwunden aussprach: „Wenn je sich ein Komponist an seinem Werk versündigte, so that es Wagner am ‚Tannhäuser‘ durch die spätere Umarbeitung desselben.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruches wird in immer weiteren Kreisen zum Sieg gelangen und die Pariser Zuthaten schließlich wieder entfernen, welche ich 1865 meinem wohl verschlossenen Schrein leider entreißen mußte, weil es Wagner nicht anders wollte. Bei Uebersendung seines Manuskriptes dankte ich ihm zugleich für unsre freundliche Einladung, ihn in München zu besuchen.

Bald darauf lief durch die Presse wie ein Lauffeuer die sensationelle Nachricht aus München: Wagner sei in Ungnade gefallen! Sofort alarmierte ich Hans v. Bülow und fragte, ob es denn wirklich wahr sei, worauf er mir umgehend antwortete, nachdem er mit dem gellenden Lachen der Matrosen im „Fliegenden Holländer“ begonnen:

München, 12. Februar 1865.

Liebster Weißheimer!

Also auch Sie in die Falle gegangen? Wozu dienen die Journale? Warum heißt's denn im

Sprüchwort: lügen, wie gedruckt? Nun lassen Sie sich denn schnell beruhigen — denn mit der Anhänglichkeit und Freundschaft eines Mannes wie Sie darf man keinen Hokuspokus treiben. Gestatten Sie mir aber mich kurz zu fassen, denn ich bin dieser Tage eine Arrangirmaschine für unseren großen Meister.

Jene Gerüchte, die Sie so in Aufruhr gesetzt, sind von uns selbst erfunden, um uns gegenüber dem unverschämten zudringlichen Bettelvolk, was von nah und fern Wagner und selbst meine Wenigkeit wanzengleich, sommerfliegenmäßig bis zum Exzeß peinigt mit Suppliken um Protection, einigermaßen zu schützen. Sie würden erschrecken, wenn Sie den Haufen grobes und feines geschwärztes Papier sähen, der sich allein bei mir seit fünf Wochen aufgespeichert hat! Da der Sonnenschein höchster Gnade lediglich derartiges Geschmeiß ausbrütet und heranlockt, so ist das einzig mögliche persische Insektenpulver in ähnlichen Fällen — Sonnenfinsterniß. Wir haben uns denn zur künstlichen Inszenesetzung einer solchen in einer scherzenden Stunde entschlossen. Der Effekt hat sich grandios, bengalisch gezeigt! Uebrigens hatten wir verflucht wenig Mühe! Die „vertrauliche Mittheilung" wurde in Zeit von 24 Stunden non plus ultra-publik. Begierig, wollüstig aufgeschnappt, weiter geklatscht mit Zunge und Feder. Nicht blos die bayrischen Zeitungen, auch die mittel-, nord-, süddeutschen, selbst die französ., belgischen u. s. w. sind voll von der „Ungnade".

Die Aristokratie wüthend durch ihr constantes Ignorirtwerden von Seiten des herrlichen Königs — zu der neulichen Musikaufführung im Residenztheater (wo es beinah so schön klingt, wie im Pariser Conservatoire) Mittwoch vor acht Tagen hatte Seine Majestät Niemanden zugelassen außer Wagner's Spezialfreunden — z. B. selbst nicht die Frau des Hofmusikintendanten. Die Architekten zornglühend über Semper's Berufung, die Bildhauer giftspeiend über die in dem offiziellen Artikel von Pecht (Wiener Botschafter, Münchner Neueste Nachrichten) angedrohte Engagirung Hähnel's, die Dichter, die Journalisten in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt — na, instrumentiren Sie sich in Gedanken diese Jubelsinfonie!

Jetzt sind wir ruhig, ungeschoren — selbst die Kammermusiker kommen nicht mehr zum Triospiel zu uns, was meine von ihrer elenden Geigerei gemarterten Ohren trefflich erholt u. s. w. Dagegen: Bestellungen über Bestellungen S. M. an Zumbusch — der gar nichts Anderes mehr arbeiten kann, als Wagnermarmorbüsten — Pecht's treffliches Porträt von Wagner seitens S. M. neben den Bildern seiner Ahnen aufgehängt — Echter arbeitend an den Illustrationen zu sämmtlichen Wagnerschen Opern, Schmitt Tenöre und Soprane schmiedend — enfin, enfin, Alles charmant und besser wie vorher, wo die Zeitungen nicht logen und uns dadurch viel Pein verursachten.

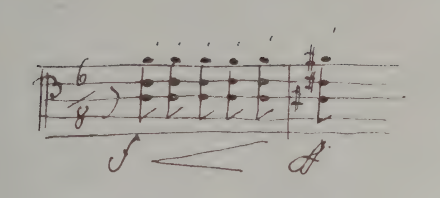
Was mich persönlich anlangt, so ist es allerdings richtig, daß ich seit vier Wochen Seiner Majestät nichts vorgespielt. Der König war überbeschäftigt und kann nicht auf einmal Alles consumiren. Ich habe ihm dagegen versprochen, zum Besten des Platendenkmals drei öffentliche Claviersoiréeen zu veranstalten, die er mit seinem Besuche beehren will. Hätte längst damit angefangen, wenn in dieser verfluchten Tanzperiode nicht alle Töne feierten, nicht alle Säle Staub und Schweiß athmeten, und — wenn meine Gesundheit nicht so infam schlecht gewesen wäre. Jetzt behandelt mich aber der berühmte Pfeuffer und Dank seiner intelligenten Pflege komme ich „poco a poco" wieder auf den Strumpf.

Heute speist Klindworth's Onkel, der große Scheindiplomat bei Wagner, auch ein Adjudant des Fürsten Thurn u. Taxis. Da wollen wir fleißig toasten, die Frau Weißheimer, den Körner leben lassen und auf das Wohl aller zu erwartenden phys. u. geistigen Unsterblichkeitsbeweise unseres trefflichen Wendelin anstoßen, dessen in herzlicher Ergebenheit und Gesinnungsgenossenschaft treulichsten Collegen ich mich zeichne

Hans v. Bülow.

Wäre lieber selbst nach Augsburg hinübergesprungen, Ihnen das Alles klar — und mit Détails — auseinander zu setzen — darf aber noch keine Reise wagen. Beste Grüße von meiner Frau an das junge Ehepaar.

München, 12 Februar 1865



Liebster Weissheimer!

lso auch Sie in die Falle gegangen? Wozu dienen die Journale?
arum heisst's denn im Sprichwort: lügen, wie gedruckt?
un lassen Sie sich denn schnell beruhigen – denn mit der
hänglichkeit und Freundschaft eines Mannes wie Sie darf
an keinen Hokuspokus treiben. Gestatten Sie mir aber mich
rz zu fassen, denn ich bin dieser Tage reine Arrangirma-
schine für unseren grossen Meister.
ne Gerüchte, die Sie so in Aufruhr gesetzt, sind von uns
lbst erfunden, um uns gegenüber dem unverschämten zudring-
lichen Bettelvolk, was von nah und fern Wagner und selbst
eine Wenigkeit wanzengleich, sommerfliegenmäßig bis zum
el peinigt mit Suppliken um Protection, einigermaßen
schützen. Sie würden erschrecken, wenn Sie den Haufen
bes und feines geschwärztes Papier sähen, der sich allein
i mir seit fünf Wochen aufgespeichert hat! Da der Sonnen-
hein höchster Gnade lediglich derartiges Geschmeiss ausbrütet
d heranlockt, so ist das einzig mögliche persische Insekten-
lver in ähnlichen Fällen – Sonnenfinsterniss. Wir haben uns
nn zur künstlichen Inszenesetzung einer solchen in einer scherzen-
n Stunde entschlossen. Der Effekt hat sich grandios, bengalisch
zeigt! Übrigens hatten wir verflucht wenig Mühe!

Die „vertrauliche Mittheilung" wurde in Zeit von 24 Stunden
non plus ultra - public. Begierig, wollüstig aufgeschnappt,
weiter geklatscht mit Zunge und Feder. Nicht blos die bairisch
Zeitungen, auch die mittel, nord, süddeutschen, selbst die fran
belgischen u. s. w. sind voll von der „Ungnade".
Die Aristokratie wüthend durch ihr constantes Ignoriertwerde
von Seiten des herrlichen Königs - zu der neulichen Musikauf
führung im Residenztheater (wo es beinahe so schön klingt
wie im Pariser Conservatoire) Mittwoch vor 8 Tagen hatte
Seine Majestät Niemanden zugelassen außer Wagner's Speziali
den - z. B. selbst nicht die Frau des Hofmusikintendanten -
die Architekten zornglühend über Sempers Berufung, die Bild
giftspeiend über die in dem offiziellen Artikel von Pecht
(Wiener Botschafter, Münchner neueste Nachrichten) angedroh
Engagirung Hähnels, die Dichter, die Journalschmierer in ihrer
Eitelkeit tödtlich verletzt - nun instrumentiren Sie sich in
Gedanken diese Jubelsinfonie!
Jetzt sind wir ruhig, ausgeschrieen - selbst die Kammermusik
kommen nicht mehr zum Triospiel zu mir, was meine
ihrer elenden Geigerei gemarterten Ohren trefflich erholt
Dagegen: Bestellungen über Bestellungen S. M. an Zumbusch -
gar nichts Andres mehr arbeiten kann als Wagnermarmorbü
Pecht's treffliches Portrait v. Wagner seitens S. M. neben
Bildern seiner Ahnen aufgehängt - Echter arbeitend an den
Illustrationen zu sämmtlichen Wagnerschen Opern, Schmitt
Tenöre und Soprane schmiedend - enfin, enfin, Alles charm
und besser wie vorher, wo die Zeitungen nicht logen und un
dadurch viel Pein verursachten.
Was mich persönlich anlangt, so ist es allerdings richtig, d
ich seit vier Wochen Seiner Majestät nichts vorgespielt. Der
war überbeschäftigt und kann nicht auf einmal Alles confun
Ich habe ihm dagegen versprochen zum Besten des [illegible]
nächstens drei öffentl. Claviersoiréen zu veranstalten, die er

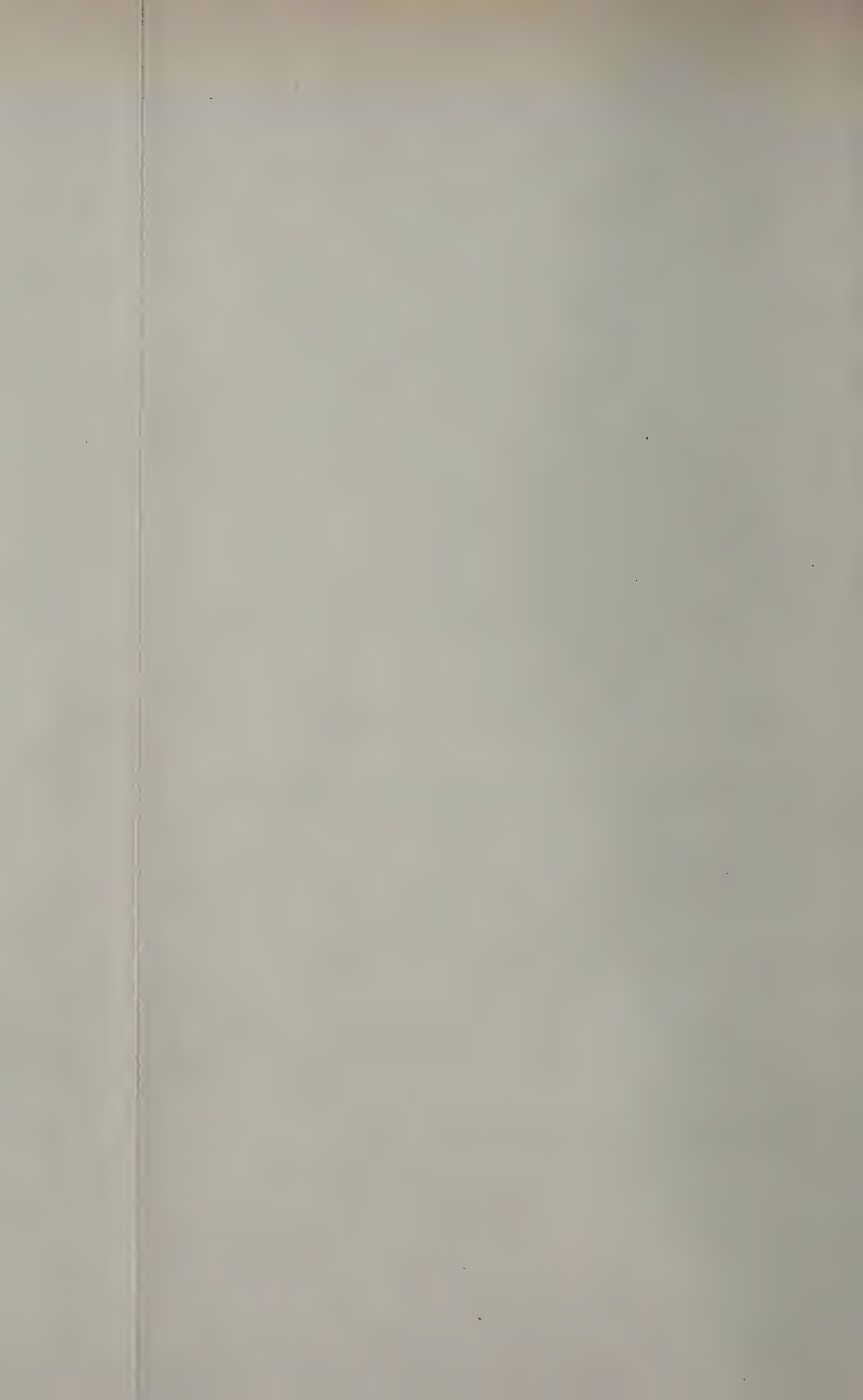
…mit seinem Besuche beehren will. Hätte längst damit
…anfangen, wenn in dieser verfluchten Tanzperiode nicht
…Töne feierten, nicht alle Säle Staub und Schweiss.
…meten, und – wenn meine Gesundheit nicht so infam
…schlecht gewesen wäre. Jetzt behandelt mich aber der
…rühmte Pfeuffer und Dank seiner intelligenten Pflege komme
…ich poco a poco wieder auf den Strumpf.
…eute speist Klindworths Onkel, der grosse Geheimdiplomat
Wagner, auch ein Adjutant des Fürsten Thurn & Taxis
…wollen wir Hertzig toasten, die Frau Weissheimer, den
…ner leben lassen und auf das Wohl aller zu erwartenden
…p. u. geistigen Unsterblichkeitsbeweise unseres trefflichen
…ndelin anstossen, dessen in herzlicher Ergebenheit und
…sinnungsgenossenschaft treuesten Collegen ich mich
…nenne

Hans v. Bülow

…Wäre lieber selbst nach Augsburg hinübergesprungen, Ihnen
…s Alles klar und – mit Details – auseinanderzusetzen –
…f aber noch keine Reise wagen. Beste Grüsse von
…iner Frau an das junge Ehepaar.
… geschmiert im Leipziger Gewandhaustempo.

Sonntag früh fünf
Minuten nach Empfang des
Augsburger Schmerzensschreies.

Noch Eins: im März gebe ich
ein Concert, wo Liszt'sche sinfonische
Dichtungen aufgeführt werden. Kommen
Sie dazu her?



So geschmiert im Leipziger Gewandhaustempo.

Sonntag früh, fünf Minuten nach Empfang des Augsburger Schmerzenschreies.

Noch Eins: im März gebe ich ein Concert, wo Liszt'sche sinfonische Dichtungen aufgeführt werden. Kommen Sie dazu her?

Ich dankte Bülow für die mir so prompt übermittelte Beruhigung und für sein hochinteressantes „kurzes" Schreiben. Dem angekündigten Lisztkonzert konnte ich nicht beiwohnen, weil erst mit dem kommenden Palmsonntag die Augsburger Theatersaison zu Ende ging und wir beschlossen hatten, die Charwoche in München zu verleben, wo ich dann aller Theatersorgen ledig war. Richtig fuhren wir denn auch am Palmsonntagmorgen hinüber, machten Wagner und Bülow unsre Besuche und wohnten abends der Aufführung der neunten Symphonie im Odeon bei, welche noch unter des Generalmusikdirektors Franz Lachner Leitung stattfand. Hans v. Bülow hatte uns ins Konzert begleitet und neben meiner Frau Platz genommen. Während der Aufführung des großen Beethovenschen Werkes fand begreiflicherweise zwischen ihm und mir ein lebhafter Mienendepeschenwechsel statt, wenn uns in der Ausführung irgend etwas vergriffen schien.

Wir waren im „Augsburger Hof" (jetzt Kaiserhof) abgestiegen, empfingen am Montag den Gegenbesuch Wagners und waren nachmittags zum Kaffee bei Hans v. Bülow, wo wir auch Freund Cornelius trafen. Dann ging es in

die Brienner Straße zu Wagner, um einer Klavierprobe von „Tristan und Isolde" beizuwohnen. Hauptsächlich galt es an jenem Tag Fräulein Deinet, welcher die „Brangäne" anvertraut war. Wagner produzierte sich während dieser Probe plötzlich auch einmal als brillanter Kopfsteher: alle mußten lachen, als er unversehens bei Fräulein Deinets Gesang seinen Kopf auf das Sofa stützte und die Beine an der Wand in die Höhe streckte. Ich hatte dieses Kunststück schon einige Male von ihm gesehen, wenn er gerade in besonders guter Laune war. — Am andern Tag begleitete uns Wagner in die Arcisstraße (beim Glaspalast) zu Schnorr v. Carolsfeld, welcher glücklich war, endlich den „Tristan" singen zu können. Er und seine Gemahlin empfingen mich und meine Frau mit großer Freude — der verwünschte Brief aus Wien von dazumal war vergessen. Jetzt war alles Interesse auf den im Juni projektierten „Tristan" konzentriert. Als Wagner uns zur Aufführung einlud, war er ganz betroffen, von mir zu hören, daß dies zu meinem größten Bedauern nicht möglich sei — ich war bereits nach Berlin engagiert, wo ich während der Frühlings- und Sommermonate sämtliche Opernaufführungen am Krolltheater zu leiten hatte. Er beklagte es lebhaft und konnte auch während der folgenden Tage nicht darüber hinwegkommen, daß ich nun, wo der „Tristan" endlich Wirklichkeit würde, ihm nicht beiwohnen könne — ich, der ich der erste gewesen, der für ihn geschrieben und auch in Wien mich ihm geopfert habe! Dies Klagen kam nun zu spät — er hatte es in der Hand gehabt — ich konnte jetzt ebensogut wie Cornelius in München wohnen, wenn er dazu recht-

zeitig Anstalten gemacht oder solche wenigstens nur in Aussicht gestellt hätte. Gerade nach dem Wiener Erlebnis hatte ich mir fest vorgenommen, mich in Zukunft lediglich auf mich selbst zu verlassen, und nach den gemachten Erfahrungen hatte Wagner durchaus keinen Grund, mir das zu verübeln. Bei ruhiger Ueberlegung wird er das wohl auch eingesehen haben.

Die Münchner Tage waren uns wie im Flug vorübergangen, zumal außer dem Verkehr mit den geschätzten Freunden doch auch die Glyptothek und beide Pinakotheken besucht werden mußten. Den Donnerstagabend waren wir nochmals zu Wagner geladen. Beim Thee machte Frau v. Bülow die Honneurs. Dann führte Wagner meine Frau zum Flügel und spielte ihr als Zeichen seiner besonderen Aufmerksamkeit die Lohengrineinleitung — eins der wenigen Stücke, die er auf dem Klavier einigermaßen zu spielen vermochte. Nach langer und sehr lebhafter Unterhaltung trafen wir Anstalt, uns von den vielen hier versammelten Freunden zu verabschieden; denn Charfreitag früh wollten wir abreisen. Wagner begleitete uns bis zum Ausgang des Hauses, nochmals bedauernd, daß wir nicht bis zur Tristanaufführung bleiben könnten — dann verabschiedeten wir uns herzlich, ihm zum „Tristan" alles Glück wünschend. —

Am nächsten Tag fuhren wir direkt nach Osthofen, wo sämtliche Familienangehörige am Abend in der Steinmühle uns mit Sehnsucht erwarteten und uns mit offenen Armen aufnahmen. Dort, im Schoße der Familie, verlebten wir schöne Tage — Tage der Ruhe nach dem vorherigen be-

wegten Leben. Neu gestärkt traten wir dann nach einigen Wochen die Reise nach Berlin an.

Am Krolltheater

fanden allabendlich Opernvorstellungen statt — da lernte ich kennen, was es heißt, morgens Probe halten und abends dirigieren! Innerhalb der wenigen Saisonmonate leitete ich über hundert Aufführungen, worunter natürlich viele Wiederholungen. Wagners und Meyerbeers Opern durften nicht gegeben werden — die hatte sich Herr v. Hülsen für das Opernhaus reserviert —; somit war das Repertoire ein recht beschränktes. Diese Monotonie wurde durch Münchener Zeitungsberichte über die ersten Tristanaufführungen unterbrochen, denen die erschütternde Kunde von Schnorrs Tod unmittelbar auf dem Fuße folgte. So hatte dieser Edle nun seinen Tristanenthusiasmus sogar mit dem Tod besiegelt! „Dem Land, das Tristan meint, der Sonne Licht nicht scheint" — ob er diese Worte wohl zum letztenmal völlig ahnungslos gesungen? —

Da hier der Tod mit seiner kalten, unerbittlichen Hand plötzlich in meine Lebensschilderung fuhr, will ich nicht verschweigen, daß er auch mich um jene Zeit bedrohte. Eines Nachmittags holte mich ein befreundeter junger Ingenieur, Adolf Bleichert, zu einem Spaziergang ab. Wir kamen zu dem damals im Bau befindlichen neuen Rathausturm, der, noch in Gerüsten steckend, wohl dreihundert Fuß über die Stadt ragte. Bleichert, der den Baumeister kannte, per-

suadierte mich, mit ihm auf den Turm zu steigen. Da noch keine Treppen errichtet waren, fuhren wir im leeren Innern mittels einer Gondel in die Höhe. Oben weidete ich mich an dem Anblick der großen Stadt. Nach einiger Zeit ertönte ein Pfiff von innen, und Bleichert eilte mit den Worten: „Herrgott! Das Zeichen zur letzten Niederfahrt!" davon und sprang noch gerade in die sich bereits in Bewegung setzende Gondel. Ich schrie laut, mich mitzunehmen, — es war zu spät — allein stand ich auf dem Turm! Ich wartete — wartete — die Gondel kam nicht wieder herauf. Es wurde Abend, und — ich mußte hinaus zu Kroll, wo ich Oper zu dirigieren hatte! Ich mußte also hinunter; an ein Uebernachten oben war nicht zu denken. Was aber thun?! Schaudernd sah ich mir die dreißig bis vierzig übereinander stehenden Leitern an, die außen am Turm in freier Luft geländerlos in die Tiefe führten. Nach einigem Besinnen faßte ich Mut und begann das Wagnis. Zwischen den Leitersprossen sah ich direkt in die Königsstraße hinab — die Leute, über deren Köpfen ich schwebte, glichen wimmelnden Ameisen. Die Hauptschwierigkeit bot das Uebersetzen von einer Leiter zur andern: ohne Anhalt mußte man da auf der jeweilig untersten Sprosse die oberste der etwas abseits stehenden nächsten Leiter zu gewinnen trachten, und waren dann einige Sprossen zurückgelegt, so konnte man sich wenigstens an denselben festhalten. So ging es langsam die vielen Leitern hinab, und die Menschen unter mir wurden größer und größer. Endlich langte ich — angstschweißgebadet — unten an. Wäre mein Kopf nicht völlig schwindelfrei gewesen, so wär' ich wohl anders unten an-

gekommen! Schnell nahm ich eine Droschke und eilte zu Kroll hinaus, wo ich gerade noch recht kam, Herolds „Zampa" zu dirigieren. Was war das Grausen Zampas vor der Theatermarmorbraut gegen das meine auf dem Berliner Rathausleiternzickzack, an welches ich zeitlebens denken werde!

In Berlin machte ich natürlich auch die Bekanntschaft vieler interessanter Persönlichkeiten, z. B. die der K. Hofkapellmeister Dorn und Taubert, des späteren Dichters Adolf l'Arronge, der damals noch Kapellmeister war und bei Kroll für mich eintrat, als ich zu seinem Vater nach Düsseldorf mußte, welcher die Direktion des dortigen Stadttheaters inne hatte. Auch einen K. russischen Musikdirektor Metzdorff aus Petersburg lernte ich kennen, in dessen liebenswürdiger Familie wir viel verkehrten. Sein Sohn Richard Metzdorff war mir lebhaft zugethan. Da er zugleich ein vortrefflicher Musiker, so empfahl ich ihn Direktor l'Arronge in Düsseldorf als Chor- und Musikdirektor, welcher ihn auch engagierte.

Welch ein anstrengender Beruf der eines Theaterkapellmeisters ist, mag man daraus entnehmen, daß, als ich im September die letzte meiner hundert Opern in Berlin dirigiert hatte, ich gleich zur Bahn mußte, um den folgenden Tag

In Düsseldorf

einzutreffen, wo bereits im Bahnhof der kleine und sehr korpulente Direktor E. Th. l'Arronge meiner harrte, sofort, ohne daß ich nur eine Erfrischung einnehmen konnte, mit mir ins Theater fuhr, mich dem versammelten Orchester- und Sängerpersonal vorstellte und dann sogleich mich er-

suchte, ans Pult zu treten, um die letztmögliche Probe der — „Hugenotten“ abzuhalten, mit welchen morgen die Saison eröffnet werden sollte. Todmüd und leeren Magens mußte ich mit einem mir gänzlich unbekannten Personal eine fünfstündige Hauptprobe abhalten, — dann erst konnte ich mit Metzdorff nach einer nahen Restauration eilen und endlich meinen grimmigen Hunger stillen. Seit Berlin hatte ich nichts gegessen, weil ich glaubte, dazu in Düsseldorf die nötige Zeit zu finden. Während der verspäteten Mahlzeit machte ich übrigens die Bekanntschaft des ausgezeichneten Violinspielers und Konzertmeisters Auer, welcher später nach Petersburg übersiedelte und dort sogenannte große Carriere machte.

Die Mühen des Düsseldorfer Theaterkapellmeisters steigerten sich noch durch den Umstand, daß mit der Oper ab und zu nach Essen gegangen wurde, um auch König Krupp das Vergnügen einer Opernaufführung zu bereiten. Es wurden da Spielopern wie „Fra Diavolo“, „Waffenschmied“ und auch einmal „Don Juan“ gegeben. Bei letzterem scheiterten jedoch alle Versuche, dem Essener Orchester die Begleitung der Rezitative beizubringen; ich stellte mir ein Klavier zurecht und vermied so am Abend den sonst unvermeidlichen „Umsturz“. Einen solchen erfuhr in der That einmal der Chor, welchen Direktor l'Arronge aus Billigkeitsgründen von Düsseldorf in einem großen Omnibus herübertransportieren ließ — in der Gegend von Mülheim schlug derselbe um, und die Essener Vorstellung mußte infolgedessen eine Stunde später beginnen. Glücklicherweise fanden nur wenige solcher „Kunstfahrten“

nach der Kruppschen Residenz statt, wo mich sein riesenhaftes Etablissement weit mehr interessierte als die von seinem Besitzer gewünschten Theatervorstellungen.

In Düsseldorf hatte ich mir vorgenommen, mit dem sehr guten Orchester und den vorzüglichen Gesangskräften Wagners „Fliegenden Holländer" zur Aufführung zu bringen, der dort noch ganz unbekannt war. Nur zu den Doppelchören im letzten Akt reichte der Theaterchor nicht aus. Es gelang mir, hierzu den vereinigten Düsseldorfer Männergesangverein zu gewinnen. Um den anfänglichen Widerstand l'Arronges zu brechen, verlangte ich, den „Holländer" zu dem mir kontraktlich ausbedungenen Benefiz zu geben. Nach vielen Mühen mit dem verstärkten Chor und dem Wagner-oppositionellen Orchester, mit welchem ich während der Proben wahre Fehden zu bestehen hatte, setzte ich die Aufführung endlich durch, und am 16. Januar 1866 hielt der „Fliegende Holländer" seinen Einzug in Düsseldorf. Das Haus war schon tags vorher ausverkauft; trotzdem drängten sich immer noch Leute herein, und als alle nur irgend möglichen Stehplätze ausgefüllt und das Haus vollgepfropft erschien, mußten sogar die Parterre- und Logenthüren offen bleiben, um den Draußenstehenden einen Durchblick zu ermöglichen, die bis auf den Markt hinaus standen. Und oben auf der Bühne „wimmelte" es infolge der sehr beträchtlichen Chorverstärkung nicht minder — die armen Choristinnen sollen da arg ins Gedränge geraten sein. Als ich ans Pult trat, sah ich einen Lorbeerkranz auf der Partitur liegen, und auf mein Zeichen zum Anfang kam beim ersten Niederschlag nicht das erwartete D-moll, sondern ein

helles D-dur zu Gehör, welches in Gestalt eines schmetternden Tusches in die Lüfte sauste Sofort brach dann auch das bis dahin reserviert gebliebene Publikum in donnernden Applaus aus. Mein Erstaunen, plötzlich den D-dur-Accord zu hören, war kein geringes. Erst glaubte ich an einen Schabernack des Orchesters und fuhr wütend herum — als ich aber den Tusch hörte, erkannte ich sofort die friedliche Absicht, mir eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, und quittierte dieselbe in vielen Dankesverbeugungen gegen das Publikum und ins Orchester, dessen feindliche Stimmung bereits in der letzten Probe dem „Holländer" gegenüber einer mehr einsichtsvollen und freundlichen gewichen zu sein schien. Wirklich kamen auch nach dem enormen Erfolg des zweiten Aktes, der zum Besten gehört, was Wagner geschaffen, drei Abgesandte des Orchesters zu mir auf die Bühne, mich wegen dessen früherer Haltung um Entschuldigung zu bitten und mir für meine Standhaftigkeit zu danken, mit welcher ich heute dem großen Werk zum Sieg verholfen habe. Trotz der glänzenden Einnahme war jedoch Direktor l'Arronge an jenem Abend nicht sehr vergnügt; er mußte sie mit mir teilen und hätte sie doch so gern allein gehabt! Als ich nach Schluß der Oper an der Kasse vorbeiging, sah ich diese noch beleuchtet und drinnen einige Beamte funktionieren. Einer der Umstehenden, dies sehend, sagte mitleidig zum andern: „Ach, der arme Kapellmeister, jetzt hat er sich geplagt und abgemüht, und nun wird ihm auch noch zum Dank seine sauer verdiente Benefizhälfte in Beschlag genommen!" Ich lachte in mich hinein und ging weiter: die in Beschlag genommene Hälfte war nicht meine, sondern die des — Direk-

tors. Jetzt verstand ich l'Arronges Mißvergnügen. Beinah' wäre ich in den Verdacht gekommen — —

Um jene Zeit hatte sich übrigens in München wirklich das ereignet, was Wagner und Bülow scherzweise ein Jahr vorher in die Presse lanciert hatten: Wagner mußte von München fort, und es hieß, er sei in die Schweiz gegangen. Da ich seinen Aufenthalt nicht kannte, meldete ich Bülow den Düsseldorfer Triumph des „Fliegenden Holländers“ und proponierte ihm zugleich, hier mit ihm ein Konzert geben zu wollen. Er gratulierte mir zu dem Holländererfolg und ließ dann kurz darauf auf mein Ersuchen ein zweites Schreiben folgen (das erste ist leider nicht mehr vorhanden, worin er mir u. a. mitteilte, Wagner sei in Genf), in welchem er sich näher über das Konzertprojekt äußert, und welches lautet:

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe unglaublich wenig Zeit — deßhalb umgehende Antwort (sonst komme ich vielleicht gar nicht dazu). Bis heute habe ich noch geschwankt, ob ich nach Paris zur Aufführung der „Graner Messe“ (15. März) reisen sollte. Allein schon vor Ankunft Ihres Briefes kamen mir allerhand andre Vorschläge (aus Holland erwarte ich deren ebenfalls noch) zu — gerade für den März, welche mir wünschenswerth machen, die Pariser Reise aufzugeben. 1870 gebe ich das Conzertiren jedenfalls ganz auf — bis dahin habe ich aber als Virtuos noch allerlei zu erledigen — und der Einfall in die Rheingegend scheint mir

aus verschiedenen Gründen zu drängen. In Elberfeld hat sich nach meinem friedlichen Klavierspiel furchtbare Zeitungsfehde entzündet — kurz der Moment ist günstiger, als je, mich in der Umgegend von Düsseldorf — noch in dieser Saison — vielfachst-möglich blicken zu lassen.

Also — kommen wir zur Conclusion. Ich acceptire für den 22. (März) — aber nicht Halbpart, denn Sie haben mindestens zwei Drittheile mehr Arbeit als ich. Für den 15ten bitte ich oder autorisire ich Sie (da man sich an Ihre Vermittlung gewendet) für mich ebenfalls anzunehmen (bei der Düsseldorfer Conzertgesellschaft); jedoch verlange ich mein jetzt „üblich" gewordenes Honorar für Mitwirkung in Abonnementconzerten, nämlich 20 (zwanzig) Frd'dor. Hamburg zahlte mir voriges Jahr 25 Frd'dor. Madam Schumann empfängt deren am Rhein 30. Also — können die Düsseldorf sich hinaufmontiren.

Zwischen dem 15. und 22. will ich nun in Barmen conzertiren und in Köln eine Soirée geben. Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir eine dortige anständige Musikalienhandlung nennten, die nöthigenfalls gegen Prozente das Arrangement (Saalmiethe, Annoncen) übernehmen würde. Ihnen wird es nicht schwer sein, diese in Erfahrung zu bringen.

Attakiren wir jetzt die Programmfrage. In Ihrem Interesse nicht lauter „Zukunft". Ferner — geben Sie das Liebesmahl (der Apostel von Wagner)

als Schlußnummer. Oder da Sie Chor haben, führen Sie mit mir Beethovens op. 80 Fantasie für Chor, Piano, Orchester u. s. w. auf. „Gretchen“ (Faust-symphonie) nicht geeignet — wird auch zu viele Proben kosten. „Préludes“ meiner Ansicht nach (nöthigenfalls mit Hinweglassung von Gran Cassa [große Trommel] und Collegen) am besten zur Introduction, nämlich Liszts. „Festklänge“ übrigens ebenso sicher. Von beiden kann ich Stimmen liefern. Nur Streichquartett wäre etwa noch zu doubliren. Da der Saal vermuthlich sehr groß, würde ich als Klavierpiècen vorschlagen

1. Beethovens Es- oder G-Conzert,

2. Ungarische Fantasie von Liszt mit Orchester. Oder wenn Sie irgend eine klassische Orchesternummer bringen, das Lisztsche Es-dur Conzert oder das Henseltsche. Für Stimmen sorge ich. Eventuell ginge als Nr. 2 auch die Verschmelzung von klassisch und romantisch — nämlich Liszts Fantasie für Piano und Orchester über Themen aus Beethovens Ruinen von Athen.

So — hier haben Sie das Material, mit welchem Sie nun nach Belieben ein durch Contraste u. s. w. interessant gemachtes Programm zusammenredigiren können.

Darf ich Ihnen einen unmaßgeblichen Rath geben? — Kürzen Sie, wenn und wo thunlich, am ersten Satz des Toggenburg, welchem ich übrigens sehr das Wort rede. — Falls „Sängers Fluch“ geniren

sollte, oder die Posaunisten im Allegro keine Achteltriolen prästiren können, so lassen Sie ihn gemüthlichst weg. Namentlich dann, wenn zwischen mir und einer Lißtschen sinfonischen Dichtung zu wählen wäre.

— Am 25ten dieses werde ich wieder aufathmen. Jetzt habe ich täglich Chor-, Solo-, Orchesterproben von Liszts „Heilige Elisabeth“, die am 24. im großen Hoftheater zur Aufführung kommt (Wiederholung vielleicht am 28). Außerdem will der König — privatim — eine Anzahl Lisztscher sinfonischer Dichtungen hören. Daneben habe ich meine Abgebrannten-Klaviersoiréen am 17. und 26. Februar und 8. März — vorläufig so angesetzt. Dieß erklärt Ihnen, warum ich den 22. vorziehe für Ihr Conzert. Nun rathe ich Ihnen aber, diese Wahl dem philharmonischen Comité als von Ihnen ausgehend anzukündigen. Sie erweisen ihm eine Galanterie, indem Sie demselben den Reiz meiner Neuheit für Düsseldorf großmüthig cediren. Anstandshalber müssen die Leute dann wieder artig gegen Sie sein. Meinen Sie nicht auch?

Das schwarze Siegel: Liszts Mutter ist leider am 6. d. nach kurzer Krankheit verstorben. Sie war bereits 78 Jahre alt, es wäre aber doch schön gewesen, wenn sie die Rückkehr ihres Sohnes und dessen Triumph als Componist erlebt hätte!

Meine freundlichsten Empfehlungen Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin, beste Grüße an Ihren

trefflichen Herrn Adjutanten Metzdorff, in gelegentlicher Erwartung weiterer „Anbetungen".

Ihr in freundschaftlicher Hochachtung
ergebenster
München 14. 2. 66.
15 Luitpoldstraße.
Hans v. Bülow.

In meiner Antwort schlug ich nun Bülow vor, statt meines ersten Toggenburgsatzes „Das Grab im Busento" aufzuführen, da mit Liszts Préludes und Bülows „Sängers Fluch", an welchen Nummern ich unbedingt festhalten würde, sonst zu viel Instrumentalmusik ins Programm kommen dürfte. Außerdem waren ja auch noch das Beethovensche Es-dur-Konzert und Liszts „Ungarische Phantasie" zur Aufführung bestimmt! Das war schon mehr als genug. Nachdem ich alles vorbereitet und einstudiert hatte, kam folgendes Telegramm unterm 20. März aus Aachen:

Kapellmeister Weißheimer, Düsseldorf.
Komme morgen nachmittags halb drei. Bitte um vollständige Konzertanzeige Kölnische Zeitung auf meine Kosten. Bülow.

Als Konzertlokal diente die neue, mehrere tausend Personen fassende Tonhalle. Am Abend nach Bülows Ankunft fand die letzte Probe und am folgenden das Konzert statt. Der riesige Saal war in allen Teilen von oben bis unten angefüllt, und Beifallssalven ertönten, wie sie in Düsseldorf wohl noch nicht erklungen. Einer meiner intimen Freunde, Justizrat Dr. Hertz, Mitglied des Konzertvorstandes, sagte, ein solcher Konzerterfolg sei hier unerhört.

Der Vortrag des Beethovenschen Klavierkonzerts entzückte dermaßen, daß Bülow wieder und immer wieder erscheinen mußte. Als er da zur Abwechslung auch mich zur Rampe ziehen wollte und ich dem widerstand, brach während unsers kleinen Ringkampfes wieder ein solch betäubender Applaus los, daß ich der Sache ein Ende machte und mit vorging. Als wir zurücktraten, sagte er mir: „Sie mußten mit; denn so, wie Sie heute, hat mir noch keiner das Beethovensche Konzert dirigiert." „Les Préludes" und „Sängers Fluch" von Bülow, welcher sein Werk natürlich selber dirigierte, fanden entschiedenen Anklang. Nicht minder das schon so oft erfolgreich zur Aufführung gekommene „Grab im Busento". Zum Schluß kam die „Ungarische Phantasie" Liszts. Während Bülows erstaunlicher Bewältigung dieser Klavierwunder vermochte das enthusiasmierte Publikum nicht mehr auf den Sitzen zu bleiben: jeder wollte auch sehen, was vorging. Einer folgte dem andern, und schließlich standen sie alle: dem Lisztschen Bravourstück widerfuhr so die höchste Ehre — es wurde stehend angehört. Nach dem Konzert verteilten wir die sehr beträchtliche Beute. Bülow wollte absolut nur ein Drittel acceptieren, und ich bestand darauf, daß ihm mindestens die Hälfte, wenn nicht Zweidrittel gebührten. Als ich es schließlich dahin gebracht hatte, daß der Geldhaufen wenigstens in zwei gleiche Teile abgezählt wurde, griff er plötzlich wieder in den seinen und warf eine Handvoll Silber- und Goldstücke herüber in den meinen. Ich that sofort das Gleiche, dem er wieder eine verstärkte Ladung folgen ließ. Nachdem dieses artige Bombardement einige Zeit hin- und hergegangen, strich er plötzlich den gerade

vor ihm liegenden Minderteil in seinen Hut und lief damit in das benachbarte Zimmer, dasselbe hinter sich verriegelnd. So endigte die Verteilung der Düsseldorfer Konzertbeute.

Vor Bülows Abreise am folgenden Tag machten wir im Hotel der Gräfin v. Hatzfeld einen Besuch, deren zufällige Anwesenheit wir erfahren hatten. Seit Bergzabern hatte ich sie nicht mehr gesehen, wo sie mit Lassalle im offenen Wagen in die Welt hinausgefahren — auf Nimmerwiedersehen. Die Gräfin war seitdem wie gebrochen, — der Schlag war zu fürchterlich, — sie glich einem Gespenst. Jammernd erzählte sie uns den Verlauf der drei Leidenstage in Genf. Nach dem Duell sei Lassalle noch rüstig die Treppen im Hotel hinaufgeschritten; er hätte es nicht glauben wollen, daß er ein verlorener Mann sei. Der telegraphisch aus Heidelberg mittels Extrazugs nach Genf berufene Professor Chelius habe nach Untersuchung der Wunde keine Hoffnung gelassen. Lassalle habe schnell noch ein Testament angeordnet und unterschrieben, dann seien die Schmerzen so heftig geworden, daß er „mit den Fäusten die Wand behämmerte". Der Gewaltige schien selbst dem Tod Trotz zu bieten, bis er ihm erlegen. Dann habe sie die Leiche nach Deutschland zurückgeführt. In allen Städten auf dem weiten Weg bis Breslau seien Arbeiterkorporationen mit Kränzen erschienen, ihrer tiefen Trauer Ausdruck verleihend. Der Anblick dieser ungeheuern Trauer so vieler Tausende habe sie einzig und allein aufrecht erhalten und ihr Kraft gegeben auf dieser schrecklichen Reise. Als man ihn in Breslau in die Grube gesenkt, habe sie wochenlang

wie betäubt gelegen. — Bülow und mir standen bei dieser erschütternden Erzählung die Thränen in den Augen. Als wir uns wieder empfahlen, dankte sie uns des herzlichsten für unsern Besuch. Dann kehrten wir schnell zu mir nach Haus zurück, wo sich Bülow von meiner Frau verabschiedete, um sofort weiter zu reisen. Da bald darauf auch die Theatersaison zu Ende ging, fuhr ich mit meiner Frau nach Osthofen, wo wir den Frühling und Sommer gut zu verleben gedachten.

Aber in Osthofen war keine Ruhe zu finden. Der politische Horizont verdüsterte sich mehr und mehr, es trieb dem Krieg zu, und der Haß gegen Preußen und seinen genialen Minister v. Bismarck nahm die ungeheuersten Dimensionen an. Da ich „leider" eifriger Anhänger und Verteidiger Bismarcks war, hatte ich in der Familie und an öffentlichen Orten, wo ich mich zeigte, einen schlimmen Stand. Wirtshäuser konnte ich schon kaum mehr besuchen, und wenn ich über die Straße ging, wurde mir das damals denkbar größte Schmähwort: „Bismarck" nachgerufen. Am Tag nach dem Blindschen Attentat unter den Linden in Berlin war mein Vater in Worms. Als er abends zurückkehrte, erzählte er, „die ganze Stadt" sei in Trauer über das Mißlingen des meuchlerischen Anschlags. Unter solchen Umständen war es wahrlich in der Steinmühle kein angenehmer Aufenthalt. Erst die Siegesnachricht von Königgrätz ernüchterte die flammenden Gemüter: mit stummer Resignation wurde dann auch die Niederlage unsrer teuern Hessen bei Aschaffenburg und der Preußen Einzug in Darmstadt hingenommen, nachdem Hannover, Kurhessen, Nassau und

Frankfurt bereits von denselben besetzt waren. Die Frankfurter Bundesarmee war überall geschlagen und in der That zu einer „Bumbesarmee“ geworden, wie sie jetzt der knirschende Volkswitz titulierte. Gerade, als sich Bayern und Preußen bei Kissingen und Würzburg herumschlugen, hatte ich in Osthofen die besondere Ueberraschung, ein Königliches Kabinettsschreiben aus München zu erhalten, in welchem mir im Allerhöchsten Auftrag des Königs Ludwig II. mitgeteilt wurde, Seine Majestät hätten meine analytische Abhandlung über „Tristan und Isolde“ gelesen, die Seiner Majestät sehr gefallen, und wofür sie mir Allerhöchst danken ließen. Gleich darauf kam auch ein Brief Hans v. Bülows, der bereits hiervon wußte, mit der Mahnung, nur nicht zu versäumen, eine förmliche Danksage nach München abzusenden. Von Dr. Brendel erfuhr ich etwas später, das Königliche Kabinett habe zuerst nach Leipzig geschrieben und ihn um die Adresse des Verfassers jener Tristanartikel in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ gebeten, welchem Verlangen er, Brendel, sofort entsprochen habe. Ich konnte mir nun erklären, wie mitten im Kriege jenes Kabinettsschreiben nach Osthofen kam, über welches ich mich um so mehr freute, als ich auch daraus ersah, daß sich der König nicht einmal durch Schlachten und Kanonendonner im Studium der Wagnerlitteratur irremachen ließ.

Da ich von 1866—68 bei Direktor Emil Hahn in Würzburg engagiert war, brach ich Anfang September dorthin auf. Zunächst fuhren wir nach Darmstadt, um Regierungsrat Städel und Dr. Schüler zu besuchen. Wir wohnten im Gasthof „zur Traube“ und hatten früh beim

Aufwachen den ungewohnten Anblick, den großen Platz um das Monument vollständig mit Preußen angefüllt zu sehen, welche sich gerade anschickten, die Stadt zu verlassen.

In Würzburg,

das die Preußen noch besetzt hielten, trafen wir abends ein. Bei der erbitterten Stimmung der Einwohnerschaft schien es geraten, im Hotel zu bleiben, vor welchem sich in der Nacht auch wirklich ein Krawall abspielte. Glücklicherweise verließen die Preußen vor Beginn der Theatersaison die Stadt. Einen Teil der Festung über dem Main hatten sie in Brand geschossen.

Gleich nach unsrer Ankunft besuchten wir Alexander Ritter und seine Gemahlin Franziska, eine Nichte Richard Wagners, mit welchen wir uns rasch auf das innigste befreundeten und in deren reizender Gesellschaft wir die schöne Umgebung Würzburgs aufsuchten, aufs „Käppele" und die lange, steinerne Treppe nach Dürbach hinaufstiegen, wo wir dem feurigen „Bocksbeutel" wacker zusprachen. Mitte September öffnete sich das Theater unter günstigen Auspizien, und bald hatte ich unter seinen eifrigen Besuchern warme Freunde gewonnen, wie Dr. Paul Mark, Dr. Hilger und Breidenbach, die Professoren Semper (mit dem Dresdener Baukünstler verwandt) und v. Bezold, welcher leider im folgenden Jahre starb. Durch den Studenten Wolfhügel kam ich auch in Akademikerkreise, an deren „Kneipen" ich mich ab und zu beteiligen mußte und wo

ich unter andern ganz ahnungslos die Bekanntschaft eines kommenden Neffen machte, des Dr. Philipp Biedert, nachmaligen Sanitätsrats und Professors in Hagenau i. E., des künftigen Gemahls meiner Nichte Agnes Möllinger.

Im Spätherbst herrschte großes Leben und große Freude: König Ludwig II. bereiste seine vom Krieg heimgesuchten Provinzen und stattete auch Würzburg seinen Besuch ab. Abends wollte er das Theater besuchen; Direktor Hahn versäumte nicht, den König am Eingang zu erwarten und ihn mit fünfarmigem silbernem Leuchter die Treppe hinauf in seine Loge zu geleiten. Hier erkundigte sich der König nach dem Repertoire der nächsten Tage und fragte, ob er auch Musik zu hören bekomme. Hahn antwortete, er wolle sich hierüber schleunigst mit seinem Kapellmeister beraten. Als da der König meinen Namen hörte, sagte er lebhaft: „Herr Weißheimer ist mir ja schon als Schriftsteller vorteilhaft bekannt; nun möchte ich ihn auch als Kapellmeister kennen lernen — ich möchte eine Wagnersche Oper unter seiner Leitung hören.“ Hahn bemerkte, daß „Rienzi“ leider eben erst in Vorbereitung und nicht vor vierzehn Tagen zu ermöglichen sei. Da bat sich der König aus, ihm zu der auf übermorgen angesetzten „Braut von Messina“ — Wagnersche Ouvertüren spielen zu lassen, vor dem letzten Akt womöglich die zu „Tristan und Isolde“! Mit diesem Verlangen kam Direktor Hahn atemlos in meine Wohnung. Es wurden die Ouvertüren zu „Rienzi“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“, der Trauungszug aus „Lohengrin“ und die Tristaneinleitung zum Schluß beschlossen. Mit diesem Ver-

zeichnis kehrte der Direktor schnell in die Königliche Loge zurück und erntete damit Seiner Majestät ganz besonderen Dank. Das Tristanverlangen konnte ihm bei der Kürze der Zeit nur dadurch erfüllt werden, daß ich zufällig die Orchesterpartitur mit nach Würzburg gebracht hatte, welche ich sofort zerlegte, um der Einleitung den Schluß der Oper anzufügen, wie Wagner es schon für mein Leipziger Konzert vorgeschlagen hatte. Nun mußten vor allem die Orchesterstimmen ausgeschrieben werden; ein halb Dutzend Kopisten machte sich sogleich an die Arbeit. Den nächsten Tag benützte ich zur Einübung der Rienzi-, Tannhäuser- und Lohengrinnummern, zu welchen Hahn glücklicherweise die Stimmen besaß, — erst am folgenden konnte ich die neuen zum Tristan erhalten — leider sehr spät in Anbetracht dieser schwierigen Musik, welche das Orchester abends dem König vorspielen sollte, und von welcher es morgens noch keine Ahnung hatte. Nach einer sechsstündigen Probe von 9—3 Uhr war jedoch „Tristan“ und alles andre glücklich bewältigt. Als ich da ermüdet aus dem Theater ging, traf mich eine Bestellung, ins Schloß zu kommen. Es konnte nicht anders sein, — gewiß wollte mich der König selber sprechen — ich eilte nach Haus, steckte mich in Frack und weiße Krawatte und fuhr ins Schloß. Dort angekommen fand ich keine menschliche Seele, die mir nähere Auskunft geben konnte. Ich stieg die große Treppe hinauf, durchschritt die langen Korridore, die weiten Säle — nirgends ein lebendes Wesen. Endlich gewahrte ich im linken Schloßflügel etwas Leben. Ich näherte mich, öffnete vorsichtig eine fürchterlich schwere und hohe Thür, blickte hinein und sah — den

König mutterseelenallein an der gedeckten Tafel im Speisesaal sitzen. Schnell trat ich zurück, — unmöglich durfte ich ihn bei der Mahlzeit stören! (Hätte ich übrigens gewußt, was kommen sollte, so wär' ich am Ende doch hineingegangen: bei dem Wohlwollen Seiner Majestät für mich würde das Wagnis vielleicht gar nicht so übel abgelaufen sein, — vielleicht hätte er mich zur Tafel gezogen, und es hätte die vom Zaun gebrochene Gelegenheit zu meinem Glück ausschlagen können. Wer weiß, ob ich da nicht einen jener Momente versäumte, die im Leben nur einmal zu kommen pflegen — —). Ich ging also zurück und stieß jetzt auf einen Kammerdiener, welcher mich sogleich zum Hofmarschall Grafen v. Holnstein führte. Dieser empfing mich sehr kühl und bemerkte, er habe mich rufen lassen, mir mitzuteilen, daß Seine Majestät heute abend lediglich nur das Schillersche Stück, keinesfalls aber nebenbei Wagnersche Musik hören wolle! Bei der bekannten Abneigung der Höflinge gegen dieselbe glaubte ich einfach nicht an diesen widerspruchsvollen angeblichen Königsbefehl und antwortete ruhig, das heute im Theater Aufzuführende sei nicht meine, sondern des Direktors Sache. Diesem möge daher der Herr Hofmarschall den Königlichen Befehl zustellen. Sofort eilte ich ins Theater. Direktor Hahn glaubte so wenig an diese Geschichte wie ich, sondern witterte darin gleich eine jener billigen Hofintriguen, welche nur gemacht werden, Allerhöchste Wünsche zu vereiteln. Da ein schriftlicher Gegenbefehl beim Direktor nicht eintraf (!), ließ Hahn vorsichtshalber schnell einen neuen, einzig nur für den König bestimmten Theaterzettel mit Angabe der betreffenden Wagnerouvertüren herstellen,

den er ihm beim Eintritt in die Loge übergab, Seine Majestät bittend, die zu hörenden Stücke gnädigst selbst zu bestimmen und die getroffene Wahl durch seinen Adjutanten mir ins Orchester ansagen zu lassen. So geschah es. Sofort kam der Adjutant mit den Worten: „Seine Majestät befehlen zu Anfang: „Ouvertüre zu ‚Rienzi‘.“ Eh' ich begann, konnte ich nicht umhin, nach dem Grafen v. Holnstein zu blicken, welcher mit einem feuerroten Gesicht neben der Königsloge saß. Am Schluß der Ouvertüre applaudierte mir Seine Majestät, dann hob sich der Vorhang. Nach dem ersten Akt kam wieder der Adjutant mit den Worten: Seine Majestät befehlen, die Tannhäuserouvertüre zu spielen. Wieder blickte ich nach Graf Holnstein und spielte die Tannhäuserouvertüre. So ging es fort bis zum Schluß — immer lautete der Königliche Befehl nach der Reihenfolge des angegebenen Programms. Als der König zum Schluß der Tristaneinleitung ganz unvermutet auch noch den „Liebestod“ zu hören bekam, richtete er wie verklärt seine blauen Augen unverwandt in die Höhe, dann applaudierte er mir dreimal, mich jedesmal wieder zu neuer Verbeugung zwingend. Das dicht besetzte Haus enthielt sich in diskreter Weise jeder Beifallsbezeigung. Beim Verlassen des Theaters erscholl mir von allen Seiten der Ruf entgegen: „Gratuliere! Sie bekommen einen Orden!“ Ich sagte: „Abwarten!“ Was ich bekam, wird sich gleich zeigen. Für jetzt habe ich nur zu konstatieren, daß Seine Majestät an jenem Abend keine Wagnersche Musik zu hören bekommen hätte — auch wenn sie diese noch so sehr gewünscht! —, wenn ich dem Herrn Hofmarschall den Willen gethan und

mich von ihm hätte irremachen lassen. Leicht konnte da dem König gesagt werden, die Musiker seien mit den Stücken nicht fertig geworden, und das Odium wäre dann auf mich gefallen.

Am folgenden Tag ließ sich Seine Majestät ein Verzeichnis sämtlicher Schriften und Kompositionen von mir aufstellen. Am Schluß erwähnte ich auch des Wagnerschen Manuskriptentwurfs zu „Wiland der Schmied", den ich glücklicherweise seinerzeit nicht herausgegeben und wie einen Schatz gehütet hatte. Kaum hatte der König von dessen Existenz Kunde, so kam auch schon der Adjutant wieder mit der Frage, ob ich davon eine Kopie machen lassen und dieselbe ins Hoflager nach Nürnberg senden wolle, wo Seine Majestät die kommende Woche zu verweilen gedächten. Natürlich war mir des Königs Wunsch Befehl, und ich versprach, denselben baldmöglichst zu erfüllen. Da ich Bedenken trug, das Dokument fremden Händen anzuvertrauen, und meiner Frau eine schöne und sehr leserliche Handschrift eigen, so bat ich sie, die Abschrift für den König selbst anzufertigen, was sie mit Freuden that. Mit der recht erklecklichen Arbeit kam sie nach vier bis fünf Tagen zu stande. Ich ließ dann die Kopie mit einem Prachteinband versehen und sandte sie ans Hoflager nach Nürnberg. Wer beschreibt nun unser Erstaunen, unsre Entrüstung, als wir vom Grafen Holnstein eine Geldentschädigung im Betrag von fünfzig Gulden zugeschickt erhielten!! Sofort waren wir einig, die fünfzig Gulden umgehend wieder zurückzuschicken, da wir uns für die dem König zugedachte Aufmerksamkeit doch nicht bezahlen lassen wollten, hielten

es jedoch für angebracht, bevor wir handelten, Wagners Meinung darüber einzuholen. Ich teilte ihm unsre Verlegenheit mit und bat um umgehenden Bescheid. Statt seiner antwortete mir — Frau Cosima v. Bülow aus — Basel, deren Schreiben ich unverändert hersetze.

Basel, St. Johannes Vorstadt 31.

Lieber Herr Weißheimer!

Der Meister theilt mir ein Schreiben von Ihnen mit welches wie er meldet ihn viel beschäftige, und dessen Inhalt ihn recht betrübt hat. Er pflägt (?) meine Ansicht über den peinlichen Fall zu hören, und ersucht mich Ihnen dieselbe, falls sie mit der Seinigen stimmen sollte, mitzutheilen. Nach langem Erwägen ist er nämlich für gänzliches Ignoriren der ganßen Unannehmlichkeit, und ich muß — in Betracht der Verhältnisse — ihm Recht geben. Ich glaube nicht, daß Graf H. weder das Manuscript hat vorenthalten, noch Sie, lieber Herr Weißheimer, beleidigen wollen. Es ist Sitte an den Höfen daß der Hofmarschall die Rechnungen mit seinem Namen quittirt (Hofconcerte u. s. w.); nun hat gewiß Graf H. gemeint Sie hätten Auslagen gehabt, da er nicht ahnen kann daß Ihre Frau Gemahlin selbst die Abschrift übernommen hat. Ich weiß daß der König die Copie erwartete, und der Meister hat ihn gefragt ob er wohl dieselbe erhalten hätte. — Ich glaube, daß die ganze Angelegenheit nach Hofsitte und Art vom Grafen H. gehandhabt worden ist; daß dieselben in diesem Fall

nicht angebracht waren ist das Peinliche und Mißliche, welches der Meister herzlich bedauert, über welches er Sie aber bittet hinweg zu sehen, da ein unangenehmer Auftritt viel Gutes welches angebahnt ist möglicherweise verhindern oder verzögern könnte. Er hat dem König gesagt wer Sie sind und was Sie ihm sind, und ich bezweifle nicht, daß im Lauf der Zeit Ihnen für den peinlichen Fall die gewünschte Genugthuung wird.

Wie sind Sie mit Ihrer Thätigkeit in Würzburg zufrieden? Hier hat mein Mann vollauf zu schaffen und ist im ganzen wohl und munter. Fragmente aus Romeo und Julie von Berlioz wurden neulich in der Orchestergesellschaft ganz erträglich gemacht — Sie erkennen wohl den Einfluß? Wie geht es der Familie Ritter, wollen Sie unsere herzlichsten Grüße derselben übermitteln? Wie steht es denn mit Tristan? Sie sind kühn — das ist aber so recht —

Wagner arbeitet fleißig an seine Meistersinger, er ist ungefähr bis zur Mitte des dritten Aktes angelangt, es ist und wird himmlisch.

Leben Sie wohl lieber Herr Weißheimer, entgegnen Sie der verdrießlichen Sache mit Geduld, dieses einzige Gegengift das im Leben hilft, ich stehe Ihnen dafür sowohl daß der König nichts von den 50 Gulden weiß als daß er Ihr Manuscript erhalten hat, und auch, daß Graf H. nach Hofgebrauch gehandelt hat. Uebrigens werden Sie in Bälde vom Meister Bestimmteres erfahren, denn er hat beim

König angefragt ob die Abschrift abgegeben worden sei.

Herzlichste Grüße von meinem Mann und mir und die besten Wünsche für ein fröhliches Fest

C. v. Bülow.

19ten Dezember 1866.

Indem ich nochmals die Sache erwäge, glaube ich könnten Sie ohne Verdruß zu erregen, dem Grafen einige Zeilen schreiben, indem Sie ihm die 50 Gulden zurückerstatten mit der höflichen Bemerkung: daß die Sendung wohl auf der Annahme beruhe Sie hätten Auslagen gehabt, da dieses aber nicht der Fall gewesen sei, erlaubten Sie sich dem Herrn Hofmarschall höflichst das Geld zurückzusenden. Für das Weitere lassen Sie den Meister sorgen. Ich möchte Sie aber bitten Ihren Brief an Graf H. sehr förmlich zu halten.

P. S. Es ist nicht Sitte daß im Allerhöchsten Auftrag Zahlungen wie die einer Copie gemacht werden, und Graf H. hat eben die Sache nicht untersucht und sie als eine Bestellung des Königs betrachtet. Auch darf der Hofmarschall nicht annehmen daß dem Könige Geschenke gemacht werden. Graf H. ist, glaube ich, unschuldiger als es aussieht — so ist auch die Ansicht des Meisters der in diese Hofverhältnisse nach verschiedenen Seiten hin Erfahrungen gemacht hat.

Wahrhaftig ein fast salomonischer Ausspruch: heute „ignorieren“ und das Geld behalten — und morgen es

zurückschicken! Glücklicherweise konnte man Wagners Meinung, das Geld zu behalten, ziemlich deutlich ersehen, und so ließ ich's denn auch dabei bewenden, von der Erwägung ausgehend, daß der König so wie so nichts davon erfahren würde, und die fünfzig Gulden einfach im Orkus verschwinden möchten. Die versprochene Genugthuung ist übrigens ausgeblieben. Ich revanchierte mich mit einer vortrefflichen Rienzi-Aufführung, die ganz Würzburg in Bewegung setzte und Direktor Hahn schöne Einnahmen brachte. Unterm 29. Dezember dankte mir Wagner aus Luzern (seinem jetzigen Wohnort) für diese schöne Aufführung „in der gewürzten Burg". Seinen Brief glaube ich Freund Ritter gegeben zu haben; — unter meinen Papieren fand er sich wenigstens nicht vor.

Die Tonkünstlerversammlung und das Wartburgfest 1867.

Nach Schluß der Theatersaison gingen wir diesmal zum Besuch der Mutter nach Leipzig, wo wir viel mit Brendel, Riedel und Frau Luise Otto verkehrten. Im Sommer sollte die Tonkünstlerversammlung in Meiningen unter Leitung Dr. Damroschs aus Breslau stattfinden, wo unter anderm Liszts „Bergsymphonie" geplant war, welche ich noch nirgends gehört hatte. Da Meister Liszt endlich wieder von Rom nach Weimar zurückgekehrt, brach ich am 16. August von Leipzig auf, um zunächst ihn zu besuchen, den ich fast sechs Jahre nicht mehr gesehen. „Er war der alte, ewig junge, himmlische Mann und

Freund", wie ich gleich noch am Abend meiner Frau nach Leipzig schrieb, welche mit mir in Meiningen zusammentreffen sollte, da ich eine Fußpartie durch den Thüringerwald vorhatte und sie vorzog, mit Frau Riedel per Bahn dorthin zu reisen. Liszt, der gerade ausgehen wollte, lud mich ein, ihm in die Wohnung seines Freundes Herrn Müller zu folgen (wenn ich mich recht erinnere, war es der Schwiegervater des in Eisenach wirkenden Musikdirektors Müller-Hartung), eines reichen Hamburger Herrn, welcher in Weimar ein großes Haus machte. Schon unterwegs erkundigte sich Liszt, ob meine Oper „Körner" nun ganz fertig sei; in Rom habe er von der beifälligen Aufnahme des Vorspiels derselben mit großem Interesse gelesen. Mit Vergnügen konnte ich ihm deren Fertigstellung melden, worauf er meinte, „Körner" sei ein sehr glücklicher Stoff für Berlin, und falls an dem gleichfalls bevorstehenden Wartburgfest die Königin von Preußen teilnehmen würde, wie sie bei Hof zugesagt habe, wolle er nicht versäumen, ihr mein Werk ans Herz zu legen. So der liebenswürdige Liszt, der sofort bereit war, eine Aufführung in Berlin zu ermöglichen. „Berlin, Berlin," rief er, und wir traten in das Haus des Herrn Müller, das einen behaglich-vornehmen Eindruck auf mich machte. Gleich, nachdem er mich dem Hausherrn und der anwesenden Gesellschaft vorgestellt, mußte ich ans Klavier und auf Liszts Wunsch die ersten Scenen des „Körner" spielen. Ich riskierte sie auswendig und bemerkte gleich, wie sehr sie die Zuhörer packten. Ein anwesender alter Hamburger, der den Befreiungskrieg mitgemacht, sagte, er fühle aus meiner Musik wieder jene

Begeisterung heraus, die in jenen Zeiten alle erfüllte. Hierauf speisten wir köstlich in einer offenen Veranda, aus welcher man über die ganze Stadt sehen konnte, und noch ehe der Champagner kam, herrschte bereits die gehobenste Stimmung. Dann fuhr die ganze Gesellschaft nach Tieffurth zu Kantor Gottschalg, einem treuen Anhänger Liszts. Es waren noch Regierungsrat Müller und Konzertmeister Kömpel aus Weimar anwesend, sowie Dr. Damrosch, der Festdirigent für Meiningen. Sogleich brachte Liszt das Gespräch wieder auf meinen „Körner". Nach dem Essen mußte ich abermals die ersten Scenen, Vorspiel genannt, spielen, und wieder waren alle davon völlig „gepackt". Liszt that den schmeichelhaften Ausspruch, „das Vorspiel sei meisterhaft", sich zugleich darauf berufend, daß er nichts sage, was er nicht denke, was nun wieder auf die Gesellschaft keinen geringen Eindruck machte.

Am 17. fuhr ich morgens früh mit Liszt und Damrosch nach Eisenach, und der Zufall fügte es, daß Meister Liszt im Coupé gerade neben Ernst Keil, den Besitzer der „Gartenlaube", einem nahen Verwandten meiner Frau, zu sitzen kam. Mit heimlicher Freude machte ich beide Herren miteinander bekannt, denn Keil hatte in seinem Weltblatt schon öfters rechte Schmähartikel gegen Liszt gebracht. Von Eisenach fuhr Keil allein weiter. Wir drei stiegen aus und gingen zusammen auf die Wartburg, deren tausend- oder wenigstens achthundertjähriges Wiegenfest demnächst gefeiert werden sollte. Liszt besuchte hier die Großherzogliche Familie. Wieder nach Eisenach zurückgekehrt, fuhr ich mit Damrosch noch eine größere Strecke per Bahn, um dann den Rest

bis Meiningen zu Fuß zurückzulegen, während er selbst direkt hinreiste, wo er mit den Orchesterproben beginnen mußte; denn außer der selten gehörten „Bergsymphonie" sollte auch Hektor Berliozs Romeo und Julia-Symphonie (dessen bestes Werk) zur Aufführung gelangen. In Meiningen angelangt, besuchte ich sogleich den inzwischen dort eingetroffenen Liszt, in dessen Gesellschaft sich der ein wenig tolle, aber eminente ungarische Geiger Eduard Reményi befand, den ich schon früher von Weimar her kannte. Einmal kam ich dort zur Altenburg und hörte bereits auf der Treppe ein wahrhaft satanisches Konzert aus dem Musiksaal ertönen. Als ich eintrat, sprang Reményi wie besessen mit seiner Geige im Salon herum, während Liszt, ebenso erregt, ihm auf dem Flügel ungarische Tänze und Nationalweisen begleitete — Dinge, bei deren Vortrag kein Ungar kaltblütig bleiben kann. Und hier waren es sogar zwei, noch ganz besonders heißblütige Magyaren — man kann sich daher das tolle „Nationalkonzert" einigermaßen vorstellen, das sie vollführten. Schon als Zigeunerknabe lernte Reményi das Geigen, wie er sagte, ganz von sich selbst und zog spielend durch das Land. Heute abend sollte er nun in einer Soiree vor dem Meininger Hof spielen. Liszt hatte in der vorderen Reihe zwischen dem Herzog und dem gleichfalls anwesenden Großherzog von Weimar Platz genommen; Reményi saß mit seiner Geige auf einem etwas erhöhten Podium, und zufällig hatte ich mich hinter seinen Sitz postiert. Als er da wieder in sein leidenschaftliches Geigen kam und die hohen Herrschaften bereits anfingen, lange Gesichter zu machen, fuhr plötzlich sein Stuhl in

einem heftigen Ruck rückwärts und mit dem einen Bein sogar über das Podium hinaus — er wäre unfehlbar hinter sich gestürzt, hätte ich nicht im Nu das in der Luft hängende Stuhlbein erhascht und es bis zu Ende des tollen Stückes krampfhaft festgehalten. Der Anblick des wie wahnsinnig fortgeigenden und im Sturz von mir beharrlich aufgehaltenen Reményi muß in der That höchst komisch gewesen sein; denn die langen Gesicher der hohen Herrschaften wurden plötzlich heiter und immer heiterer, bis endlich der Schluß des Stückes kam, welcher Reményi glücklich wieder auf seine vier Beine brachte.

Es würde zu weit führen, wollte ich den sehr gelungenen Verlauf jener Meininger Tonkünstlerversammlung hier ausführlich besprechen. Nur einer interessanten Réunion beim Hoftheaterintendanten Bodenstedt möge Erwähnung geschehen, zu welcher wir eines Vormittags, von Liszt geführt, wallfahrteten: Liszt schritt an unsrer Spitze in seinem schwarzen Priesterrock, an jedem Arm eine hübsche weißgekleidete junge Dame führend. Der berühmte Dichter des „Mirza Schaffy", dessen auffallend breite Stirn dem geistreichen Gesicht eine besondere Folie verlieh, hielt da beim Frühstück eine reizende Ansprache, in welcher er Liszt als Künstler und Mensch feierte, dessen Erdenwallen für die Kunstgeschichte geradezu ein Unikum bilde. Liszt dankte ihm in seiner liebenswürdig-bescheidenen Weise. Man brach dann auf; denn der Nachmittag galt einem Ausflug nach Liebenstein, wo uns die Wagen und Pferde des Herzogs erwarteten, welcher die vielen Gäste in den herrlichen Waldungen stundenlang spazieren fahren ließ. Abends traten

wir auch in die mit Fackeln erleuchtete Grotte ein. Bei diesen und andern Gelegenheiten zeichnete Liszt öfters meine gleichfalls anwesende Frau aus, deren einfaches, natürliches Wesen ihm besonders sympathisch erschien.

Von Meiningen ging es dann nach Eisenach, wo die Gäste auf der Wartburg sich wieder einer Aufmerksamkeit von seiten des Großherzogs von Sachsen-Weimar zu versehen hatten. Es war ein Zelt errichtet, in welchem einfache Speisen und Getränke verabreicht wurden. Das Hauptinteresse bot die Probe und Aufführung der „Legende von der heiligen Elisabeth" von Liszt im historischen Sängerkriegsaal. Der Komponist leitete die Probe selbst, befand sich jedoch in einem solch feierlich-entrückten Zustand, daß er öfter vergaß, die Takte zu markieren, und dadurch den gerade pausierenden Instrumentalisten arge Verlegenheiten bereitete. Ich stand hinter einem Holzbläser, welcher über hundert Taktpausen zu zählen hatte und bald nicht mehr wußte, ob er 60 oder 70 davon zurückgelegt. Da ihm dann ein wichtiger Einsatz drohte, wendete er sich entsetzt zu mir mit dem Ausruf: „Herrjeses, wo sind merr denn?" Ich beruhigte ihn und sagte, ich wolle ihm schon das Zeichen zum Einsetzen geben, was denn auch geschah. Aber nicht jeder hatte einen Partiturkundigen zur Seite, und so kam es, daß beim kommenden „Rosenwunder" viele Musiker falsch einsetzten. Liszt ließ das einige Zeit so fortgehen, dann sagte er: „Falsch! Falsch! — aber so falsch, wie *ihr* spielt, ist es doch nicht von mir komponiert!" Es gab dann viele lange und ermüdende Repetitionen, denen schließlich dadurch ein Ende gemacht wurde, daß Liszt, wenn ich mich recht

erinnere, den Taktstock der sicheren Hand Müller-Hartungs anvertraute, welcher dann wohl auch die Aufführung leitete.

Felix Dräseke, mit welchem ich nach der Probe den Berg hinabschritt, war von diesem neuesten Lisztschen Werke nicht sonderlich erbaut; er hielt es für mystisch angekränkelt und mochte damit auch wohl nicht so ganz unrecht haben. Als wir beide kurz vor Eisenach angelangt waren, begegneten uns auf Eseln hinaufreitend Herr v. Bronsart und seine Gemahlin Ingeborg Starck. Mit beiden von früher her befreundet, begrüßten wir sie des herzlichsten, — wurden aber sehr kühl aufgenommen: Herr v. Bronsart war nämlich soeben Königlicher Intendant in Hannover geworden, und als solcher durfte er doch jetzt mit denen keine Intimität mehr zur Schau tragen, mit welchen er früher pokuliert und auf das Wohl der gegenseitigen Bräute angestoßen hatte, wobei die ausgetrunkenen Gläser zu Boden geschleudert werden mußten. Die Zeiten waren vorüber, das sah man gleich, und Dräseke war darob ganz empört, als dieses unverfälschte Bild frisch emporgekommenen Hochmuts an uns vorübergezogen war.

Eisenach erstrahlte am Abend im Lichterglanz. Liszt, der in einem schloßartigen Gebäude wohnte, hielt großen Empfang, bei welchem auch Kapellmeister Reinecke aus Leipzig erschien. Bei dieser Gelegenheit spielte ich auf Liszts Wunsch meine „fünf geistliche Sonette" nach Körners Dichtung, welche ihm einen großen Eindruck machten. Er sagte mir: „Sie wissen, daß ich Ihnen viel zutraue — daß Sie aber so etwas schreiben könnten, hätte ich doch

nicht geglaubt." Da er noch mehr hören wollte, spielte ich zur Abwechslung einmal „Die große Firma" von Freiherr v. Gaudy, welche soeben bei Bayrhofer in Düsseldorf unter dem Pseudonym „Solinger opus 2" erschienen war, weil Bülow kurz vorher ein ähnliches Werk unter „Solinger opus 1" hatte erscheinen lassen. Die Firma Solinger sollte daher fortgesetzt werden mit der Inschrift: den Manen Lassalles. Ich weiß nicht, ob sich noch ein andrer zur Fortsetzung der Solingerfirma bereit gefunden hat.

Unvergeßlich für mich wurde der Besuch Liszts und seiner Umgebung in einem Privathause, ich weiß nicht mehr genau, in welchem, ich glaube fast, in dem Müller-Hartungs. Schon als dessen Insassen die Erwarteten von weitem kommen sahen, gerieten sie sichtlich in freudige Erregung und kamen dem geliebten Meister entgegen, ihn und uns zu bewillkommen. Dort ereignete sich unter anderm folgendes: Wieder mußte ich ans Klavier und diesmal die letzten Akte meines „Körner" vorführen. Als ich zu der Stelle kam, an welcher Körner das Schwert zieht und mit den Worten ins Gefecht eilt, in welchem er gefallen:

„Wir hoffen, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an, die Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise! schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsers Ferdinand voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!"

begeisterten diese Worte die Zuhörer dermaßen, daß ich sie mehrmals wiederholen mußte — trotzdem hier die Melodie

nicht in der Tonika schließt, sondern auf der Unterdominante stehen bleibt; denn erst an dem bevorstehenden Schluß der Oper sollte sie, im brausenden Chor gesungen, ihr wirkliches befriedigendes Ende in der Tonika finden. Liszt erriet dies sofort: Als ich bei der Schlußwiederholung die Worte an die Königin Luise und Prinz Ferdinand gesungen hatte, schob er mich schnell vom Klavier, setzte sich hin und spielte mir den Schluß vor, den er noch nicht kannte, aber wohl wissend, daß er so und nicht anders zur Tonika gelangen konnte. Es war erstaunlich: er hatte den Schluß im Geiste vorausgesehen und ihn genau so wiedergegeben, wie er von mir in der That niedergeschrieben worden war! Ob dieser merkwürdigen Leistung blieben alle starr, nur einer brach in die Worte aus: „Da kann man nichts mehr sagen, sondern nur niederknieen!“ Alle waren voll des Lobes über mein Werk, welches Liszt kurzweg „Die deutsche Stumme“ nannte. Wiederholt beklagte er, daß die Königin von Preußen wegen Unpäßlichkeit nicht am Wartburgfest habe teilnehmen können, es wäre da so leicht gewesen, die Oper in Berlin zur Aufführung zu bringen, und fuhr fort: „Sie muß aber dennoch nach Berlin, denn dort gehört sie vor allem hin. Eine sehr einflußreiche Persönlichkeit am Berliner Hof ist der frühere Generalintendant Graf v. Redern; an diesen werde ich ausführlich schreiben, ihm die große Bedeutung dieses deutschen Werkes ans Herz legen und ihn bitten, seinen Einfluß direkt beim König Wilhelm geltend zu machen — das wird wohl zum Ziel führen.“ Entzückt von diesem Vorschlag, dankte ich Liszt in bewegten Worten und erbot mich, mit dem

Empfehlungsschreiben und der Partitur gleich in Person zum Grafen v. Redern zu fahren, der, selbst Komponist, über meine Musik bald au fait sein würde. Dem stimmte Liszt bei, er wollte aber vorher Erkundigung einziehen — er war in solchen Förmlichkeiten äußerst genau —, ob Graf v. Redern wirklich jetzt das Prädikat „Erlaucht“ führe, wie er vernommen habe. Da bis zur Antwort einige Tage verstreichen mußten, und die Abreise von Eisenach schon auf morgen festgesetzt war, beschloß Liszt, mir das Empfehlungsschreiben nach Leipzig zu senden.

Am nächsten Tag wurde aufgebrochen. Meine Frau fuhr mit ihrer Leipziger Gesellschaft erst per Bahn und dann im Wagen nach dem Inselberg, wo wir am Abend zusammentreffen wollten, während ich Liszt zu Fuß durch das reizende Annathal begleitete und dann mit ihm im Wagen zur „Hohen Sonne“ fuhr, wo er die Großherzoglichen Herrschaften besuchte. Bei der „Hohen Sonne“ verabschiedeten wir uns — ich mit vielen Dankesworten und er mit vielen Küssen. Dann trat ich die lange Wanderung nach dem Inselberg an, immer mich an den sogenannten Rennweg haltend, den mir Müller-Hartung beschrieben hatte, und der, stets über die Höhen gehend, endlich durch die ununterbrochenen Waldungen zum Gipfel führen sollte. Ich lief wohl sechs Stunden, immer dem schmalen, grasbewachsenen Rennweg entlang, ohne ans Ziel zu kommen. Längst war es Nacht geworden — ich glaubte mich verirrt zu haben und machte mich darauf gefaßt, im Wald übernachten zu müssen. Von quälendstem Durst getrieben, schob ich mich

noch eine steile Anhöhe hinauf, — da sah ich Licht, und ich stand richtig vor dem Inselbergwirtshaus. Wie flog ich da hinein und an das erquickende Flaschenbier! Meine Frau war schon halb in Verzweiflung wegen meiner unerklärlichen Verspätung. Nachdem ich schnell noch etwas gegessen hatte, wurde das Nachtquartier aufgesucht. Wegen Ueberfüllung des Gasthofs fand das Uebernachten leider unter erschwerenden Umständen statt; denn alle gegen Abend Eingetroffenen mußten — Männlein wie Fräulein — in einem gemeinsamen Raum schlafen gehen, natürlich ohne Licht und nur halb entkleidet! Nach so ermüdender Wanderung war das fatal, und fatal mochte es auch den mitübernachtenden fremden Dämchen sein, welche sich mit dem frühesten Morgengrauen — eine nach der andern — schnell davonmachten und ihre Toilette sonstwo vervollständigten. Nach dem Frühstück wanderten wir Leipziger durch den herrlichen Wald, mit seinen himmelhohen, schnurgraden Tannenstämmen, den Inselberg herunter nach Reinhardsbrunn. In Großtabarz wollten wir den berühmten Forellen zusprechen, ließen sie aber dem Wirt, da wir merkten, daß er allzugute Geschäfte mit ihnen resp. uns machen wollte. Am Abend waren wir in Leipzig.

Schon in den nächsten Tagen kam der versprochene Empfehlungsbrief an den Grafen von Redern: so handelte Liszt in meiner Körnerangelegenheit, — was ich nie vergessen werde. Ich machte mich mit meiner Partitur nach Berlin auf und erfuhr im v. Redernschen Palast am Pariser Platz, S. Erlaucht weilten auf einem der Güter bei Angermünde. Nun setzte ich mich mittels der Stettiner Bahn

dorthin in Bewegung, wo ich den Herrn Grafen auch richtig traf. Nach Lesung des Lisztschen Briefes empfing er mich sehr freundlich und ließ sich vormittags die erste Hälfte der Oper vorspielen, dann zog er mich zur Tafel, nachdem er mich zuvor seiner Gemahlin präsentiert hatte. Nach Tisch mußte ich die Oper bis zu Ende spielen, die ihm außerordentlich gefiel. Er versprach mir, bei Seiner Majestät dem König zu intervenieren — das weitere würde ich dann vom Generalintendanten v. Hülsen erfahren —, und entließ mich mit den besten Wünschen für ein gutes Gelingen. Vergnügt reiste ich nach Leipzig und von da mit meiner Frau nach Würzburg, wo es höchste Zeit war einzutreffen, denn schon in der nächsten Woche sollte das Theater wieder eröffnet werden.

Meine letzte Saison in Würzburg.

Von Direktor Hahn und den vielen sonstigen Freunden wärmstens begrüßt, machte ich mich gleich an die Arbeit. Da in der Mainstadt die Mozartschen Opern sehr beliebt waren — außer den drei bekanntesten hatte ich schon in der ersten Saison mit dem fast unbekannten „Titus“ einen großen Erfolg in sechs ausverkauften Häusern erzielt —, beschloß ich, diesmal Mozarts unstreitig großartigste Oper, den „Idomeneus“, zu bringen, und bat mir zu diesem Zweck die Karlsruher Partitur nebst Stimmen aus, welche der dortige Hofkapellmeister, Freund Levi, die Güte hatte mir zu senden. An Mozarts Todestag (5. Dezember) führte

ich dieses wunderbare Werk des erst Fünfundzwanzigjährigen(!) auf, nachdem ich auf der Bühne bei herabgelassenem Vorhang sein himmlisches Ave verum corpus hatte singen lassen. Gern wäre ich auch an Wagners „Tristan“ gegangen, doch reichten dazu die Kräfte nicht aus. Währenddessen wartete ich immer auf Nachricht von Berlin, aber es kam keine. Da ließ ich dort von befreundeter Seite sondieren und erfuhr, der König habe des Herrn Grafen Empfehlung sehr gut aufgenommen und sei auch bereit, die Dedikation meiner Oper anzunehmen, doch hege Generalintendant v. Hülsen einige Bedenken wegen der nahen Beziehungen der Handlung zum Königlichen Hause, weshalb er wünsche, daß mit der Aufführung erst eine andre Bühne vorangehe. Ich wendete mich daher brieflich an den wieder nach München zurückgekehrten Richard Wagner, schrieb ihm von Liszts enthusiastischer Aufnahme meines Werkes, ihn bittend, dasselbe in München zur Aufführung zu empfehlen. Im Frühjahr würde ich frei; da käme ich nach München, ihm endlich die Oper vorzuspielen. Zugleich fragte ich, ob ihm denn auch Direktor Hahn sein Rienzihonorar geschickt habe. Wenn nicht, möge er ihn auf milde Weise daran mahnen. Hierauf schrieb mir Wagner:

> Herzlichen Dank, lieber Wendelin, auf Ihren guten Brief! Alles Glück sei mit Ihnen und Ihrem Körner: es — kann — ein sehr glücklicher Fall sein, und — ich hoffe es! —
>
> Für heute nur, weil Sie auch darnach fragen, — hier noch die Antwort auf meinen, Ihrem Wunsch gemäß, milden Brief: Sie sehen, der Herr E. H.

macht sich diese Milde zu nütze, und sagt mir auf gut deutsch, daß er mich — nicht zu bezahlen gedenke. — Es ist mir dieß doch nun eigentlich der erste Fall dieser Art. Auch sage ich Ihnen aufrichtig, das Geld käme mir jetzt recht gelegen. (!) Ich autorisire Sie sehr gern zu jeder Zwangsmaßregel gegen diesen gemüthlichen Mann! —

Adieu! Liebster! Bald Gutes und Besseres — gegenseitig

Ihr

Rich. Wagner.

München, 15. Januar 1868.

Ich war glücklich, daß er mein Körnerunternehmen noch so günstig wie in Stuttgart zu betrachten schien, und hoffte auf seine mächtige Intervention bei König Ludwig II. Hinsichtlich des Honorarpunktes lag die Sache nicht so günstig. Es bestand damals noch kein eigentliches Autorrecht. Ein Rechtsanwalt, den ich um Rat fragte, meinte, es sei besser, nicht zu klagen, als einen unsicheren und kostspieligen Prozeß zu führen. Ich teilte das Wagner mit. Da er keine Lust zeigte, die Sache weiter zu treiben, blieb sie unerledigt. So stand es damals noch um das Recht deutscher Autoren.

Schon vor Wochen hatte ich Reményi geschrieben und ihm proponiert, auch einmal in Würzburg zu spielen. Endlich kam seine Antwort, welche ich wegen ihrer Originalität mit ihrem Ungarisch-Deutsch hersetzen will. Er schrieb aus Breslau, unterm 22. Februar 1868:

Mein lieber Freund!

Ich habe deinen lieben Brief längst erhalten, und habe nur darum nicht geantwortet, weil ich in folge meiner früher gewonnenen und eingegangenen verbindlichkeiten dir keine Zeit meines kommens präcisiren konnte, auch kann ich das jetzt auch noch nicht, denn um das zu können muß ich erst zurück nach Leipzig wo in Folge meines wirklichen Triumphes die Anti-Lisztsche Presse und critique mich auf das schmähligchste attaquirte — was du wahrscheinlich auch schon längst gelesen hast in den Signalen. —

Liszt wird jetzt vom neuen in der Leipziger fast gesammten Presse auf einer so gröblichen Weise verfolgt, daß es eine wahre Schande ist. — Ueberhaupt ist es eine große Schande, in was für Hände in Deutschland die critique ist. — Nicht wahr? — Also mein kommen oder nicht kommen wirst du erst mein Freund von Leipzig aus erfahren, aber ich ersuche dich doch hieher nach Breslau (Hotel Galisch) sogleich zu schreiben welche Zeit die Passendste wäre?

Damrosch läßt dich schönstens grüßen, er muß den Lißt—schen Krieg hier Tag und Nacht fortsetzen, er wird von allenmöglichen „Lump und Compagnie" [1]) angefeindet — können aber ohne Ihm doch nichts ausrichten. — Adieu — schreibe —

Dein mit aller Anmuth der Eleganz (?) und

[1]) Anspielung auf Gaudys „Große Firma", Solinger opus 2. Seite 371, oben. D. V.

Gutwilligkeit (?) bekritikastisirter (aber nicht kast—ter) Geiger

Eduard Reményi.

Weil ich gerade mit Webers „Euryanthe" sehr viel Arbeit hatte, ließ sich für ein Konzert mit Reményi keine passende Zeit finden; es unterblieb daher. Nach der „Euryanthe" dachte ich an Glucks „Orpheus". In der Theaterbibliothek waren weder Partitur noch Stimmen vorhanden. Ich wandte mich daher nochmals an Kollegen Levi mit der Bitte um gefällige Aushilfe, worauf er mir folgendes schrieb:

Lieber Freund!

Ich komme eben von einer Reise im Elsaß zurück, finde Deinen Brief und beeile mich, Dir mitzutheilen, daß ich Dir diesmal leider nicht aushelfen kann. Es ist Grundsatz bei uns, Opern, die auf dem Repertoire stehen, nicht wegzuleihen; wir sind zu diesem Rigorismus durch schlimme Erfahrungen, die wir gemacht, gezwungen worden; die Opern sind uns oft in einem Zustande zurückgeliefert worden, daß 2 Proben nöthig waren, um nur alle die Zusätze und Striche, die man anderswo hineingeschrieben, wieder wegzuhaben. Wenn das auch bei Dir nicht zu erwarten wäre, so würde ich doch die Erlaubniß des Direktors nicht bekommen, selbst wenn ich mich persönlich für die unversehrte Rückgabe verbürgte, da Orpheus für Anfang April auf dem Repertoire steht. — Nur mit Mannheim stehen wir in gegenseitigen Leih-

Beziehungen; von dort können aber die Musikalien nöthigenfalls in 2 Stunden zurück sein; möglicherweise kann Orpheus über Nacht eingeschoben oder auch vom Großherzog gewünscht werden. — Schon bei Gelegenheit des Idomeneus habe ich mit dem Direktor eine Stunde parlamentiren müssen; endlich willigte er ein, da wir ihn gegenwärtig nicht auf dem Repertoire haben, und erst nachdem ich mich persönlich verbürgt hatte. Ich kann ihm nicht Unrecht geben, denn wie gesagt, wir haben frühere Gefälligkeiten theuer büßen müssen. —

Es thut mir herzlich leid, Dir diesmal nicht aushelfen zu können, besonders da es eine Gluck'sche Oper gilt! — Im Mai sehen wir uns hoffentlich bei der Aufführung der Meistersinger (in München). Ich bin unendlich gespannt darauf. Die Ouvertüre habe ich voriges Jahr aufgeführt, habe mich aber nicht damit befreunden können. Du kennst ja meinen philisterhaften Geschmack. —

Deiner Frau sage die schönsten Grüße von mir!

Dein herzlich ergebener

Hermann Levi.

Carlsruhe, 26. 3. 68.

Freund Levi wird mir hoffentlich die Mitteilung des Schlusses seines liebenswürdigen Briefes nicht verübeln: ich führe denselben nur als Beweis an, daß auch die damals avanciertesten und für Wagners frühere Werke höchst eingenommenen Musiker doch nicht gleich seiner neuesten, wesentlich veränderten Richtung zu folgen vermochten. Da

meine Theatersaison schon Mitte April zu Ende ging, somit für ein größeres Werk keine Zeit übrig war, griff ich zu Boieldieus reizender Spieloper „Johann von Paris“ und empfahl mich damit von Direktor Hahn, der durchaus Wagner nicht bezahlen wollte, und meinen zahlreichen Würzburger Freunden, um meine in Ungeduld erwartete Münchenfahrt anzutreten, während meine Frau einstweilen zum Besuch meiner Eltern und Geschwister nach Osthofen reiste.

Die Erlebnisse in München

waren für mich so merkwürdiger Art, daß ich wohl am besten thue, dieselben der Reihe nach in der Art zu erzählen, wie sie sich in den Briefen geschildert finden, welche ich damals meiner Frau geschrieben. Auf diese Weise erhält der Leser den unverfälschtesten Einblick in jene Verhältnisse — er findet das Wissenswerte kurz und bündig mitgeteilt, unter Auslassung des nebensächlich Familiären und mit nur unbedeutenden redaktionellen Aenderungen versehen. Das naturgemäß Bruchstückhafte solcher Briefauszüge wird vielfach aufgewogen durch die Frische und Unmittelbarkeit der Diktion, auf welche familiäre Mitteilungen ein Anrecht haben. Am 6. Mai berichtete ich meiner Frau:

> Endlich kann ich Dir schreiben. Vorgestern und gestern verfehlte ich den Intendanten, Herrn Baron v. Perfall, und heute endlich ist es geglückt. Ich überreichte ihm den Körnertext, nachdem er mein Anerbieten gut aufgenommen. Natürlich muß er den

bereits eingegangenen Verpflichtungen erst nachkommen, was er mir gleich von vornherein mit ebensoviel Offenheit als Liebenswürdigkeit (er nahm mich sehr gut auf) mitteilte. Er rechnete es mir der Zeit nach vor: Erst die Meistersinger im Juli und zu gleicher Zeit die bereits angenommene Oper des hiesigen Componisten Max Zenger. Da für diese extraes Personal, kommt sie auch im Juli. August ist geschlossen. Dann die neue Oper von Auber, welche ebenfalls angenommen ist. Zu gleicher Zeit kann dann der Körner studirt werden, da doppeltes Personal vorhanden ist, so daß schon — nach des Intendanten Meinung — Ende Oktober die Aufführung stattfinden kann. Früher würde es mir auch nichts helfen, da erst bis dahin der Tenorist Bachmann zu haben ist, den Dresden nicht früher hergibt. Selbst in den Meistersingern muß Nachbaur den Stolzing singen. Schade! Bachmann entzückte hier alle Welt als Eleazar in der Jüdin.

Sonntag Mittag 3 Uhr werde ich dem Intendanten, der selbst Componist ist, den Körner vorspielen und damit hoffentlich die Sache unumstößlich machen. Werde nicht ungeduldig, wenn sich die Aufführung auch bis zum Herbst hinauszieht. So was braucht immer Monate lang, wie Du wieder an den Meistersingern siehst. Die Hauptsache ist, daß man hier anbeißen will und daß endlich einmal gehörig losgeschossen wird. Der Intendant nahm bereits die Besetzung vor. „Toni“ Fräulein Mallinger, die ich morgen

besuche, „Lützow“ Kindermann, „Pfarrer Peters“ oder „Häusser“ Bausewein, „Elise v. Lützow“ die ausgezeichnete Stehle, „Friesen“ der junge und vortreffliche Vogl 2c. — wie alles bereits notirt.

Herr und Frau v. Bülow lassen herzlich grüßen. Leider ist Wagner noch in Luzern — er kommt aber vor Ende d. M. sicher hierher.

Im folgenden Brief vom 14. Mai schrieb ich unter anderm:

Am Sonntag spielte ich dem wirklich sehr netten und aufrichtigen Baron v. Perfall (er ist erst seit einem Jahr Intendant) einen großen Teil des „Körner“ vor. Er nahm ihn sehr gut auf, befürchtete nur, daß Manches darin „zu deutsch“ für München sein könne. (In unserem merkwürdigen deutschen Vaterlande kann Einem curioser Weise das Deutsche als halber Vorwurf gemacht werden und leider nicht ganz mit Unrecht!) Doch verspricht er sich etwas von der Oper und gab mir den Rath, da der König alle neuzustudirenden Werke selbst bestimme, demselben in einer Audienz meine Oper ans Herz zu legen, damit er auch diese zur Aufführung befehlen möge, — es könnte sich sonst zu sehr in die Länge ziehen, da der König alle Augenblicke was anders hören wolle. Der Rath schien mir offen und reell, und da ich diesen Plan schon von Anfang an hatte, will ich ihn auch ausführen. Jetzt ist aber der König auf Schloß Berg, und ich konnte noch nicht von hier fort (Du weißt warum), so daß ich Deinem Brief, wie Du Dir denken

kannst, mit doppelter Sehnsucht entgegensah und noch sehe. Ein paar Tage länger in München ist zwar kein Verlust, ich wäre aber doch lieber gleich nach Berg. Bülow gibt mir seine Karte an den Adjutanten v. Sauer mit, und es glaubt auch Frau v. Bülow, mit welcher ich sehr oft und lebhaft conversirte, daß sich die Audienz durchsetzen lasse. Der König ist nämlich leider etwas menschenscheu und sieht sehr selten Jemand von hier bei sich. So die gegenwärtige Sachlage. Auf die Münchener Aufführung würde ich wegen des hervorragend „Deutschen" der Oper kein so großes Gewicht legen, und die viel bessere Situation in Berlin poussiren, wenn nur nicht Bachmann hier engagirt wäre, der Manches riskiren läßt. Er soll den Tristan studiren, da der König absolut wieder „Tristan und Isolde" hören will. Soll es mit dem „Körner" etwas werden, so muß ich absolut zum König!

Gehört habe ich bis jetzt den „Tasso" und „Mazeppa" von Liszt, welche sich der König im Residenztheater ganz allein vorspielen ließ. Ich saß mit Frau v. Bülow in der Loge, gerade unter der Königsloge im Verborgenen. Wie schade, daß diese vollen Klänge so vor leeren Bänken verrauschen mußten! Mazeppa klingt ganz imposant bei diesem starken Orchester. Bülow spielte dann noch die Ungarische Phantasie von Liszt, dieselbe, mit welcher er in meinem Düsseldorfer Concert damals brillirte. Wir paar Leute mußten uns gewaltsam zurückhalten nicht

zu applaudiren, so schön spielte er. Dann kam noch als Versöhnungsstück Beethovens Pastoral-Symphonie, welche ich lange nicht mehr gehört und die mich wieder in rechtes Entzücken versetzte. In der Schönheit wird Beethoven eben nie übertroffen werden. Jubilirend gingen wir auseinander. Ich brachte noch Mathilde Maier nach Hause, die ebenfalls zuhören durfte. Sie genießt doch das Leben recht. — Am letzten Sonntag war im Residenztheater auf des Königs Wunsch und vor Publikum Liszts „Heilige Elisabeth". Sie ist schon zum 5tenmale gewesen und scheint hier recht eingebürgert zu sein, denn das Publikum jauchzte und folgte willig dem idealen Werke des genialen Schöpfers. Frau Dietz sang die (doch recht schwere) Elisabeth himmlisch; die ganze Aufführung war vortrefflich, Chöre und Orchester gleich gut. Hättest du doch mitzugehört und die guten Osthofer dabei! Es war ein recht großer Genuß, diese weihevolle Musik in aller Ruhe einzusaugen. Des geliebten Meisters edle Züge standen dabei in großer Deutlichkeit vor mir. Es zieht mich sehr nach ihm — vielleicht sehen wir ihn im Verlauf des Sommers einmal in Tieffurth bei Weimar, wo er in idyllischer Ruhe einige Zeit zu verweilen gedenkt. Du singst ihm dann auch einmal „O komm' im Traum", wovon ich ihm im vorigen Jahre erzählt, und wie es den Osthofern gefällt. Von Opern hörte ich neu: „Abu Hassan" von Weber und Boildieu's „Neuen Gutsherrn", beide recht hübsche

Opern, natürlich mehr interessant als fesselnd, da ihre Meister doch auch einmal anfangen mußten. Dann „die Hugenotten", die Bülow zum erstenmale dirigirte. Ich mußte ihm meine seitherigen Erfahrungen im Dirigiren mittheilen und sah, daß er Manches ad notam genommen, z. B. u. A. auch mein Tempo im 1. Finale der „Weißen Dame". Er erinnert sich noch meines „Fidelio" in Düsseldorf (mit der Tietjens), der ihm doch, wie ich auch von andern hörte, großen Respekt über die Art meines Dirigirens eingeflößt hatte.

Gesehen: Die Glyptothek, die beiden Pinakotheken, die Bavaria mit der Ruhmeshalle, nur noch nicht das National-Museum, weil es wirklich zu viel des Guten ist. Ludwig I. hat sich doch unsterbliche Denksäulen gesetzt und man sieht daraus, was ein kunstbegeisterter König zu schaffen vermag. Der jetzige will es ihm in der Musik nachmachen und wohl wiegt Wagner schwer!

An Freunden fehlt es mir hier nicht; u. a. verkehre ich viel mit dem jetzt verheiratheten Cornelius und noch mehr mit dem scharfen, höchstoriginellen, dabei so guten Dräseke. Er ist nicht an der Musikschule angestellt, sondern spielt bei Bülow Klavier. Beide lassen Dich herzlich grüßen. Ebenso Herr und Frau v. Bülow.

Am folgenden Tag schrieb ich ihr abermals:

Aus meinem gestrigen Schreiben wirst Du ersehen haben, daß die Opernangelegenheit erst wirklich

für gelöst zu erachten ist, wenn ich den König besuchen kann, was ich morgen, da ich durch den Empfang des Geldes nun in Stand gesetzt bin, ins Werk setzen werde. Morgen fahre ich nach Berg, um die Audienz zu verlangen und hoffe, vielleicht schon am nächsten Tage eine Königliche Entscheidung zu erhalten, obgleich sonst zwischen Nachsuchen und Erhalten gewöhnlich viele Tage zu verstreichen pflegen. Sollte wider Erwarten der König mich nicht empfangen, so wäre die Fahrt zu Wagner gewiß geboten, da nur Er noch etwas thun könnte; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß es nur durch den König möglich wird. In Berlin ist es gerade umgekehrt, dort hat der Intendant die Macht. So die Sachlage, über die man nicht anders weg kann. Es ist auch gut so!

Ich schließe, da ich um 6 Uhr Bülow abholen muß.

München am 21. Mai 1868.

Wie schön flossen die Stunden der letzten Tage dahin! Am Samstag fuhr ich nach Berg, wo mir eine Karte Bülow's an den Adjutanten Major v. Sauer sogleich die Pforten des Schlosses öffnete. Kaum sah er mich, so sagte er: „Ah! Sie kenne ich ja schon von der Rundreise des Königs her." Ich bat also um seine Vermittlung behufs Erlangung einer Audienz, hörte aber gleich, daß es sehr schwierig sei, eine solche zu erhalten, da z. B. gestern (d. i. Tags vorher) Graf Arco, der extra von Berlin gekommen, auch abschläglich beschieden worden sei. Ich

möchte also, in demselben Falle, es ja nicht als ein Zeichen von Ungnade ansehen, da der König jetzt nicht leicht mehr anders könne. Jedoch versprach er mir, meinen Wunsch dem König vorzutragen und mich dann in München von dem Resultat zu benachrichtigen. Da hierüber 2—3 Tage vergehen konnten, beschloß ich, diese kurze Zeit in den bereits sehr nahen Alpen zuzubringen, was ich auch ausführte und Dir nachher schildern werde. Dienstag kam ich dann nach München zurück und fand von Sauer folgenden Brief:

„Adjutantur Sr. M. des Königs von Bayern.

Ew. Wohlgeboren!

Seine Majestät bedauern von der bestehenden Allerhöchsten Bestimmung keine Ausnahme machen und Ihnen demnach die erbetene Audienz nicht bewilligen zu können, wünschen aber, daß Sie Ihre Angelegenheit schriftlich in Vorlage bringen möchten.

Hochachtungsvoll

Berg 19. 5. 68. von Sauer, Major."

Sauer sagte mir voraus, daß es so kommen würde, sagte mir auch die Form meiner Eingabe her und versicherte mich, daß meine Sache gut stünde. Ich werde also heute die Eingabe aufsetzen und sie selbst in Berg dem sehr liebenswürdigen Major zustellen, der sie gleich abgibt und mir das Resultat mittheilen wird. Da es sich blos drum handelt, daß der König dem Intendanten v. Perfall seinen Wunsch

behufs der Aufführung meiner Oper zu erkennen gibt, steht das Gelingen der Sache außer aller Frage, besonders, da ich den morgenden Tag (Geburtstag Wagners) abwarte, an welchem Wagner stets empfangen wird (ich höre, daß er hierher kommt). Wagner wird dann dem König Einiges über die Oper sagen 2c. 2c. Ich kann dann gleich mit v. Perfall alles bestimmt abmachen, denn ein halbes Resultat genügt mir nicht, so daß ich also mit Bestimmtheit im Laufe der nächsten Woche kommen werde und Alles im Reinen habe, was zu einiger Ruhe durchaus nothwendig ist.

München am 28. Mai 1868.

Aus Deinem Schweigen seh ich, daß Du mich täglich erwartest. Und zu meinem ungeduldigsten Schmerze konnte ich noch nicht abreisen! Wagner ist da und will meine Angelegenheit absolut selbst betreiben. Ja, er war sogar etwas böse, als er hörte, daß ich schon Schritte gethan. Große Leute haben auch ihre großen Schwächen, und so muß ich nun, da er wirklich hier der Allmächtige, mich geduldig drein ergeben. Diese Woche sind so viele Meistersinger-Proben, daß gar nichts mit ihm anzufangen ist, und erst in den nächsten Wochen wird wohl Gelegenheit sein, meine Sache vorzunehmen. Ein Wort genügt dann aber auch. Hätte ich Wagner jetzt umgangen, so würde er es später durch den König doch erfahren haben, und ich hätte dadurch nur Oel ins Feuer gegossen. Ich muß mich also

jetzt gedulden und überwinde mich nur mit dem Troste, daß es ganz sicher zum letztenmale ist. Auf der andern Seite finde ich reiche Entschädigung in den Meistersingerproben, da Alles schon zusammenprobirt wird. Ich höre mir diese merkwürdigen Dinge in aller Ruhe oftmals an; denn das steht fest, so was kommt nach Wagner doch nicht wieder vor. Und deshalb kommt es auch jetzt vielleicht nicht gleich weiter. Mein doch ziemlich aufgeregter Körner wird hierauf ein Ruheschemel sein. Es trifft sich das nicht gerade schlecht. — Er selbst (Wagner) befindet sich als Künstler und Mensch bereits in ganz entlegenen Regionen, wo man den Künstler anstaunt, den Menschen aber nicht mehr genießen kann, oder wenigstens nur sehr ausnahmsweise, z. B. während der Fahrt, die ich am Sonntag gegen Abend mit ihm und Frau v. Bülow nach Groß-Hessellohe machte. [1]) Da war er reich an Gemüthsmomenten, strömte gleich ganze Gefühlsergüsse aus, wie werth „man" ihm sei und dergleichen mehr. Er fühlt dann lebhaftes Bedürfniß, aus seiner

---

[1]) Nachdem ich zuvor mit ihm und Bülows in ihrer Doppelwohnung, Ecke der Arcostraße, zu Mittag gespeist hatte. Als ich gerade im Begriff stand, dieser Einladung Folge zu leisten, war Peter Cornelius bei mir, welcher mich ein Stück begleitete, immer ernst und ernster wurde und schließlich in die seltsamen Worte ausbrach: „Herzlieber Freund! Heute gehst du zu deinem Henkersmahl!" Verwundert blieb ich stehen und bat um nähere Erklärung. Cornelius sagte nur: „Nun, du wirst's schon sehen!" Dann gingen wir weiter, und an der Arcostraße angelangt, trennten wir uns. Ich wußte damals noch nicht, daß Einer um den Andern von der alten treuen Garde seinen Abschied nehmen mußte.

D. B.

einsamen Geisteswelt hervorzutreten. Dräseke hat Recht, wenn er sagte: „jetzt ist ein Verkehr mit ihm nicht gerade angenehm, später aber, etwa in 30—40 Jahren, werden wir doch von aller, aller Welt beneidet werden, da seine Erscheinung eine so riesige ist, daß sie nach seinem Tode immer mehr und mehr anwachsen muß, besonders wenn dann das große Bild persönlich durch nichts Widerhaariges mehr entstellt werden kann." Die ganzen Meistersinger sind ein einziges musikalisches Wunder. Allein wieder nur diese Streichquartettbehandlung!

Die Aufführung ist auf Ende Juni angesetzt, ich glaube aber, daß auch Juli draus werden wird. Ich kann in der nächsten Woche nur mit der Entschuldigung fortkommen, Dich holen zu wollen, er würde sonst wüthend; denn immer noch wirft er mir mein Fehlen beim Tristan vor! Daß es für ihn keine Rücksichten gibt, weißt Du, und auch das, daß man ihm Einiges zu gut halten muß. Du wirst daher mein Ausbleiben entschuldigen, das mir selbst schwer genug wird. Aber in 8 Tagen hoffe ich fortzukommen. Wir können ja dann zusammen wiederkommen. Schreibe mir doch noch einmal. Grüße Alle bestens 2c.

München am 5. Juni 1868.

Wie war ich über Dein langes Schweigen beunruhigt! 14 Tage kein Brief! Das war nicht recht. Ich glaubte schon, Du seiest krank, oder es sei vielleicht sonst etwas vorgefallen. Nun glaubtest Du freilich, daß ich täglich kommen könnte. Hätt' ich's doch ge-

konnt! Man kommt eben hier nicht fort. Schon am 21. d. M., also in 14 Tagen, sind die Meistersinger aufgeführt, und wäre es da freilich ein Unsinn, in der interessanten Probezeit und aus andern, von Dir bereits ganz richtig hervorgehobenen Gründen, erst noch einmal fortzureisen.

Andrerseits war mit Wagner wegen der täglichen, langen Proben nichts anzufangen. Ich werde daher meine Schritte an den König selbständig weiter thun: auch die alles sehr richtig beurteilende Frau v. Bülow gab mir diesen Rath! Der König wird schon einmal Wagner darüber fragen, es ist daher besser, wenn ich selbst vorher die Initiative ergriffen habe. Wie schwer übrigens Wagner für fremde Werke zu interessiren ist, weißt Du glaub' ich. Er ist das gerade Gegenteil von Liszt, und er war z. B. „wegen des Roquetteschen Textes" (!) nicht einmal in die Aufführung der „heiligen Elisabeth" zu bringen. Frau v. Bülow gab mir die Versicherung, daß er wenigstens nicht gegen mein Unternehmen sein werde, und das ist alles Erlangbare. Bülow zeigte ihm neulich in meiner Gegenwart seine Musik zu „Julius Cäsar" und schwor dann, nie wieder dergleichen zu thun.[1] So

---

[1]) Als ich Bülow auf dessen Wunsch endlich meine Oper allein (ohne Wagner) vorspielen sollte, kam gleich das Zimmermädchen mit dem Auftrag herein, wir möchten doch aufhören zu musiziren, der Meister wolle schlafen! Es war vormittags 11 Uhr!! Bülow schlug den Flügel zu und sprang erregt auf mit den

klagen Alle über ihn. Dennoch hoffe ich ihn mit dem Körner trotzdem zu packen und ihm den Textbuchvorwand zu benehmen. Wenn's ihm nachginge, dürfte kein Mensch mehr was componiren, schon wegen der Texte, die freilich Niemand so machen kann wie er. Selbst Opern wie „Hugenotten" müßten aus diesem Grunde einfach über Bord geworfen werden. Das geht doch nun freilich nicht, und man darf sich daher nicht irre machen lassen. Bei der ersten ruhigen Stunde wird es mir Frau v. Bülow sagen lassen, und komme ich dann mit meiner Partitur. Daß der Effect in der Anlage nicht verschmäht ist, hat er schon herausgewittert. Ich werde ihm unumwunden einräumen, daß ich dessen durchaus bedürfe, um mein Werk weiter zu bringen. Sein Wiland hätte es nicht gethan, selbst wenn er ihn in Verse gebracht. — Es kommt nun ganz drauf an, wie sich der König verhält. Ich muß mich deshalb Wagners versichert halten, der es dann an einem empfehlenden Worte wohl nicht fehlen lassen wird — soviel ist doch wohl anzunehmen! Erst bis October kommt Bachmann, und es könnte daher ohnehin die Sache nicht eher in Angriff genommen werden. Ich bleibe also bis zu den Meistersingern hier, suche mich so gut es geht mit Wagner zu ver-

---

Worten: „Es ist mir eine hohe Ehre, mit dem großen Meister zusammen zu wohnen — es ist aber oft nicht zum Aushalten!!"

ständigen und komme dann gewiß schon zum Lutherfest in Worms zu Dir. Ich nehme zugleich meine Berliner Fäden wieder auf und wird sich das Andere schon finden.

Freilich kämest Du so hier um die Meistersinger! So leid es mir auch ist, so wirst Du sie, wenn Du nicht jetzt extra herkommen willst, gewiß zum Herbst hören, vielleicht auch schon gegen Herbst in Nürnberg, wo ich nach Bülow's Vorschlag die vom König gewünschte Aufführung übernehmen soll. Wollen sehen, ob was d'raus wird!

Noch 14 Tage müssen wir uns halt gedulden, dann wirds schön! Grüße Alle herzlichst 2c.

Am nächsten Tag kam, statt der gehofften Meldung einer freien Stunde, folgende Absage Frau v. Bülows:

Sehr geehrter und lieber Herr Weißheimer!

Leider bringe ich keine gute Botschaft! Der Meister ist zu angegriffen und zu sehr in Beschlag genommen um Ihrer Arbeit die erforderte Aufmerksamkeit widmen zu können;[1]) wollen Sie meinem

[1]) War es ihm während der Meistersingerproben wirklich nicht möglich, was ja wohl der Fall sein konnte, so brauchte er mir nur zu sagen, daß er nach der Aufführung seiner Oper dazu bereit sei, ich hätte es dann unter allen Umständen ermöglicht, noch etwas länger zu bleiben, um es ihm bequem zu machen. Davon verlautete aber nichts, und bei seiner bekannten Abneigung gegen alles andre wäre es wohl auch dann nicht dazu gekommen. Ich erinnere hier nur daran, daß er es Cornelius gerade so machte, daß er sich nie um dessen reizende Opern kümmerte oder gar sich dafür verwendete. Der gute Peter mußte erst sterben, eh' man etwas that, ihn der Vergessenheit zu entreißen. D. V.

Rathe folgen, so thun Sie Ihre Schritte ganz ungehindert und versuchen Sie Ihr Glück auf eigener Hand. Eines aber muß ich Ihnen noch von Wagner sagen, er glaubt daß der Text das Werk für Hofbühnen unmöglich macht, da es in friedlichen Zeiten, der aufrührerischen Tendenz wegen, alle möglichen Unannehmlichkeiten von außen zuziehen könnte;[1] er glaubt daher, daß es am besten auf einer zweiten Bühne in einer großen Stadt (Victoria-Theater in Berlin z. B.) am Platze wäre.[2])

Nehmen Sie sich die schroffe Ansicht des Meisters nicht zu schwer zu Herzen; es gilt einzig dem Text, und vergessen Sie nicht, daß Wagner noch mehr Dichter vielleicht als Musiker ist, es ihm demnach nicht zu verargen ist, wenn er ein Libretto nicht leicht nehmen kann, und wenn er dieses schlecht findet, er wenig Hoffnung für das ganze Unternehmen hegt.[3]

Auf Wiedersehen, lieber Herr Weißheimer, wie

---

[1] Dieser neue Ein- oder besser Vorwand war der unmöglichste von allen; denn von „aufrührerischer Tendenz" konnte doch in dieser rein historischen und vaterländischen Oper ernstlich nicht gesprochen werden. In der That hat auch die spätere, mit großem Beifall aufgenommene Aufführung derselben auf einer sehr hervorragenden „Hofbühne" dem betreffenden Staate nicht die mindeste internationale Verwicklung zugezogen! D. V.

[2] Natürlich wäre dies für ihn die bequemste Art und Weise gewesen, die Geschichte mit einemmal los zu werden. D. V.

[3] Nun, dieses „schlechte Libretto" liegt gedruckt vor. Jeder kann sich (siehe Anhang), falls es ihn gelüstet, leicht vom Gegenteil überzeugen. D. V.

gern hätte ich Ihnen Erfreulicheres mitgetheilt! Mit herzlichem Gruß

C. v. Bülow.

6. Juni 1868.

Hierauf schrieb ich am folgenden Tag meiner Frau:

München am 7. Juni 1868.

Nun werden wir uns doch noch in dieser Woche wiedergegeben sein. Der große Meister entfaltet seine menschliche Seite jetzt so klar, daß Einem alle Zweifel benommen werden. Du weißt, daß er bei seinem Hierherkommen meine Angelegenheit selbst ohne meine Aufforderung in die Hand nehmen wollte. Er war aber unnahbar, so daß ich am Dienstag ihn schriftlich um Gewährung einer nur kurzen Zeit behufs Vorspielen der wesentlichsten Scenen bat. Keine Antwort. Gestern schreibt mir nun Frau v. Bülow in seinem Auftrage lauter Ausflüchte u. d. gl., aus denen klar hervorgeht, daß er der Sache, weil nicht eine seiner eignen Opern, sogar mißgünstig ist, ohne es auch nur der Mühe wert zu halten eine Note davon kennen zu lernen. [1]) Dieses Seitenstück zu der famosen Hochzeitsgeschichte hat meinem Faß aber nun den Geduldsboden ausgeschlagen. Ich habe nun die erwünschte Klarheit über München und bin froh. Meine Abreise vor den Meistersingern wird ihn hoffentlich aufklären. Unterdessen werde ich aber trotzdem in Berg meine

---

[1]) Ich bemerkte schon, daß ich zum Vorspielen auch später bereit gewesen wäre, falls er jetzt keine Zeit gehabt hätte.

D. V.

Sache eingeben und einen schön eingebundenen Text dazu. Es muß dann ein Ja! oder Nein! erfolgen, wie bei allen Eingaben. Ich hoffe auf des Königs Unbefangenheit, wenn auch nun die Chancen äußerst gering stehen.

Ueber die Sache selbst bin ich ziemlich gleichmüthig, sogar fatalistisch ruhig; denn ist es hier nicht, so ist es wo anders — und wer weiß, was gut ist. Auch muß sich Jeder, der was bringt, der gegentheiligen Entscheidung aussetzen ohne sich verletzt fühlen zu dürfen, aber es nicht einmal einer Prüfung werth zu finden übersteigt alle Begriffe!![1]) Dräseke ist schon längst darüber indignirt, wie sie es mit dem Cornelius'schen „Cid" machen und Heinrich Porges sagte mir heute (wir aßen bei ihm zu Mittag) „ich hätte doch nicht geglaubt, daß er es sich mit Ihnen **so** leicht machen würde."[2]) Man trägt geradezu eine Verachtung jeder ander-

---

[1]) Als ich Cornelius das kurze Absageschreiben Frau v. Bülows zeigte, sagte er: „Es ist unglaublich, mit welcher Rücksichtslosigkeit man verfährt und es wagt, in einer so wichtigen Sache dir einen solchen — Wisch zu schreiben!" D. V.

[2]) Wie lebhaft Wagners Verhalten gegen mich damals auch in andern Kreisen besprochen worden sein mußte, bewies mir fast dreißig Jahre später eine Unterredung mit Musikdirektor Volbach in Mainz. Dieser, den ich erst kürzlich kennen lernte, sagte mir obigen markanten Ausspruch von Heinrich Porges wörtlich vor! Im ersten Augenblick erinnerte ich mich jenes Ausspruches nicht einmal mehr, war aber nach Durchsicht meiner Briefe um so angenehmer berührt, denselben von mir selbst in der gleichen Fassung aufgezeichnet zu finden. D. V.

seitigen Produktion zur Schau. Allerdings soll er sich, nach Aller Aussage, erst in den letzten 3 Jahren so zu seinem Nachteil verändert haben, und es ist wahr, daß auch ich ihn dies Jahr kaum wieder erkannt habe. [1]) Leider scheint er zu denen zu gehören, die eine einflußreiche Stellung nicht vertragen können. — Ich bin nur froh, daß ich auch dieses Kapitel in meinem Leben überwunden habe. Man hat den Vortheil, dadurch immer objectiver zu werden. Daß wir uns mit dem Körner in München schon wieder einmal sprechen werden, nehme ich fest an, aber ein bischen anders! [2]) Es wäre thöricht, sich durch eine Widerhaarigkeit entmuthigen zu lassen, im Gegentheil! Es sind noch Niemand die gebratenen Tauben in den Mund geflogen und man muß sich regen. Auf! nach Berlin, und über Osthofen!

Den Samstag längstens komme ich 2c.

Dein Wendelin Muthig.

München am 12. Juni 1868.

Heute Nachmittag bekam ich Deinen Brief (es klopft, und um 1/2 9 Uhr kommt noch Dräseke).

---

[1]) In Stuttgart hatte er noch meine Oper unbesehen dem Leipziger Direktor in spe Dr. Grünert zur Aufführung empfohlen — und jetzt, wo er Liszts Urteil kannte, wollte er sie nicht einmal besehen, um sie nicht in München zur Annahme empfehlen zu müssen. D. V.

[2]) Ist buchstäblich eingetroffen. D. V.

Samstag Morgen.

Ich ging zum erstenmale darauf wieder zur Bülow, welche, da ich mich in keiner Probe mehr sehengelassen, glaubte, ich sei abgereist! Auch hatte sie sich bei den Andern eifrig nach mir erkundigt, und, da ich zufällig wegen des Gedichtemachens nicht ausgegangen war, so stand es fest: Ich war in Wuth abgereist. Wagner phantasirte auch einige Tage darüber und es war daher Frau v. Bülow sichtlich freudig überrascht, als ich gestern Vormittag zu ihr eintrat: Ich hatte also ohne abgereist zu sein, dasselbe Resultat erreicht. In lebhaftem Gespräch über eine Stunde hin wollte sie mich umstimmen, sie machte mir sogar über die doch nicht feste Haltung des Königs (durch ihre Hand geht die ganze Correspondenz) Aufschlüsse und bemühte sich mir auseinanderzusetzen, wie doch nur die große Liebe Wagners zu mir Veranlassung gewesen, daß er so aufgebracht über den Text gewesen &c. &c.; sie beschwor mich, nur mein Herz zu Rath zu ziehen und nicht die andern Freunde zu hören (die die Sache ohne Ausnahme wie ich beurtheilen), ich wüßte nicht, wie gern er mich habe, wobei ihr sogar Thränen kamen. Ich blieb aber fest, setzte ihr genau meine Ansicht auseinander und beschloß, ihr meine nahe Abreise jetzt nicht zu sagen, sondern zu schreiben. Sie ließ sich von mir versprechen Alles noch einmal ruhig zu überlegen und sie dann zu besuchen. Auch lief sie gleich, als ich ging, zu Wagner, um nochmals Alles mit ihm zu besprechen, obgleich

ich sie gebeten, dies nicht zu thun. Darauf hin kann ich aber freilich heute nicht abreisen. Umsoweniger, da ich gehört, daß der Generalintendant v. Hülsen aus Berlin zu den Meistersingern kommt, auch Bronsart ꝛc. Könnte ich nun hier Hülsen kennen lernen, so wäre das von der größten Wichtigkeit. Mein Plan ist so: Da heute oder morgen gewiß von Wagner etwas erfolgen muß, so werde ich mir das Versprechen geben lassen, daß er (oder Bülow) mich etwas eindringlich Hrn. v. Hülsen vorstellen wird. Daß es von beiden Seiten gern geschehen wird, ist sicher, da man dadurch meine Angelegenheit einem Dritten, der mir zugleich der Liebste ist, zuschiebt. Da ich durch den Grafen Redern nicht zu Hülsen gelangen kann, so ist mir die jetzige Gelegenheit um so werthvoller, weil Hülsen sich gerade auf Reisen befindet und ich ihn vorläufig in Berlin gar nicht hätte treffen können. Diese hinzuzugebenden 8 Tage werden sich also reichlich rentiren. Die Meistersinger sind bestimmt den 21. Juni, sie gehen schon und ist an ein Verschieben schwer zu denken. Wahrscheinlich treffen die Herrschaften auch einige Tage früher ein, was ich schon ausnutzen werde. Mein zähes Festhalten an einer Idee hat Dräseke und Cornelius einige Bewunderung abgelockt; um zum Ziel zu kommen muß man es aber so machen. Das Gelungenste wäre nur, wenn ich durch meinen Münchener Aufenthalt die Berliner Aufführung eroberte, wenigstens den Grundstein dazu legen würde.

— Der hiesige König erhält also nun den Text, bei einer Befragung Wagners wird dieser Nichts dagegen sagen, was mich die Bülow festversichert und wessen ich mich selbst versichern werde. So habe ich dann die Hindernisse beseitigt, die Chancen sind wieder nicht schlecht und so darf ich auch wieder auf München hoffen. Will's der König dann aufgeführt sehen, nun, da brauche ich doch gerade nicht nein zu sagen. Aber Berlin, Berlin! Also 8 Tage später erst Dein Wendelin.

München am 18. Juni 1868.

Gestern nun erhielt ich von Major v. Sauer ein sehr freundliches Schreiben, was ich Dir beilege. Möglicherweise erfolgt darauf doch was, wenn ich es auch gerade nicht erwarte. Wagner machte mir richtig noch einen rührenden Erguß, auf den ich aber nichts gebe. Er stellte mir seine Stellung so hin, als wäre sie lange nicht so einflußreich und hätten sie sich gerade in Perfall einen Intriguanten hingesetzt. Wollten sie beim König etwas durchsetzen, so koste es die heilloseste Anstrengung ꝛc. Was ist nun wahr? Ich muß gesteh'n, daß ich der Sache wenig Glauben beimesse. Kurz, kommt noch was nach, was bei dem schwärmerischen Charakter des Königs nicht unmöglich ist, so ist es gut, kommt nichts, so habe ich gethan was ich gekonnt und was ich mußte. Es muß mir dann wo anders gelingen. Bülow will mich bei Hülsen geradezu als Dirigent der Meistersinger in Berlin in Vorschlag bringen, da Hülsen selber kein Zutrauen in seine Hof-

kapellmeister habe. Daß es freilich keiner von denen kann, weiß ich von der Euryanthe her. Bülow meint, unter allen Umständen sollte ich mir den kommenden Winter, auch eben für die Meistersinger, frei lassen. Gott weiß was wird! Ich bin aber entschlossen mit dem, was ich bin und kann, den unsichern Kampf aufzunehmen . . . Selbst Bülow hat sich nun von dem „großen dramatischen Zug" des Körner überzeugt und sehr bedauert, augenblicklich noch nicht vorgehen zu können. Auch Cornelius glaubt an den sichersten Erfolg. Wagner klebt immer noch am Text und schlug mir Paul Heyse vor behufs einer Umarbeitung. Das hieße aber wieder von vorne anfangen, was ich nicht Lust habe und auch nicht einsehen kann. Eine gewaltsame Veränderung der Geschichte würde sich bei diesem Stoffe empfindlich strafen, da er das Glück hat, fertig wie keiner, aus derselben hervorgegangen zu sein. Aber wegen des Luthertextes will ich mit P. Heyse in Verbindung treten.

München am 20. Juni 1868.

Ich komme also gleich nach der Meistersingeraufführung hin, und brauche ich auch nicht gerade gedehmüthigt zu kommen. Director Behr in Mainz gab dem hiesigen Regisseur Richter dringende Ordre, mich hier auszuwittern, weil er mich absolut engagiren will. Ich ließ ihm sagen, daß ich im Verlauf der nächsten Woche selbst nach Mainz kommen würde. Ich will also zuerst in Osthofen sehen, ob und wie

viel ich dort etwaige Gelder beziehen kann. Mainz hätte übrigens viele Annehmlichkeiten, auch für Dich und die Geschwister, und vielleicht setze ich ja noch vor September irgendwo eine Aufführung resp. Annahme der Oper durch. Der liebenswürdige Tichatschek gab mir gestern Abend sehr wichtige Quellen in Dresden an und heute machte ich sogar nähere Bekanntschaft von Betz und — — Niemann! Irgendwo wird mir doch das Glück lachen. Du wirst also durch eine baldige Reise nach Dresden und Berlin entschädigt, meine Liebe. Nehme ich Mainz an, so brauchen wir gar nicht zu sparen. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Wendelin.

Am selben Tage fand die Generalprobe der „Meistersinger" im Kostüm statt. Wagner, der in den vorangehenden Proben stets mit erstaunlicher Virtuosität die Regie geführt, hatte heute in der Mitte des zweiten Ranges Platz genommen, um von oben alles gut übersehen zu können. Die unteren Räume waren schon ziemlich von den zahlreichen Gästen angefüllt, welche von nah und fern zu diesem musikalischen Ereignis herbeigeströmt waren. Als ich während des dritten Aktes ebenfalls nach dem zweiten Rang gegangen war, stand ich im Halbdunkel plötzlich vor Wagner, welcher gerade aus einer Loge kam. Mit unendlich wehmütigem Stimmklang, den ich nie vergessen werde, rief er zweimal: „Weißheimer — Weißheimer!" Dann ergriff er meine Hand und sah mich an. Nach einer kleinen Ergriffenheitspause fragte er mich, ob ich denn auch heute noch nicht jene Stelle in der Einleitung zum letzten Akt herausgefunden

hätte, über welche er mir vor sechs Jahren in Biebrich prophezeit habe, meiner zu gedenken. Ich sagte, zu meiner Schande müsse ich gestehen, daß trotz genauesten mehrmaligen Zuhörens und Aufmerkens ich noch nicht dahinter gekommen, was er meinen könne. Lächelnd schüttelte er den Kopf und ging wieder in die Loge, da die kleine Pause beendet war, und soeben mit der Schlußscene der Oper begonnen wurde. Dies war die letzte persönliche Begegnung, welche ich mit ihm hatte.

Ruhmgekrönt saß er während der ersten Aufführung, Sonntag den 21. Juni 1868, neben seinem königlichen Freunde in der mittleren, großen Königsloge und nahm an dessen Seite und mit dessen Händedruck die stürmischen Ovationen der Menge entgegen — und hier — sah ich ihn auch zum letzten Male! Nach dem Vorgefallenen und infolge seines auffallend veränderten Wesens hatte ich keine Lust mehr zu weiteren persönlichen Begegnungen, die mir das schöne Bild von früher, welches ich von ihm hatte, leicht noch mehr hätten trüben können.

Nachwort.

Die drei folgenden Kapellmeisterjahre in Mainz und Zürich will ich nur im Vorübergehen erwähnen. In Mainz studierte ich den „Lohengrin“ neu ein, und in Zürich traten wir, meine Frau und ich, mit Familie Wesendonck in freundschaftliche Beziehungen, welche sich noch über die Zeit unsers Wegganges von dort (1872) fortsetzten. Während meiner sechsjährigen Wirksamkeit in Straßburg i. E. (1873—78), wo ich unter anderm Wagners Opern „Rienzi“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ im dortigen neuerrichteten Theater zum erstenmal aufführte, schrieb ich ein neues Werk: „Meister Martin und seine Gesellen“, das ich unter Otto Dessoffs unübertrefflicher Leitung am 14. April 1879 in Karlsruhe mit außerordentlichstem Glück zur Aufführung brachte, und welches schnell über eine Reihe von Bühnen wanderte. (Ueber die stattgehabte „Körner“-Aufführung ist bereits an zwei Stellen kurz berichtet.) Zur selben Zeit war ich von Straßburg nach Baden-Baden übergesiedelt, wo ich auf Wunsch des dortigen Kurkomitees, unter Vorsitz des sehr musikalischen und stimmbegabten Oberbürgermeisters Gönner, die Leitung der größeren Kurhauskonzerte übernommen hatte. 1880 hatte ich mich auch mit Otto Dessoff in die Leitung der Konzerte der in Baden stattfindenden Tonkünstlerversammlung

geteilt, nachdem die vierte dortige Aufführung meines „Meister Martin" das Fest eröffnet hatte. Ich saß mit Dr. Franz Liszt und Saint Saëns in der großen Mittelloge und erntete von beiden die unumwundenste Anerkennung meines Werkes, das auch in Karlsruhe mit denselben vorzüglichen Kräften bereits sechsmal zur Aufführung gekommen war. Liszt war, wie immer, der charmanteste, liebenswürdigste und liebevollste große Künstler, den ich je zu kennen die Ehre hatte. Seine früheren Briefe an mich ließ leider ein unglücklicher Zufall verloren gehen; ich kann daher nur die an mich nach Baden gerichteten mitteilen, die keinerlei Erklärung bedürfen, und durch deren Wiedergabe ich dieses Buch hiermit schließe. —

Sehr geehrter Freund!

Besten Dank für die Mitteilung Ihrer Oper: „Meister Martin und seine Gesellen", deren nächste Vorstellung in Baden-Baden das Vergnügen haben wird beizuwohnen,

freundschaftlich ergeben

12. April 80 — Weimar. F. Liszt.

Sehr geehrter Freund!

Zufolge Ihres Briefes schreibe ich an Riedel. Nur drei Nummern aus dem Christus-Oratorium sollen in dem Programm der Tonkünstlerversammlung in Baden-Baden aufgenommen werden. Also:

1) Einleitung und Chor: (Gloria et pax . . . .)
2) Die „Seligkeiten".
3) „Tu es Petrus".

Das „Wunder" und den „Einzug" streicht entschiedenst —

freundschaftlich dankend und ergebenst

F. Liszt.

16. April 80 — Weimar.

Sehr geehrter Freund!

Nochmals Dank für Ihre wirksame, günstig dirigirende Thätigkeit, bei der Tonkünstlerversammlung in Baden.

Das freundliche Wohlwollen des Herrn Oberbürgermeister Gönner erfreut und beehrt mich. Sagen Sie ihm und den vortrefflichen Sängern der „Christus Chöre" meinen aufrichtigen Dank, nebst dem Bedauern, daß ich dieses Jahr nicht mehr nach Baden-Baden kommen kann.

Herrn Musikdirektor Dimmler habe ich versprochen, der Aufführung des „Christus Oratorium" nächsten Sommer in Freiburg beizuwohnen. Dann besuche ich auch wieder meine Badener Freunde.

Seit meinem Rücktritt von der Weimarer Hofbühne (vor 20 Jahren) bin ich den Theaterangelegenheiten, nicht unfreiwillig, ganz entfremdet. Indeß wird nicht ermangeln, Weißheimers „Meister Martin und seine Gesellen" zur Aufführung zu empfehlen an intendantlichen, entscheidenden Stellen —

alt freundschaftlich ergeben

15. Juni 80 — Weimar. F. Liszt.

Freundlichsten Gruß an Ihre Frau.

Sehr geehrter Freund!

Wahrlich treiben Sie Wunder in Baden-Baden! Nach der Tonkünstler-Versammlung hielt ich eine noch vollständigere Aufführung des Christus-Oratorium für unmöglich. Indeß haben Sie diese glücklich zu Stande gebracht. Dem Dirigenten, den Ausführenden und Herrn Oberbürgermeister Gönner meinen verbindlichsten Dank.

Besonderes Interesse nehme ich an dem Weißheimer-Concert (30. Juni), welches hoffentlich nächstes Jahr wiederholt wird, so daß ich zu hören bekomme Ihre „geistlichen Sonnette", „Deutschen Minnesänger" und die Symphonie „An Mozart".

Im Sommer 81 habe ich Freund Dimmler versprochen, seiner Aufführung des Christus-Oratorium in Freiburg (Breisgau) beizuwohnen. Verständigen Sie sich mit ihm, wegen der mir sehr angenehmen Station Baden-Baden — ob vor oder nach Freiburg? Die benannten Compositionen Weißheimers wünsche ich zu hören, kann aber nicht länger als 8 bis 10 Tage im badischen Lande nächstes Jahr zubringen.

Freundlichsten Gruß an Ihre Frau, und stets aufrichtig ergebenst

F. Liszt.

22. Juli 80, Weimar.

Sehr geehrter Freund,

Wahrlich treiben Sie Wunder
in Baden-Baden! — Nach der
Tonkünstler Versammlung hielt
ich eine noch vollständigere
Aufführung des Christus Oratoriums
für unmöglich. Indessen haben
Sie diese glücklich zu Stande
gebracht! Dem Dirigenten,
den Aufführenden, und
Herrn Ober Bürgermeister Gönner,
meinen verbindlichsten Dank.

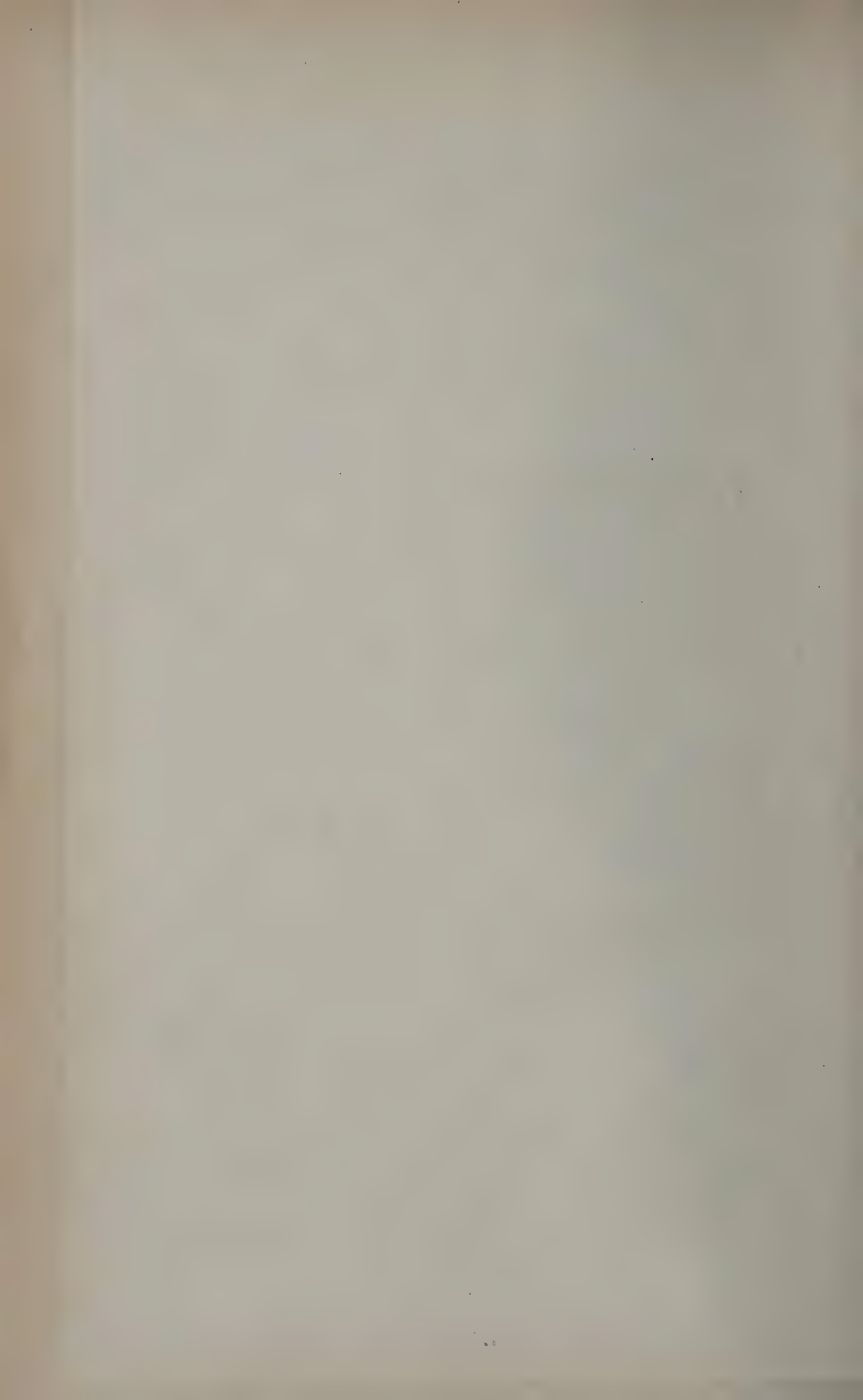
Besonderes Interesse
nehme ich an dem Weissheimer Concert
(30ten Juni) welcher hoffentlich

Faksimile eines Briefes von Franz Liszt an W. Weißheimer. Siehe Seite 407.

nächsten Jahr wiederholt wir
so daß ich zu hören bekomm
Ihre Geistlichen Sonnette,
Deutschen Minnesängen, und d.
Symphonie „an Mozart“.
Im Sommer. 81, habe ich
Freund Dimler versprochen
seiner Aufführung des Chri
Oratorium in Freiburg (Breisga
beizuwohnen. Verständigen
Sie sich mit Ihm, wegen der
mir sehr angenehmen Station
in Baden Baden, – ob vor
oder nach Freiburg –? Die
benannten Compositionen Weinheim
wünsche ich zu hören, kann

nicht länger als 8 bis 10 Tage
im badischen Lande, nächstes
Jahr zubringen.
Freundlichsten Gruss an
ihre Frau, und stets
aufrichtig ergebenst
F. Liszt

22ten Juli, 80 –
Weimar.



Anhang.

Verzeichnis der vorläufig im Druck erschienenen Werke

von

Wendelin Weißheimer.

---

1. **König Sifrid.** (Opus 1. Franz Liszt gewidmet.) Ballade von Uhland, für Baryton oder Baß. Leipzig, bei C. F. Kahnt. Partitur Mark 4.— Klavierauszug Mark 1.50.
2. **Die große Firma.** Gedicht von Franz von Gaudy. Für eine Baryton- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, unter dem Pseudonym W. Solinger, opus 2. Düsseldorf, bei Wilhelm Bayrhoffer. Preis Mark 1.50.
3. **Deutsche Minnesänger.** Lieder-Cyclus für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Mainz, bei B. Schotts Söhne.

Erstes Heft: **Dietmar von Aist.**

Inhalt: 1. Der Falke. (Uebersetzt von Frl. Born.) Sopran.
2. Die Trennung. (Simrock.) Sopran.
3. Im Frühling. (Simrock.) Sopran.

Zweites Heft: **Der von Kürenberg.**

Inhalt: 1. Der Falke: „Ich zog mir einen Falken." Sopran.
2. Der Abendstern. Mezzosopran.
3. Liebeslied. Mezzosopran.
4. Des Geliebten Abschied. Mezzosopran oder als Wechselgesang zwischen Mezzosopran und Baryton.
5. Nur der Eine. Mezzosopran.
6. Trennung. Mezzosopran oder als Wechselgesang wie oben.

Drittes Heft: Spervogel. Heinrich von Veldecke.
Wernher von Tegernsee und Volkslieder aus dem 12. Jahrhundert.

Inhalt: 1. Tugend das schönste Kleid. Mezzosopran oder Baryton.
2. Lebensregel. Alt oder Baß.
3. Der Thor. (Uebersetzt von Simrock.) Alt oder Baß.
4. Die böse Zeit. Mezzosopran oder Baryton.
5. Der gute Wirt. Baß.
6. Minnelied: „Wohl alle Gedanken des Herzens vereine." Tenor.
7. Dasselbe für etwas tiefere Stimmlage. (Baryton.)
8. Macht der Liebe. Tenor.
9. Graues Haar. Baryton oder Baß.
10. Liebesreim von Wernher v. Tegernsee. Sopran oder Tenor.
11. Komm, o komm, Geselle mein. (Volkslied.) Für alle Stimmen außer Baß.
12. Ich hab' im Herzen sehnlich Leid. Sopran oder Tenor.

Viertes Heft: Christan von Hamle.

Inhalt: 1. Der Anger. Für alle Stimmen außer Baß.
2. Vier Augen und zwei Herzen. Tenor oder hoher Baryton.
3. Wächterlied. Zwiegespräch zwischen Sopran und Baryton.
4. Treue. Tenor.
5. Frauenlob: „Da kommt der Mai mit Schalle." Tenor.

Einzelnummer: Herzog Johann von Brabant.
„Herba lori fa." Sopran oder Tenor.

Preis: 1. Heft M. 3.— 2. Heft M. 2.75. 3. Heft M. 3.75.
4. Heft M. 4.25. Herba lori fa M. 1.—

Weiter sind bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen:

Lieder und Balladen

von Goethe.

1. Erster Verlust: „Ach wer bringt die schönen Tage." Mezzosopran. 50 ₰.

2. Sie: „War schöner als der schönste Tag.“ Für alle Stimmen außer Baß. 50 ₰.
3. Mignon: „Nur wer die Sehnsucht kennt.“ Für Frauenstimme. 75 ₰.
4. Rettung: „Mein Mädchen ward mir ungetreu.“ Tenorbaryton. ℳ 1.—
5. Fliegentod: „Sie saugt mit Gier.“ Für alle Stimmen außer Baß. 75 ₰.
6. Beweggrund: „Wenn einem Mädchen, das uns liebt.“ Baryton. 75 ₰.
7. Mädchenwünsche: „O fände für mich ein Bräutigam sich.“ Sopran. 50 ₰.
8. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Alle Männerstimmen außer Baß. 75 ₰.
9. Blindekuh: „O liebliche Therese.“ Baryton oder Tenorbaryton. 75 ₰.
10. Der Schäfer: „Es war ein fauler Schäfer.“ Für Baß. 50 ₰.
11. Verschiedene Drohung: „Einst ging ich meinem Mädchen nach.“ Baryton. 50 ₰.
12. Unüberwindlich. Trinklied. Für Baß oder Baryton. 75 ₰.
13. Holde Gegenwart: „Alles kündet dich an.“ Tenorbaryton. ℳ 1.—
14. Lauf der Welt: „Als ich ein junger Geselle.“ Baryton oder Tenor. ℳ 1.—
15. Wirkung in die Ferne. Ballade für Sopran oder Tenor. ℳ 1.50.
16. Der Totentanz. Ballade für Baryton oder Mezzosopran. ℳ 2.—
17. Der Sänger. Ballade für Baß. ℳ 1.50.
18. Der Rattenfänger. Ballade für Baß. 50 ₰.

---

c) Meister Martin und seine Gesellen.

Oper in drei Akten
nach der Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Vollständiger Klavierauszug *M.* 20.—; Orchesterpartitur *M.* 200.—
(Bei direkter Bestellung 33 1/3 % Rabatt.)

17 Einzelnummern (Rabatt wie vorstehend), darunter:

Die Prophezeiung der Großmutter. Lied für Sopran. 80 ₰.
Martin lobt die Gesellen. Arie für Baß. *M.* 1.—
Konrads Jagdlied. Für hohen Baß. *M.* 1.20.
Arie und Scene Rosas. Für Sopran. *M.* 1.—
Lied Reinholds vor dem Bilde. Für Baryton. *M.* 1.—
Dasselbe für Tenor *M.* 1.—
Duett für Tenor und Baryton: „Der Haare Prangen.“ *M.* 1.20.
Melodien aus „Meister Martin“ für Piano: 1. Heft *M.* 2.— 2. Heft *M.* 2.— Ouvertüre zu 2 Händen *M.* 1.60. Ouvertüre zu 4 Händen *M.* 3.20.
Textbuch der Oper „Meister Martin“ 50 ₰.

d) Textbuch der Oper Leyer und Schwert

(Theodor Körner) 50 ₰.



